

# Für **alle(s)** **offen**

Bibliotheken  
auf neuen Wegen

Festschrift für

Dr. Fredy Gröbli

Direktor der  
Öffentlichen Bibliothek  
der Universität Basel

Buchgestaltung und Desktop Publishing: Marcel Jenni, Basel

Belichtung: Futura Desktop, Münchenstein

Druck: Morf + Co. AG, Basel

© Öffentliche Bibliothek der Universität Basel  
Alle Rechte vorbehalten

ISBN - 3-85953-065-8

# Inhalt

*Prof. Dr. iur. Kurt Jenny*  
*Präsident der Bibliothekskommission*

Geleitwort zur Festschrift für Dr. phil. Fredy Gröbli  
Direktor der Öffentlichen Bibliothek der Universität Basel  
9

*Dr. Christoph J. C. Albrecht*  
Die Beziehungen der Freiwilligen Akademischen Gesellschaft (FAG)  
zur Öffentlichen Bibliothek der Universität Basel  
15

*Christoph Ballmer*  
Musikstadt Basel – Basler Musikbibliothek?  
Versuch einer Standortbestimmung  
19

*Robert Barth und Gabi Schneider*  
Die Zukunft hat noch nicht begonnen  
Die Automatisierung der Hochschulbibliotheken in der Schweiz 1965 bis 1995  
26

*Andreas Cesana*  
Technischer und kultureller Informationswandel – Überlegungen zur Situation  
wissenschaftlicher Bibliotheken am Beispiel des Fachbereichs Philosophie  
38

*Jul Christophory*  
Une Bibliothèque nationale en tant que foyer d'animation culturelle  
L'exemple de la Bibliothèque nationale (BN) de Luxembourg  
47

*Regina Cornut und Dorothea Trottenberg*  
Von Ninive zum WWW – Ein Berufsbild im Wandel  
53

- Rainer Diederichs*  
Zentralbibliothek Zürich – Öffentlichkeitsarbeit für einen 72 Millionen-Bau  
61
- Klaus Franken*  
Zwischen Zukunftsvision und Beharrungsvermögen  
Probleme bei der Veränderung der internen Organisation von Bibliotheken  
72
- Pierre Gavin et Anne Jolidon*  
Sommes-nous condamnés à feuilleter?  
Plaidoyer pour des index mieux structurés dans les catalogues automatisés  
85
- Simon Geiger*  
Wissenschaftliche Kommunikation in der Krise?  
98
- Frank Hieronymus*  
Briefe der UB als Quellen der Buchdruck- und Wissenschaftsgeschichte  
Ein Auswahlverzeichnis als Folge von 25 Jahren Ausstellungen in der UB  
107
- Hannes Hug und Hanspeter Schwarz*  
Bibliothek und Buchhandel  
Bibliothek und Verlag  
Sechs Thesen zum Wandel von Beziehungen und Gewichten in der  
Partnerschaft auf dem Informationsmarkt  
115
- Helena Kanyar-Becker*  
Zerfall der Kulturgüter  
122
- Wolfgang Kehr*  
Die Freihanddiskussion in Deutschland nach 1945  
128
- Ludwig Kohler*  
Macht hoch die Tür ... Freier Zugang zu Beständen in der  
Zentralbibliothek Zürich – Ein Erfahrungsbericht  
144
- Hermann Köstler*  
Denken, Sprechen, Schreiben, Lesen  
Vorläufige Bemerkungen zu einem unverbindlichen Entwurf des  
provisorischen Versuchs eines rudimentären Ansatzes zu einer  
Epistemologie der Bibliothek  
151

*Franz Georg Maier*

Bibliographia comica et curiosa BCC – Centum tituli eloquentes, loquaces, in  
primis mentem moventes ad usum discipulorum in rebus bibliographicis –  
100 phantasietreibende Titel zur Belebung des Bibliographie-Unterrichts  
157

*Roland Mathys*

Überlegungen zur Personalentwicklung der Zentralbibliothek Zürich 1917–1994  
168

*Gerhard Matter*

Die Baselbieter Bibliothekslandschaft 1974–1994  
174

*Martin Nicoulin*

Fribourg, un des acteurs de l'espace scientifique francophone:  
l'ABCDEF en action (1989–1995)  
186

*Elisabeth Oeggerli und Ursula Steinegger*

Wie weiblich ist die Zukunft?  
Zum Bild und zur Situation von Frauen in der Bibliotheksarbeit  
198

*Christoph Ritter*

Geschäftsgangmanagement  
Die Verteilstelle der Universitätsbibliothek Basel und ihr Beitrag zur  
Optimierung des Geschäftsganges  
209

*J. Claude Rohner*

Die Buchpreisbindung  
Einige streitlustige Gedanken zu einem unumstrittenen Faktum  
215

*Alice Spinnler-Dürr*

'Let the technology do the selection'  
Bibliographien im Wandel: Print, Online, CD-ROM  
223

*Martin Steinmann*

Gedanken zur Bestandespflege auf der Universitätsbibliothek Basel  
Dargestellt aus der Sicht der Handschriften-Abteilung  
238

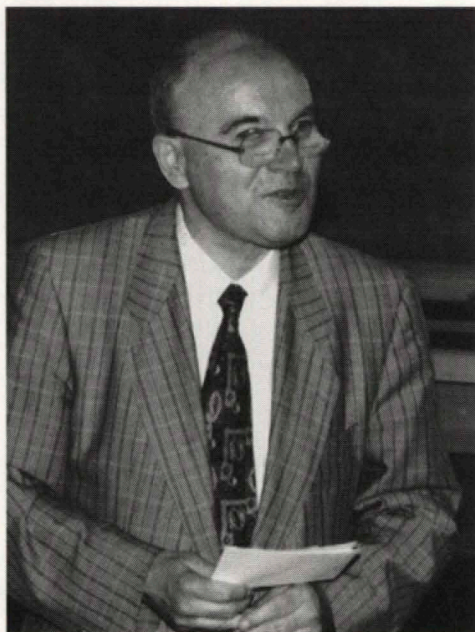
*Thomas Tanzer*

c:\> del \*.\* Lettre ouverte à un collègue qui va prendre sa retraite incessamment  
et qui court le risque de faire de l'ordinateur un de ses passe-temps favoris  
246

- Egon Thurnherr*  
Geschichte der Rekatolisierung in der Universitätsbibliothek Basel  
252
- Jakob Tschopp*  
Die Erziehung zum mündigen Fernleihe-Benutzer am Beispiel der  
Universitätsbibliothek Basel  
258
- Hubert Villard*  
Une démarche stratégique à la Bibliothèque cantonale et universitaire de Lausanne  
267
- Andres von Arx*  
Information vermitteln, präsentieren, organisieren  
Die Bibliotheken und das World Wide Web  
278
- Gabrielle von Roten et Alain Jacquesson*  
Les bibliothèques scientifiques et universitaires de Genève:  
leur évolution de 1980 à 1995  
289
- Kurt Waldner*  
Leseanstalt für die Jugend  
Die Gründung der Jugendbibliothek durch die  
Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige (GGG) in Basel  
300
- Bert Wessendorf*  
7564: ein guter Ratschlag?  
317
- Felix Winter*  
Vom Hochschulbibliothekskonzept zum Informationsverbund Basel  
Die Verbundkoordination auf der UB Basel  
326
- Edmund Wiss*  
Der Einbruch der Zahl in die heile Welt der Buchstaben  
Von der Lesestube zum Informationsbetrieb  
341
- Nachwort*  
348

Geleitwort  
zur Festschrift für Dr. phil. Fredy Gröbli,  
Direktor der Öffentlichen Bibliothek  
der Universität Basel

Prof. Dr. iur. Kurt Jenny  
Präsident der Bibliothekskommission



Fredy Gröbli

Die Jahre 1974 bis 1995, während Fredy Gröbli die Geschicke der Öffentlichen Bibliothek der Universität Basel leitete, werden als Zeit des Umbruchs und des Beginns einer neuen Epoche in die Geschichte der grössten Schweizer Bibliothek eingehen. Es darf als Glücksfall bezeichnet werden, wenn in dieser entscheidenden Phase ein Direktor unserer Bibliothek vorstand, bei dem Persönlichkeit, Beruf und Berufung eine harmonische Einheit bilden. Und ausgezeichnet hat sich gefügt, dass im Moment, als sich das Bibliothekswesen beim Eintritt ins Informatikzeitalter revolutionierte, alles andere als ein Revolutionär mit der Direktion der Basler Universitätsbibliothek betraut war. So stand der Hauptverantwortliche nicht mitten im, sondern im nötigen Abstand über dem Geschehen.

Jedenfalls darf gesagt werden, dass es Fredy Gröbli zusammen mit seinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern gelungen ist, die grossen Vorteile der elektronischen Datenverarbeitung für die Bibliothek fruchtbar zu machen.

## II

Fredy Gröblis Mitschüler im Realgymnasium, seine Kommilitonen an der Philosophisch-Historischen Fakultät der Alma Mater Basiliensis, die Kollegen während seines zweijährigen Volontariats bei der Buchhandlung Helbing & Lichtenhahn erkannten zwar die besonderen Begabungen ihres Weggefährten, seine intellektuellen Fähigkeiten, sein sagenhaftes Gedächtnis, seine Belesenheit und seine Liebe zum Buch als einem kostbaren Kulturgut, doch wurden sie sich erst anno 1973 bei seiner Wahl zum Direktor der Universitätsbibliothek bewusst, dass Fredy Gröblis Qualitäten seit jeher auf eine solche Lebensaufgabe hingewiesen hatten. Immerhin stand er schon seit 1961 in den Diensten der Bibliothek, zunächst als wissenschaftlicher Assistent, dann als Bibliothekar für die Bereiche Geschichte und Geographie.

Mit einem meist kurzen, aber fleissig scharf gespitzten Bleistift bewaffnet, machte sich Fredy Gröbli seine Vorlesungsnotizen in den Geschichts-, den sprachwissenschaftlichen und den Philosophiekollegien, die er von 1949 bis 1961 belegt hatte. Seine Skripte waren mustergültig, jede Jahreszahl und jedes Zitat überprüft, so dass sich noch Generationen von Studierenden bei ihrer Examensvorbereitung darauf stützten. Auch baute er in seinen drei Abschlussfächern Allgemeine und Schweizer Geschichte sowie Deutsche Philologie umsichtig und konsequent eine Handbibliothek auf, die wohl zum Feinsten gehörte, was sich ein Student träumen konnte. Sein Wissen auch weiterzugeben, bereitete ihm schon in der Studienzeit eine besondere Freude.

Von Fredy Gröblis Sorgfalt und Geschichtsverständnis zeugt seine, unter der Leitung Edgar Bonjourns ausgearbeitete und 1973 eingereichte Dissertation über 'Ambassador

Du Luc und der Trücklibund von 1715', wo er Zustandekommen und Bedeutung des von Louis XIV abgeschlossenen Sonderbündnisses Frankreichs mit den katholischen Orten der Eidgenossenschaft darstellt und damit eine bis dahin wenig bekannte Phase der französisch-schweizerischen Diplomatiegeschichte erhellt. Dabei hat er auch den entscheidenden Punkt, nämlich die Vereinbarkeit dieses Separatbundes mit dem den Zusammenhalt sichernden eidgenössischen Gleichgewicht im Ancien Régime, untersucht.

### III

Die Literaturversorgung im Basler Universitätsbereich muss, und dies war die von Fredy Gröbli entwickelte Leitlinie, als Einheit gesehen werden. Dies zwingt zur Zusammenarbeit zwischen der Universitätsbibliothek und den Instituten. Die vorhandene Literatur soll gesamthaft am Ort der voraussichtlich intensivsten Benützung angeboten werden.

Dies führte 1977 zur Schaffung der Medizinbibliothek und 1988 der WWZ-Bibliothek. Seine Ansichten und Erfahrungen in diesem Zusammenhang legte Fredy Gröbli in einem bemerkenswerten Aufsatz nieder über 'Lokale Koordination an schweizerischen Hochschulbibliotheken', der als sein Beitrag zur Festschrift für Ferdinand Baumgartner 1991 erschienen war.

Doch waren es, wie bereits angetönt, die enormen Möglichkeiten, welche die Informatik den Benützern wie den Bibliothekaren bot, die Fredy Gröbli – nach anfänglicher Skepsis – in den Bann zogen. Die stürmische Entwicklung illustrieren zwei Jahreszahlen: 1976 hielt die erste elektrische Schreibmaschine auf der Universitätsbibliothek ihren Einzug, 1980 flimmerte der erste Bildschirm. Mit dem auf Fredy Gröbli zurückgehenden regierungsrätlichen Ratschlag vom 18. Januar 1980 'betreffend Einführung der elektronischen Datenverarbeitung in der Öffentlichen Bibliothek der Universität Basel' wurde der Durchbruch erreicht. Der Grosse Rat erteilte dem Konzept und den beantragten Krediten seine Zustimmung. Das Referendum wurde nicht ergriffen.

Dank der vermittelnden Art Fredy Gröblis ging die Einführung der EDV an der Bibliothek ohne grössere Probleme vonstatten.

Doch von Anfang an lag dem Basler Bibliotheksdirektor die Zusammenarbeit mit den andern Hochschulbibliotheken am Herzen, um die EDV-Chancen optimal auszus schöpfen.

Als Präsident der entsprechenden Arbeitsgruppe der Vereinigung Schweizerischer Bibliothekare (VSB) hatte er bereits darauf hingewirkt, dass ein auf einheitlichen Erfassungsregeln beruhendes Katalogisierungssystem – unabhängig von den Sprachregionen – zustande kam. Sein weiterer Einsatz galt der Übernahme des in Lausanne entwickelten Bibliothekssystems SIBIL durch die Hochschulen und die mit ihnen verbundenen Bibliotheken. Seit ihrer Gründung präsidierte Fredy Gröbli die Vereinigung der SIBIL-Anwender REBUS, welcher bis 1994 die Universitätsbibliotheken von Lausanne, Genf, Fribourg, Neuchâtel, Basel, Bern, St. Gallen sowie die Bibliothèque Nationale de Luxembourg angeschlossen waren.

#### IV

Konstruktive Arbeit leistete Fredy Gröbli in den Gremien der VSB, deren Vorstand er von 1974 bis 1989 angehörte. Das Präsidium führte er in den Jahren 1980 bis 1983. Später präsidierte er die Kommission der Universitätsbibliotheken im Rahmen der Schweizerischen Hochschulkonferenz. Als langjähriger Vertreter der VSB brachte er seine immense Erfahrung in die Eidgenössische Kommission für Wissenschaftliche Information ein.

Die Ausbildung der Bibliothekarinnen und Bibliothekare ist ein Anliegen, dem Fredy Gröbli im Rahmen der VSB stets allergrösste Bedeutung beigemessen hat. Seit über 20 Jahren ist er Mitglied der Prüfungskommission und kümmert sich um die Ausbildungsprogramme der Diplom- und der wissenschaftlichen Bibliothekare. Man darf sagen, dass die Nachwuchsschulung zu den Lieblingstätigkeiten Fredy Gröblis gehört und ihm dafür auch eine spezielle Begabung geschenkt ist: Er gibt eben gern sein Wissen weiter! So passt es ins Bild, dass sich Fredy Gröbli schon seit vielen Jahren als Inspektionsmitglied und als Maturexperte dem Gymnasium am Kohlenberg zur Verfügung stellt.

#### V

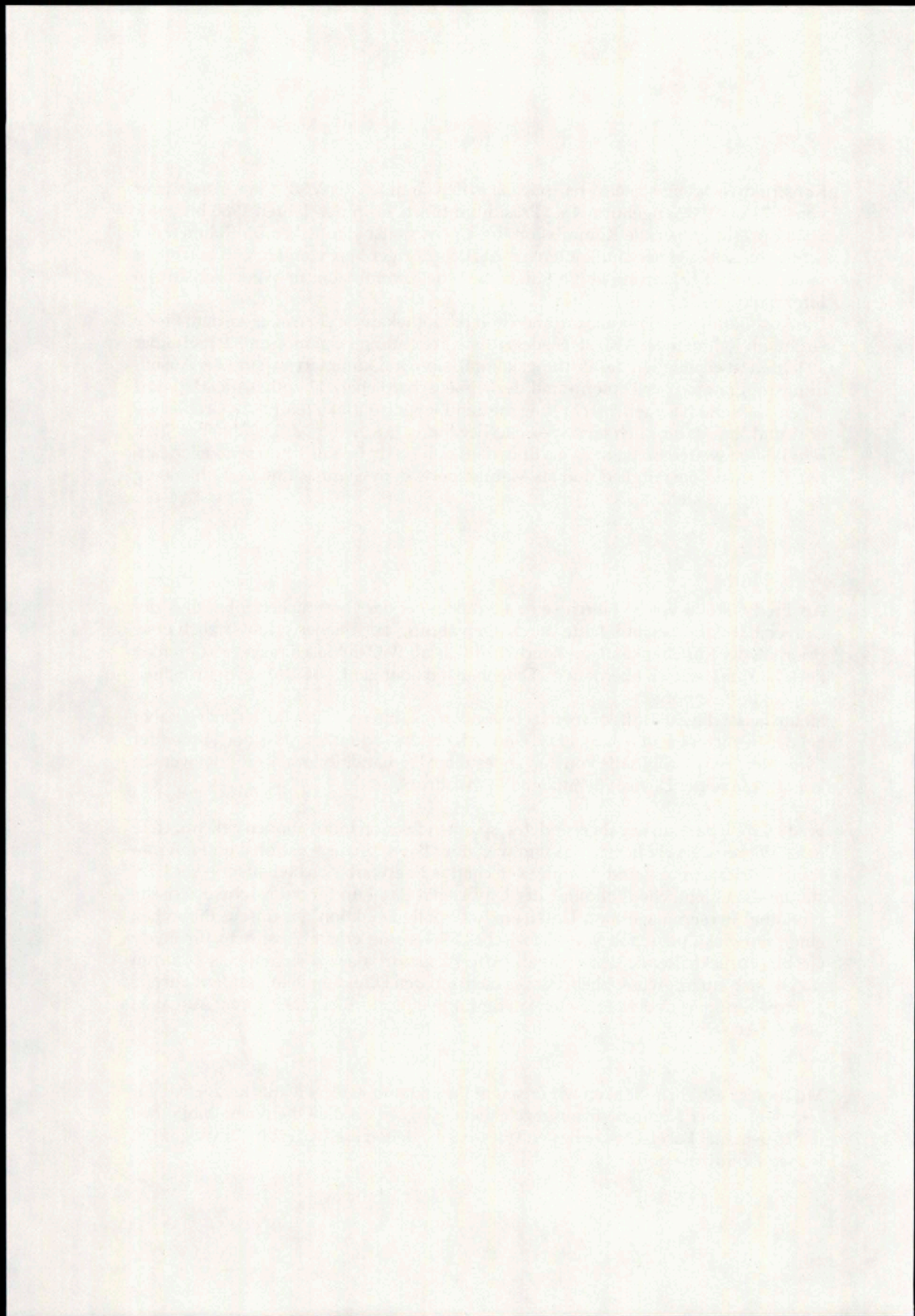
Als Fredy Gröbli vor 34 Jahren seine Laufbahn bei der Öffentlichen Bibliothek der Universität Basel begann, hatte die Aufbewahrung der Bücher grundsätzlich erste Priorität, der Kärtchenkatalog – handschriftlich, ab 1942 in Maschinschrift – schien noch Jahrhunderte zu überdauern. Datenbanken oder gar CD-ROM lagen im Schoss der Zukunft verborgen.

Heute heisst die Zukunft, die bereits begonnen hat, Internet. Das Buch ist weit näher bei der Benützerschaft – dank EDV. Und es ist höchst erfreulich, dass noch unter der Direktion Fredy Gröblis die von ihm angestrebte Freihandbibliothek eröffnet werden konnte, die seiner Devise "Benütznähe" Ausdruck gibt.

Fredy Gröbli darf auf ein abgerundetes, spannendes, von Innovationen gekennzeichnetes Wirken zurückblicken, das ihm weit über Basel hinaus – national und international – Anerkennung und Achtung verschaffte. Er erwarb sich bedeutende Verdienste um die Öffentliche Bibliothek der Universität Basel und um das schweizerische Bibliothekswesen insgesamt. Unter Fredy Gröblis Direktion hat unsere Bibliothek einen Entwicklungsschub von historischer Dimension erlebt. Es spricht für Fredy Gröblis zurückhaltende und sympathische Wesensart, dass er sich nie ins Zentrum rückte, sich auch bewusst blieb, dass es nicht auf den Direktor allein, sondern auf alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter ankommt, wenn die Bibliothek ihren Aufgaben gewachsen sein soll.

\*

Mit dieser Festschrift danken wir unserem Freund und Kollegen aufs herzlichste für seine von hoher Kompetenz ausgezeichnete Hingabe an die Öffentliche Bibliothek der Universität Basel. Unsere besten Wünsche begleiten Fredy Gröbli vom negotium ins wohlverdiente otium.



Die Beziehungen  
der Freiwilligen Akademischen Gesellschaft  
(FAG)  
zur Öffentlichen Bibliothek der Universität Basel

Dr. Christoph J. C. Albrecht  
Vorsteher der FAG

Seit 160 Jahren fördert und unterstützt die Freiwillige Akademische Gesellschaft Bildung und Wissenschaft im weitesten Sinne, nicht nur an der Universität Basel, nein im Rahmen der Möglichkeiten auch in einem weiteren Bereich. Dies gibt Gelegenheit aufzuzeigen, wie sich die mannigfachen Beziehungen der FAG zur Universitätsbibliothek entfaltet haben.

Die FAG ist ein Verein, dem jedermann beitreten kann. Mit der Gründung der FAG wurde seinerzeit einer neuen Beziehung der Bürgerschaft zur Universität Ausdruck verliehen. Die FAG diente einer Neubelebung des Engagements für die damalige städtische Hochschule. Es galt, den privaten Reichtum einer Bürgerschicht für die Zwecke der akademischen Lehre und Forschung zu mobilisieren. Davon profitierte auch die Öffentliche Bibliothek, setzt sich doch die FAG auch den Ausbau der wissenschaftlichen Sammlungen und die Popularisierung der wissenschaftlichen Forschung zum Ziel.

Seit der Gründung fliessen der FAG immer wieder Schenkungen, Legate und Stiftungen zu, zwei sehr grosse Legate sind dem Verein dieses Jahr zugegangen. Diese Mittel werden heute in über 50 verschiedenen Fonds, über welche die FAG im allgemein zugänglichen Jahresbericht Rechenschaft ablegt, verwaltet. Zinsen und Kapital werden gemäss den Bestimmungen der Donatoren verwendet. Die FAG hat somit eine Treuhänderfunktion zur Unterstützung der Universität.

1896 beteiligte sich die FAG mit 400'000 Franken am Neubau der Universitätsbibliothek, nachdem die Verhältnisse im Haus zur Mücke und später im Museum an der Augustinergasse zu eng wurden und sich deshalb ein Neubau aufdrängte. Der Kostenvoranschlag für den von Architekt Emanuel La Roche konzipierten Bau belief sich auf 817'450 Franken. Von diesem 1898 bezogenen Bibliotheksgebäude, ein dem Historismus verpflichtetes Bauwerk, welches damals als wichtigstes Universitätsinstitut galt, steht heute nur noch der zum Teil erst zu Beginn des laufenden Jahrhunderts errichtete Magazinflügel längs der Bernoullistrasse. Der ehemalige Kopfbau musste vor 30 Jahren einem Neubau weichen, mit welchem gleichzeitig längs der Schönbeinstrasse eine funktionelle Erweiterung realisiert wurde.

Beim Neubau hat sich die FAG nicht mehr beteiligt, solche Aufgaben sind heute vollumfänglich durch die öffentliche Hand zu übernehmen.

Um so mehr konnte die FAG oft der Universitätsbibliothek (UB) – aber auch vielen anderen Instituten – Mittel zur Ergänzung der Sammlungen und zur Katalogisierung der Buchbestände zur Verfügung stellen. Mit dem auf Anregung des früheren Vorstehers der FAG, Heinrich Iselin-Weber, 1935 errichteten 'Jubiläumsfonds' konnte zur Aufstockung der Bestände der UB tatkräftig Hilfe geleistet werden.

Weitgehend unbekannt scheint die Tatsache, dass die FAG seit langer Zeit über verschiedene Spezialfonds verfügt, deren Erträge für die Öffentliche Bibliothek bestimmt sind. So wurde bereits 1854 ein 'Fonds für die Öffentliche Bibliothek' ge-

öffnet, das bescheidene Kapital beläuft sich heute auf 5'000 Franken, der Ertrag fliesst automatisch der UB zu. 1870 wurde die 'Wackernagel-Stiftung' errichtet, ein Teil des Ertrages fliesst ebenfalls zugunsten der Öffentlichen Bibliothek. Ende des letzten Jahrhunderts wurde der 'Dr. L. Ehinger-Fonds' errichtet, dessen Kapital sich auf 10'000 Franken beläuft. Die Hälfte der Zinsen fliesen bestimmungsgemäss an die Universitätsbibliothek "für gelegentlichen Ankauf von Büchersammlungen und für Vermehrung der Bibliothek". Eine ähnliche Bestimmung kennt die am 9. Dezember 1891 zum Andenken an den verstorbenen Oberbibliothekar errichtete 'Ludwig Sieber-Stiftung'. Der Ertrag ist für die Anschaffung von Büchern aus dem Gebiete der Geschichte und ihrer Hilfswissenschaften bestimmt. Auch die Zinsen auf das Kapital der 1894 errichteten 'Achilles Thommen-Stiftung' gehen an die Öffentliche Bibliothek, sie sind zur Anschaffung von Werken technologischen Inhalts bestimmt. Am 8. September 1908 hat Prof. Andreas Heusler in Erinnerung an seinen Vater und Vorsteher der FAG den 'Andreas Heusler-Fonds' gestiftet. Der Ertrag des heutigen Kapitals von 100'000 Franken geht an die Öffentliche Bibliothek zur Anschaffung von Büchern aus dem Gebiete der Rechtswissenschaft und der Geschichte und zur Fortsetzung früher angeschaffter Werke, wobei über die Anschaffungen die Bibliothekskommission zu entscheiden hat. 1907 haben Johann Rudolf Nötzlin und seine Ehefrau Marie, geborene Werthemann, festgelegt, dass vom Ertrag auf das Kapital der 'Nötzlin-Werthemann-Stiftung', das sich heute immerhin auf mehr als 260'000 Franken beläuft, 18 Prozent für Werke bis 1800 und nur zur Anschaffung von Originalen an die Öffentliche Bibliothek zu gehen habe. Auch die Erträge des 'Preiswerk-Sarasin-Fonds' sind für die Universitätsbibliothek bestimmt, zur Anschaffung von Literatur aus dem Gebiete der alttestamentlichen Wissenschaften und der Archäologie.

Aus vielen Rinnalen fliessen die Wasser zu einem Bach zusammen, mit dessen Kraft der Bestand der Sammlung der Öffentlichen Bibliothek regelmässig erhöht werden kann. Die Verfügenden haben dabei oft nicht nur an die UB gedacht, sondern gemäss ihren individuellen Neigungen spezielle, bei Anschaffungen zu berücksichtigende Auflagen festgelegt. Heute versucht die Kommission mehr und mehr darauf hinzuwirken, dass mit Schenkungen und Vermächtnissen nicht zu viele Auflagen verbunden werden, weil das die Verwaltung der Mittel und deren Einsatz oft hemmt. Dies sind denn auch die Gründe, welche die Kommission veranlassen, neben den zweckbestimmten Dotierungen, die Öffentliche Bibliothek auch mit Allgemeinen Mitteln beim Vorliegen spezieller Bedürfnisse zu unterstützen. Schon in den ersten Jahrzehnten des Bestehens des Vereins wurden der Öffentlichen Bibliothek für einzelne Literaturbereiche Extrazuschüsse gewährt. Diese Politik gilt grundsätzlich auch heute noch.

Oft hat die FAG der UB geholfen, Spezialschriften, Sammlungen und Bibliotheken zu erwerben. Im weiteren hat die FAG auch wiederholt die Mittel für Katalogisierungsarbeiten zur Verfügung gestellt.

Mit Hilfe der FAG konnte die UB die von Prof. Rudolf Tschudi übernommene Islambibliothek katalogisieren. Aus den Erträgen des 'Oberst Rudolf Miescher-Fonds' der FAG werden regelmässig Neuanschaffungen für die Militärbibliothek finanziert. In jüngerer Zeit kam es wiederholt vor, dass die FAG im Rahmen von Sonderauf-

gaben, die der UB laufend erwachsen, Salarierungskosten übernahm. So erhielt die Öffentliche Bibliothek in den vergangenen Jahren finanzielle Unterstützungen zur Finanzierung der Edition der Amerbach-Korrespondenzen. Des öfteren wurden der UB oder einzelnen ihrer Mitarbeiter finanzielle Mittel als Salärbeihilfen für wissenschaftliche Hilfskräfte zur Verfügung gestellt.

Auch ein noch so grosses Budget kann heute nicht mehr alle Bedürfnisse einer zeitgerechten, grundsätzlich allumfassenden Bibliothek befriedigen. Wenn eine solche Institution den Wünschen der Öffentlichkeit gerecht werden will, ist sie auf eine Unterstützung durch private Mittel angewiesen. Die FAG ist deshalb froh, dass unsere UB noch auf zahlreiche andere regelmässige Geldgeber zählen darf. Hoffentlich kann diese Tradition des 'Gebens im Stillen' auch in Zukunft beibehalten werden.

Aber auch die UB hat der FAG gegeben. Vor zehn Jahren organisierte Herr Dr. F. Gröbli, Direktor der Öffentlichen Bibliothek, in der grossen Reihe seiner vielbeachteten Ausstellungen eine Sonderschau für die FAG. Mit diesem Dank im Rahmen einer durch den Verein gross angelegten Werbeaktion wurde 'Nehmen' durch 'Geben' ergänzt. Mit dieser Ausstellung konnte in weiten Kreisen – nicht zuletzt auch unter Studierenden – der Bekanntheitsgrad der damals im wesentlichen nur Insidern bekannten Institution ('Sandoz Gazette' vom 27. März 1985) erheblich verbessert werden. Dafür ist die FAG dem Direktor der UB und seinen Mitarbeitern auch heute noch sehr dankbar.

Musikstadt Basel – Basler Musikbibliothek?  
Versuch einer Standortbestimmung

Christoph Ballmer

"Werte Kolleginnen und Kollegen! Es ist kein Zufall, dass die grösste und bedeutendste Musikbibliothek unseres Landes gerade in Basel zustande kam. Die bekannte Vorliebe der Rheinstadt für Musik verband sich mit den wissenschaftlichen und historischen Interessen ihrer Bürgerschaft, die in der Universität und den mit ihr verbundenen akademischen Sammlungen ihren sichtbarsten Ausdruck findet." Mit diesen Worten begrüßte Hans Zehntner, der langjährige Leiter der Musikabteilung der Basler Universitätsbibliothek (UB), die Teilnehmerinnen und Teilnehmer eines Fortbildungskurses, der anlässlich der 43. Jahresversammlung der Vereinigung Schweizerischer Bibliothekare am 23./24. September 1944 in Biel stattfand. Und auch Paul Sieber, der damalige Musikbibliothekar an der Zürcher Zentralbibliothek (ZB), gab in seinem Vortrag – nach einer Darstellung der (schon damals) ambivalenten Haltung der Landesbibliothek in Bern in bezug auf die Musik – unumwunden zu: "Unsere zweite und zugleich bedeutendste nationale Musikbibliothek ist die Musikabteilung der Basler Universitätsbibliothek, Sitz der 'Schweizerischen Musikbibliothek'".

#### Im Wettstreit der Städte?

Kurz vor Ende des Zweiten Weltkrieges waren somit die Verhältnisse für Musikforscher und Musiker noch eindeutig und klar: Basel war die erste Adresse in der Schweiz, was die musikalischen Quellen- und Notenbestände und was die Musikliteratur anbetraf. Bis heute hat sich dies insofern geändert, als zumal die ZB – im Zuge der 1971 erfolgten Gründung einer eigenständigen Musikabteilung – gegenüber der UB in manchen Bereichen an Boden gut gemacht hat. Zu Recht weist der Zürcher Kollege, Chris Walton, deshalb immer wieder darauf hin, dass vor allem in bezug auf Autographen von Schweizer Komponisten der vergangenen 200 Jahre, aber auch – dank eines erheblich gewachsenen Musikbudgets – auf Literaturseite, sich die Musikabteilung der ZB in den letzten zwanzig Jahren als 'Sammlung von europäischer Bedeutung' (Arbido-R 7 (1992) 3) etablieren können. Doch liesse sich dies von der Basler UB etwa nicht auch behaupten? Oder vielleicht nicht mehr? Sind die Basler von den Zürchern in gewissen Bereichen eingeholt, links überholt oder gar abgehängt worden? Sind Positionen wie die kürzlich in der 'Neuen Zürcher Zeitung' (17./18. Juni 1995) referierte, dass die Musikabteilung der ZB "die bedeutendste Sammlung schweizerischer Musikhandschriften" beherberge, in der Sache richtig, oder vielleicht nicht doch etwas kühn?

Wenngleich einem (wenig nutzbringenden) lokalpatriotischen Prestigewettkampf hier keinesfalls das Wort geredet werden soll, so bieten solche Äusserungen für einen Zürcher in Basel mindestens willkommene Gelegenheit, Qualitäten und Perspektiven 'seiner' Bibliothek etwas genauer zu analysieren und sie in einen umfassenderen Kontext zu stellen.

## Substanz der UB

Eine Bestandesaufnahme soll fürs erste Klarheit schaffen: Zweifellos sind es auf UB-Seite nach wie vor die reichen und äusserst wertvollen älteren Quellenbestände, welche das Fundament der Musiksammlung bilden. Angefangen bei den zahlreichen Musikhandschriften aus dem 16. Jahrhundert, welche die musikalischen Interessen und vielseitigen Begabungen der wohlhabenden Basler Familien Amerbach, Iselin, Platter, Hagenbach und Leibfried zur Zeit des Humanismus spiegeln. Sie sind im akribisch gearbeiteten Katalog von John Kmetz ('Katalog der Musikhandschriften des 16. Jahrhunderts', Basel 1988) nachgewiesen. Ebenso bedeutend und für Musikforscher wie ausübende Musiker von grossem Interesse sind die Sammlung vor-klassischer Instrumentalmusik des Basler Seidenbandfabrikanten Lucas Sarasin (1730–1802), der im 'Blauen Haus' für seine Hauskapelle einen (noch heute im Gebrauch stehenden) Musiksaal einrichtete und seinen Konzertmeister Jacob Christoph Kachel beauftragte, Abschriften zeitgenössischer Musik herzustellen, und die Druke aus dem späten 18. Jahrhundert der Sammlungen de Pury und Thürlings.

Aber auch was das 19. und das 20. Jahrhundert angeht, hält die Bibliothek dem Besucher einiges an originalem Material bereit: Über siebzig Nachlässe aus dieser Zeit haben bisher den Weg auf die UB gefunden, darunter so bedeutende wie derjenige von Theodor Fröhlich (1803–1836), dem leider jung verstorbenen, begabtesten Vertreter einer schweizerischen Frühromantik, von Hans Huber (1852–1921), der herausragenden Schweizer Komponistenpersönlichkeit zur Zeit der Jahrhundertwende, von dessen Schüler Hermann Suter (1870–1926), dessen Oratorium 'Le Laudi di S. Francesco d'Assisi' (1925) sich bis heute einen festen Repertoireplatz weit über die Landesgrenzen hinaus hat erhalten können, von Ernst Lévy (1895–1981), Albert Moeschinger (1897–1985), Benno Ammann (1904–1986) und – teilweise noch der Bearbeitung harrend – von Felix Weingartner (1863–1942), der nicht nur ein führender Dirigent seiner Epoche war, sondern auch mehrere Opern und Sinfonien komponierte. Bei einer Bestandesaufnahme nicht zu vergessen ist überdies die unermesslich wertvolle Autographensammlung von Karl Geigy-Hagenbach (1866–1949), die auf musikalischer Seite je mindestens einen originalen Brief, eine Kompositionsskizze oder ein kleines Werk nahezu aller berühmten Musiker und Komponisten aus dem Zeitraum zwischen Palestrina und Strawinsky enthält.

Auf Literaturseite boten die von der Schweizerischen Landesektion der 'Internationalen Musikgesellschaft' (der Vorläuferin der heutigen 'Schweizerischen Musikforschenden Gesellschaft') im Jahre 1902 gegründete 'Schweizer Musikbibliothek' – Paul Sieber sprach im obigen Zitat von ihr – und die zwischen 1929 und 1935 zusammengetragenen Bibliotheken der bedeutendsten Musikforscher ihrer Zeit, von Karl Nef (1873–1935) und Eduard Bernoulli (1867–1927) und dem Theaterhistoriker Ernst Lert (1881–1955), eine solide Basis, die im Laufe der Jahre und Jahrzehnte eine wesentliche Erweiterung erfuhr. Dank einer konsequenten, von den Direktionen seit der Zeit des von 1891 bis 1922 amtierenden, musikbegeisterten Oberbibliothekars Carl Christoph Bernoulli bis auf den heutigen Tag stets wohlwollend unterstützten Akzessionspolitik der Musikbibliothekarenreihe Refardt, Zehntner, Schanzlin und Hagmann verfügt die UB heute insgesamt über ca. 35'000 Musikalien und ebenso

viele Musikbücher, über 6'500 Musikhandschriften und 6'000 autographe Musikerbriefe: eine stetig wachsende Sammlung, welche Forscher aus aller Welt, vor allem aus den USA und aus Deutschland, in wachsender Zahl aber auch aus England, Australien, Frankreich und Italien anlockt. Nicht mitgerechnet in diesen Zahlen sind Abertausende von Zeitschriftenbänden und Broschüren. Überdies verfügt die Basler UB – als einzige Bibliothek des Landes – über einen umfassenden Spezialkatalog zur Schweizer Musik nach Orten, Institutionen und Personen, der bis heute laufend nachgeführt wird. Sie ist im Besitz aller Quellennachweise zum 'Répertoire international des sources musicales' (RISM), und ist – seit 1993 – auch Schweizer Sammelstelle für die Daten des 'Répertoire international de la littérature musicale' (RILM), der weltweit wichtigsten Fachbibliographie im Bereich Musik.

#### Bibliothekenvielfalt

Für Basel von spezifischer Bedeutung ist zudem die Tatsache, dass sich die musikalischen Bestände der Basler UB mit denen anderer Basler Musikbibliotheken hervorragend ergänzen; das Nebeneinander einer breiten Grundsubstanz und zahlreicher Spezialitäten macht gar einen Hauptanreiz der Musikbibliotheksstadt Basel aus. Das jüngste Kind in der Familie ist die am Münsterplatz im Haus 'Auf Burg' beheimatete 'Paul Sacher-Siftung'. Die 1973 gegründete Institution beinhaltet die weltweit bedeutendste Musikautographensammlung für das 20. Jahrhundert und alimentiert sich mit aller wichtigen Literatur zu dieser Epoche. Sie versteht sich jedoch – im Gegensatz zur allgemein öffentlichen UB – als hermetische Forschungsbibliothek. Gewissermassen ihr kleines, aber feines Gegenstück auf dem Gebiet der Alten Musik ist die Bibliothek der 'Schola Cantorum Basiliensis', diesem bedeutenden Lehr- und Forschungsinstitut, das seit seiner Gründung im Jahre 1933 eine Vielzahl von Musikinteressierten aus aller Welt nach Basel zog und für die Belange der 'historischen Aufführungspraxis' von Anbeginn weg eine internationale Führungsrolle einnahm. Institutionell ist die Schola eine Unterabteilung der Basler Musikakademie, die ihrerseits über eine eigene, noch wesentlich grössere Bibliothek verfügt. Diese ist in hohem Masse auf die Bedürfnisse der Musikstudierenden zugeschnitten und vor allem in bezug auf praktische Notenausgaben und Tonträger sehr gut bestückt. Das Musikwissenschaftliche Institut der Universität schliesslich, eine Forschungs- und Studienbibliothek mit einer ganz aussergewöhnlichen Mikrofilmsammlung von mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Quellen, rundet das Bild einer Musikbibliothekenstadt Basel ab, die ein Potential an musikalischer Information zusammenhält, wie man es – nicht nur hierzulande – weitherum vergebens sucht.

#### Katalogvielfalt

Spätestens an dieser Stelle muss der mittlerweile gewiss etwas chauvinistisch anmutenden Eloge auf die Musikbibliothekenstadt Basel Einhalt geboten, der allfällig erweckte Eindruck einer bereits existierenden virtuellen Musikbibliothek Basel relativiert werden. Denn mehr noch als die verzettelte räumliche Anordnung der genannten Institutionen ist es die unübersichtliche, recht eigentlich problematische

Katalogsituation, welche sich der umfassenden Wahrnehmung der geschilderten Bestände in den Weg stellt. Allein auf der UB, dem an Werktiteln bestandesreichsten Partner eines potentiellen Verbunds (die gegen 200'000 Einheiten der Musikakademie enthalten einen grossen Anteil an Mehrfachexemplaren von je bis zu 200 Stück), gilt es in mehreren Katalogen nachzuschlagen, um den Bestand in extenso zu erfassen. Ein gesonderter Musikkatalog existiert – im Gegensatz etwa zur Zürcher ZB – nicht. Das autographe Material, die Nachlässe und viele der wertvollen Frühdrucke sind in die Handschriftenabteilung integriert und entweder im alten Zettelkatalog (AK), in gesonderten Nachlassverzeichnissen oder im – seinerseits in je einen Zettel- und einen EDV-Katalog gegliederten – Briefkatalog nachgewiesen. Die gedruckten Musiknoten demgegenüber finden sich bis 1940 ebenfalls im AK, danach im SIBIL-Computerkatalog. Der SIBIL-Katalog jedoch ist für die besonderen Bedürfnisse von Musikalien nur bedingt tauglich und weist diese nicht gesondert aus. Spezifische Gattungs- und Besetzungskataloge – ein absolutes Muss für Musikstudierende und ausübende Musiker – sind, trotz im Prinzip vorhandener Daten, bis heute ein Desiderat geblieben, so dass eine Katalogabfrage nach wie vor nur über den Komponistennamen, in Ausnahmefällen auch über den Werktitel erfolgen kann.

Die Bibliotheken der Musikakademie und der 'Schola Cantorum Basiliensis' demgegenüber sind in verschiedenen Zettelkatalogen nachgewiesen, die erst in diesen Tagen in ein – leider vorderhand nicht verbundtaugliches – Siemens-SISIS-Computersystem überführt werden. Sie enthalten – nebst einem Grundbestand an Gesamt- und Denkmälerausgaben, Studien- und Taschenpartituren, die in der UB und teils auch im Musikwissenschaftlichen Institut vorhanden sind – einen sehr grossen Anteil an Mehrfachausgaben von Musiknoten und Lehrbüchern für den praktischen und theoretischen Unterricht, für Harmonielehr- oder Formenlehrcurse oder für verschiedene Orchester- und Kammermusikformationen. Und auch die Paul Sacher-Stiftung führt einen eigenen, für einen allfälligen Datenverbund nicht tauglichen Katalog. Wie jene des Musikwissenschaftlichen Instituts wurden die Signaturen ihrer Bestände jedoch, soweit diese in der UB ebenfalls vorhanden waren, in den SIBIL-Katalog eingefügt.

### Das Problem der Tonträger

Als noch etwas disparater zum heutigen Zeitpunkt erscheint die Situation im Bereich der Tonträger. Die UB selber ist lediglich im Besitz einer verschwindend kleinen Anzahl davon. Bei den wenigen Hundert Einheiten handelt es sich vornehmlich um Helvetica und Basiliensia, die im Kontext vorhandener Noten- und Nachlassbestände erworben wurden. Dies wiederum im Gegensatz zur Musikabteilung der Zürcher ZB, die schon in den ersten 20 Jahren seit ihrer Gründung im Oktober 1971 über 30'000 Tonträger angeschafft hat. Sie sind im Online-Katalog des Zürcher Verbunds nachgewiesen, dürfen jedoch – eigenen Angaben zufolge, aus urheberrechtlichen Gründen – nur an Ort angehört, nicht aber überspielt oder ausgeliehen werden. Eine gegensätzliche, liberalere Politik verfolgt die Stadt- und Universitätsbibliothek (StUB) in Bern, deren seit Herbst 1989 angeschafften rund 4'600 Tonträger (2'600 Klassik / 2'000 Jazz, Pop und Rock) unentgeltlich entliehen werden können. Aller-

dings verzichteten die Berner – aus Aufwands- und Praktikabilitätsgründen – auf eine Vollkatalogisierung in SIBIL und wählten eine hausgemachte, Vorteile in bezug auf den Abfragekomfort (Interpretennamen, Werktitel etc.) bergende, mit den übrigen Katalogen jedoch nicht kompatible PC-Lösung. Den beschwerlicheren SIBIL-Weg hat demgegenüber etwa die 'Bibliothèque cantonale et universitaire' in Lausanne gewählt, was freilich insofern wieder benutzerfreundlich ist, als dass bei einer Katalogabfrage auf einen Blick ersichtlich ist, ob ein Werk im Notentext und/oder auf CD vorhanden ist. Eine Heimausleihe ist – gegen eine bescheidene Gebühr – ebenfalls möglich.

Doch zurück nach Basel: Anders als die UB hat die Musikakademie seit Jahren eine konsequente Akzessionspolitik auf dem Gebiet der verschiedenen Tonträger (Schallplatten, Tonbänder, Tonbandkassetten, Compact Discs) verfolgt. Sie verfügt über mittlerweile gegen 10'000 Tonträger, die am Anfang einer computerisierten Erfassung stehen. Allerdings ist eine verbundtaugliche Lösung vorderhand ebenso wenig vorgesehen wie eine Ausleihmöglichkeit. Die Musikakademie bietet ihren Studierenden (Gäste haben eine Jahresbenützungsg Gebühr von gegenwärtig 70 Franken zu entrichten) jedoch bestausgerüstete Abhör- und Überspielungsmöglichkeiten vor Ort an. In bescheidenerem Masse Vergleichbares gilt für die Phonotheek des Musikwissenschaftlichen Instituts, währenddessen die Paul Sacher-Stiftung, auch was die Tonträger anbelangt, eine gegen aussen abgeschirmte Forschungsbibliothek ist und mit einiger Sicherheit auch bleiben wird.

#### Fazit

Obwohl die Musikbibliothekenstadt Basel weitherum einen guten, ja hervorragenden Ruf genießt, stellen sich ihr am Ende des 20. Jahrhunderts Herausforderungen, die anzunehmen an der Zeit schiene. Die bequemste Lösung, den Status quo zu belassen, ist in einem fortgeschrittenen Computerzeitalter gewiss nicht wünschenswert. Ein Grossteil der Informationen und Bestände bliebe so unverändert dem jeweiligen Benutzerkreis der einzelnen Institutionen vorbehalten, die auf lange Sicht – obwohl physisch nur einige hundert Meter voneinander entfernt – katalogtechnisch in weitere Entfernung gerieten als die UB zur StUB in Bern oder zur Zürcher ZB. Zudem blieben Synergieeffekte auch in Zukunft punktuell, was aufgrund der zu erwartenden rasanten technischen Entwicklungen auf dem Bild-, Ton- und Datenträgermarkt allen Beteiligten zunehmend finanzielle Engpässe bereiten wird. Eine Minimallösung an musikbibliothekarischer Koordination in Basel wäre die, alle maschinenlesbaren Daten der virtuellen Verbundpartner zusammenzuführen oder zumindest gegenseitig abrufbar zu machen. Das Fernziel einer 'Musikbibliothek Basel' wäre so zumindest im Sinne eines 'Musikkatalogs Basel' realisierbar und würde den verschiedenen Ansprüchen der beteiligten Institutionen und ihres Benutzerkreises weiterhin gerecht. Längerfristig zu prüfen wäre allenfalls die Schaffung einer gesonderten Musikabteilung auf der UB, welche das sich einer pauschalen Handhabung versperrende Musikmaterial spezifisch und gezielt anbietet, im virtuellen Verbund eine Führungsrolle einnehmen, als Schalt- und Nahtstelle verschiedenster Publikationen (Schweizer Musikbibliographie, RISM, RILM) fungieren, sprich: als Infor-

mationszentrum im weitesten Sinne dienen könnte. Dies freilich hätte weitreichende finanzielle, personelle und räumliche Konsequenzen, die nicht im Alleingang, sondern nur in Absprache mit den Verbundpartnern und den übrigen grossen Musikbibliotheken der Schweiz, namentlich mit den Konservatoriums-, Universitäts- und Institutsbibliotheken gezogen werden sollten. Der Musikstadt Basel jedenfalls würde eine solche, neuerliche Führungsrolle gut anstehen.

"Die Zukunft hat noch nicht begonnen"  
Die Automatisierung der Hochschulbibliotheken  
in der Schweiz 1965 bis 1995

Robert Barth und Gabi Schneider

## 1. Automatisierung avant la lettre (1945–1965)

Die 'Nachrichten' – die Fachzeitschrift der 'Vereinigung Schweizerischer Bibliothekare' – berichten in den Nachkriegsjahren erstmals über technische Hilfsmittel wie Mikrofilmlesegeräte oder Compactusanlagen. 1947 werden 'Lochkartensysteme und ihre Anwendung in der Bibliothekstechnik' vorgestellt, und es wird festgehalten, dass damit "das Problem der abstumpfenden Bibliotheksarbeit gelöst werden könnte". Dann schweigt unser Fachblatt über solch futuristische Projekte und beschreibt erst 1957 wieder den 'Einsatz der IBM electronic statistical machine type 101 in der Dokumentation'.<sup>1</sup>

Fast zur gleichen Zeit melden sich dann die beiden Bibliotheken, die in den folgenden zweieinhalb Jahrzehnten in der Bibliotheksautomatisierung Schweiz führend sein sollten, mit eigenen Entwicklungen: Hans Baer berichtet 1964 über den Einsatz von Lochkarten bei der Sacherschliessung in der Eidgenössischen Technischen Hochschule (Betriebswirtschaftliches Institut), und der Direktor der Bibliothèque cantonale et universitaire de Lausanne, Jean-Pierre Clavel, erläutert 1965 die Verwendung von Lochstreifen für die Herstellung von Katalogkarten.<sup>2</sup>

Damit ist ein Schritt getan, den Max Pauer anlässlich eines Vortrags an der Universität Bern 1973 folgendermassen beschreibt: "In der Vergangenheit bedeutete die Automatisierung einer Universitätsbibliothek die Verwendung von Schreibmaschinen, von Fördergeräten für die Buchausgabe und von Kopierautomaten. Das hat sich gründlich gewandelt. Was wir heute unter Bibliotheksautomatisierung vorwiegend verstehen, ist der Einsatz der elektronischen Datenverarbeitung im Bibliothekswesen."<sup>3</sup>

## 2. Automatisierung für die Bibliothekare (1965–1980)

Charakteristisch für die Phase der Jahre 1965 bis 1980 sind die folgenden Elemente:

- Eigenentwicklungen
- Off-line-Verfahren
- Rationalisierung der bibliothekarischen Betriebsabläufe
- Teilsysteme ohne Integration der Funktionen
- Automatisierung 'einzelner' Hochschulbibliotheken

Auch wenn in dieser Periode die elektronische Datenverarbeitung zum Einsatz kommt, verändert sich die Bibliothek zunächst zwar für das Personal, nicht aber für die Benutzer. In den Anfängen werden im Off-line-Verfahren zentrale Rechner mittels Lochstreifen oder Magnetbändern mit maschinenlesbaren bibliographischen

Daten gefüttert. Die Bibliotheken verfügen in der Regel noch über keine eigenen Rechner, sondern sind Mitbenutzer eines Grossrechners in einem Informatikzentrum. Automatisierung bedeutet in diesem Stadium die Rationalisierung der bibliothekarischen Arbeitsprozesse. Die Datennutzung erfolgt nach wie vor konventionell, auf gedruckten Kärtchen oder Listen, und die Ausgabe als Mikroform ist bereits ein grosser Fortschritt. An der 'Schnittstelle' zum Benutzer ist bestenfalls die Ausleihe automatisiert, allerdings – mit Ausnahme der ETH – auch nur im Sinne eines Instruments für das Bibliothekspersonal.

An drei Orten in der Schweiz werden in dieser Phase unabhängig voneinander Bibliothekssysteme entwickelt:

1965 gründet die *Bibliothek der Eidgenössischen Technischen Hochschule* (ETH-Bibliothek) die Forschungs- und Entwicklungsstelle zur Planung und Realisierung von EDV-Systemen. Unter der Direktion von Jean-Pierre Sydler beginnt die ETH mit der Realisierung von Teilsystemen. Das 'Elektronische Ausleihkontrollsystem' (ELAS) wird 1974–1976 stufenweise eingeführt, das 'Periodika-Kontrollsystem' (PEKOS) 1975 und der Katalog auf Mikrofiche (MIKAS) 1976. 1979 folgt mit EDIS die Sachrecherche. Anders als die meisten Pioniere der Bibliotheks-EDV verzichtet die ETH von Anfang an konsequent auf die weitere Herstellung traditioneller Katalogkarten. Die Katalogisierung erfolgt zwischen 1976 und 1988 noch nicht on-line, sondern auf Magnetband. Mit ELAS besitzt die ETH als erste Hochschulbibliothek der Schweiz ein wirklich interaktives System für die Benutzer, das es den Kunden ermöglicht, ihre Bestellungen selber einzugeben. Bereits seit 1979 ist zudem die Fernbestellung via Modem möglich!<sup>4</sup>

F. Gröbli spricht im Zusammenhang mit der Automatisierung der ETH vom 'genius loci', da die Bibliotheksautomatisierung als geradezu natürliches Unterfangen einer technischen Hochschule gesehen werden könne.<sup>5</sup> Vom genius loci kann man in anderem Sinne auch bei den Automatisierungsbestrebungen der *Bibliothèque cantonale et universitaire de Lausanne* (BCU Lausanne) sprechen: Anstoss dazu gibt nämlich der Neubau in Dorigny, der dazu führt, dass ein grosser Teil der Bestände einige Kilometer westwärts verlegt wird. Die BCU Lausanne wird unter der Direktion von Jean-Pierre Clavel zur 'Mutterbibliothek' des SIBIL-Programms, das schliesslich in Dutzenden von Bibliotheken in der Schweiz, Frankreich, Luxemburg und Liechtenstein eingesetzt werden soll. Es wird damit zum erfolgreichsten System der Schweiz und zu einem wichtigen nichtkommerziellen Bibliotheksprogramm.

Der Namenswechsel von 'Système intégré pour les bibliothèques universitaires de Lausanne' zu 'Système informatisé pour bibliothèques' deutet diese Expansion an, beinhaltet allerdings auch eine Einschränkung in bezug auf die Zielsetzung: Die Integration der Funktionen konnte nie ganz erreicht werden.

Das Projekt SIBIL wird 1969 lanciert.<sup>6</sup> 1971 führt Lausanne das Katalogisierungsmodul ein, 1975 die Erwerbung und 1977 die Ausleihe. Bis 1982 erfolgt die Katalogisierung auf einem Minicomputer. Die Bänder mit den neuen Katalogisaten und Korrekturen werden einmal wöchentlich auf den zentralen Rechner geladen. Bereits 1976 übernimmt die Verwaltungsbibliothek St. Gallen ebenfalls SIBIL und wird damit zum Kernpunkt des späteren St. Galler Bibliotheksnetzes.<sup>7</sup> Die SIBIL-Anwender schliessen sich in REBUS (*Réseau des bibliothèques utilisant SIBIL*) zusammen.

Einen anderen Weg schlägt die *Zentralbibliothek Zürich* (ZB Zürich) ein. Seit 1970 besteht hier eine Arbeitsgruppe für Datenverarbeitung, die übergeführt wird in die Planungsabteilung. Ab 1972 wird an einem konkreten Projekt zur Automatisierung der Akzession gearbeitet, das ab 1975 voll einsatzfähig ist. Neben dem Bestell-, Rechnungs- und Mahnwesen für den internen Betrieb entstehen für die Benutzer und die Institute der Universität namentlich monatliche Neuerwerbungslisten und Listen der bestellten Bücher sowie ein halbjährlich kumuliertes Zuwachsverzeichnis. Ende 1978 wird die 'Liste der abonnierten Serien in der ZB Zürich' herausgegeben.<sup>8</sup> Die selber entwickelten Programme laufen unter den Namen 'ZAERIS' (Zentralbibliothek Zürich: Automatisiertes Erwerbungsinformationssystem) und 'ZAZIS' (Zentralbibliothek Zürich: Automatisiertes Zeitschrifteninformationssystem). Die ZB Zürich ist Pionierin bei der Nutzung von Fremddaten (seit 1980 Nutzung von Magnetbanddiensten ausländischer Nationalbibliographien im Akzessionssystem).<sup>9</sup>

Neben den Pionieren warten andere Bibliotheken bewusst ab. So stellt der mit dieser Festschrift Gefeierte nach einer Studienreise durch süddeutsche Bibliotheken 1972 gelassen fest, "dass wir in der Schweiz den Anschluss an eine Zukunft, die im Bibliothekswesen, ungeachtet unberufener Prognosen, noch gar nicht begonnen hat, keineswegs verpasst haben".<sup>10</sup> Der damalige Direktor der Schweizerischen Landesbibliothek, Franz Georg Maier, befindet, dass man vor der Automatisierung eine Ausbildung für Bibliothekare des wissenschaftlichen Dienstes schaffen und diejenige des mittleren Dienstes an die modernen Arbeitstechniken anpassen müsste.<sup>11</sup> Ähnliche Zurückhaltung angesichts der noch sehr ungewissen technischen Entwicklung findet sich durchaus auch im Ausland. So riet beispielsweise auch der Direktor der Österreichischen Nationalbibliothek – vom Studium her immerhin ein Ingenieur – 1965 zum Abwarten und zum aufmerksamen Verfolgen der Entwicklung.<sup>12</sup> Schon 1980 weist Bruderer auf eine Problematik hin, die erst durch die Einführung der EDV entstanden war: Der Gesamtkatalog der Schweizerischen Landesbibliothek verlor in dem Masse an Bedeutung, als eine wachsende Zahl von Universitätsbibliotheken – und etwas später auch von Spezial-, Studien- und Bildungsbibliotheken – keine Katalogkarten mehr abliefern.<sup>13</sup>

### 3. Ausbau und Etablierung (1980–1990)

Fünf wesentliche Neuerungen prägen die Periode von 1980 bis 1990:

- Einzug der kommerziellen Systeme
- On-line-Eingabe
- Automatisierung im Dienste der Benutzer: Opac, On-line-Bestellung
- Integrierte Systeme
- Bibliotheksverbünde

Gerade noch rechtzeitig für diese Neuerungen können sich die Bibliotheken der Schweiz 1980 auf die ISBD-Regeln bei der Formalerschliessung einigen.

Die *Öffentliche Bibliothek der Universität Basel* (UB Basel) entschliesst sich 1980 für SIBIL (Anwendung ab 1981), um so die Zusammenarbeit mit anderen Universitäts-

bibliotheken zu ermöglichen. Allerdings ist das System zu diesem Zeitpunkt noch nicht verbundtauglich, weshalb man sich zu einer eigenen Implementierung in Basel entschliesst. 1987 kann eine Rechner-zu-Rechner-Kopplung mit Lausanne realisiert werden, welche die gegenseitige Datenübernahme erleichtert.<sup>14</sup>

An der *ETH-Bibliothek* beschliesst man 1983 die Neuprogrammierung der Systeme unter dem Namen ETHICS (ETH Information Control System)<sup>15</sup> unter Verwendung von Standardhardware und -software (IBM, CICS, ADABAS-Datenbanksystem). Zwei Jahre später werden die Arbeiten in Angriff genommen. Der Betrieb erfolgt nun auf einer eigenen Rechenanlage. 1985 kann die ETH-Bibliothek ihren On-line-Katalog mit einem Grundbestand von knapp 500'000 Titeln (meist mit Erwerbungsdatum 1976ff.) eröffnen und stellt diesen via Datennetze auch auswärtigen Benutzern zur Verfügung. Von Anfang an legt man bei ETHICS Wert darauf, die Verwaltung und Identifikation bis zur Ebene der physischen Einheit zu ermöglichen. Als einzige Bibliothek in der Schweiz bietet das System eine dreisprachige Sacherschliessung an (deutsch, französisch, englisch).<sup>16</sup> Im Gegensatz zu den kantonalen Hochschulbibliotheken mit ihren Schlagwortkatalogen verwendet die ETH-Bibliothek zur Sacherschliessung die Dezimalklassifikation.

Von 1988 an schliesst sich eine wachsende Zahl von vorwiegend technisch-naturwissenschaftlich ausgerichteten Bibliotheken ETHICS an (Fachbibliotheken der ETH, Annexanstalten des Bundes und Technika aus der ganzen Schweiz). Der wichtigste Partner dabei ist die Bibliothèque Centrale de l'Ecole Polytechnique Fédérale de Lausanne (1988). Eine eigene Verbundzentrale wird deshalb notwendig.

Auf der Basis von SIBIL entsteht mit dem *Réseau Romand* (später: Réseau des bibliothèques romandes et tessinoises; kurz: Rero) der erste Bibliotheksverbund der Schweiz. Die übrigen Teilnehmer stossen in der folgenden Reihenfolge zur BCU Lausanne: 1980 Genf; 1984 Freiburg und Neuenburg.

1988 tritt die Kantonsbibliothek Sitten und 1989 Locarno als erste Tessiner Bibliothek dem Rero bei. Ein wichtiger Schritt ist der Übergang zur On-line-Katalogisierung im Jahre 1983. Eine bleibende Stärke von SIBIL ist die Fähigkeit, vielfältige Spezialbibliographien in Papierform zu produzieren. Ab 1985 profitieren dank OPAC auch die Benutzer vermehrt von den Vorzügen des Systems.<sup>17</sup> Der Verbund verfügt über kein eigenes Rechenzentrum, sondern wird vom 'Centre informatique de l'Etat de Vaud' betreut. Bemerkenswert ist die gemeinsame Sacherschliessung (Schlagwortkatalog), welche im Rero gepflegt wird. Daneben werden jedoch auch andere Indices verwendet, wie z.B. die 'National Library of Medicine Subject Headings' (MeSH) für die Medizin.<sup>18</sup>

Mit SIBIL wird 1980 das 'Verzeichnis der biomedizinischen Zeitschriften in schweizerischen Bibliotheken' (VMZ) automatisiert. Aufgrund der positiven Erfahrungen erstellt man in Zusammenarbeit mit der Landesbibliothek auf gleiche Weise die siebte Ausgabe des 'Verzeichnisses ausländischer Zeitschriften und Serien in schweizerischen Bibliotheken' (VZ7), die – wie schon das VMZ – auf dem kommerziellen Host Data-Star geladen wird.<sup>19</sup> Gleichzeitig wird das VZ7 in den Menüs des Réseau Romand und des Deutschschweizer Verbunds angeboten. Eine besondere Leistung bildet 'Intercom', ein elektronischer Postdienst, mit dem sich dank eines besonderen Formulars Fernleihbestellungen automatisch übermitteln lassen.

Nach St. Gallen (1976) und Basel (1981) werden auch in Frankreich (zuerst 1982 in Montpellier) und Luxemburg (1985) Anwendungen von SIBIL installiert. Damit wird das Programm nun auf insgesamt fünf Netzen eingesetzt.<sup>20</sup>

Die *Hauptbibliothek Universität Zürich-Irchel* (Naturwissenschaften und Vorklinische Medizin) wird 1980 buchstäblich auf der grünen Wiese eröffnet. Die Aufsichtskommission der Hauptbibliothek Irchel (HBI) hatte beschlossen, als erste Hochschulbibliothek in der Schweiz ein schlüsselfertiges kommerzielles System mit integrierten Funktionen (DOBIS/LIBIS von IBM) zu kaufen. Auf den Eröffnungstag am 5. November 1980 kann DOBIS/LIBIS für die Katalogisierung und die Ausleihe in Betrieb genommen werden. Ab 1981 werden nicht nur die eigenen Bestände erfasst, sondern auch diejenigen einer wachsenden Anzahl von Instituten auf dem Irchel-Campus. Da die ZB Zürich Mitte der 80er Jahre nicht in der Lage ist, den Institutsbibliotheken der Universität rasch Anschluss an ihr System zu bieten, stossen ab 1988 immer mehr auch geisteswissenschaftliche Institute zum Zürcher DOBIS/LIBIS-Netz, das 1995 immerhin 100 Bibliotheken umfasst.

Die *Zentralbibliothek Zürich* muss angesichts ihrer rasch wachsenden Ausleihzahlen die Automatisierung des Katalogs zurückstellen und führt 1982 zuerst eine angepasste Version des Freiburger Ausleihsystems OLAF (BIBDIA) ein. In der Folge kann sie sich zur Automatisierung des Katalogs für keines der in der Schweiz bereits verwendeten Systeme entscheiden und setzt von 1987 bis 1994 GEAC-GLIS als Katalogisierungsmodul ein. Die ZB schlägt damit den Weg mancher amerikanischer Bibliotheken ein, einzelne kommerzielle 'Bausteine' miteinander zu verknüpfen. Dies versetzt allerdings die Zürcher Benutzer in die unbequeme Lage, an ihren beiden Universitäten gleich mit drei verschiedenen Systemen konfrontiert zu sein.

Die *Bibliothek der Hochschule St. Gallen* beginnt 1986 ihre Evaluation für ein Bibliothekssystem. Als Eckwerte fordert sie die Integration der Funktionen und einen OPAC. Damit fällt SIBIL aus der Wahl, obwohl sich die Verwaltungsbibliothek und die Kantonsbibliothek Vadana dafür entschieden hatten. ETHICS ist zu diesem Zeitpunkt noch nicht in der Lage, den Anschluss einer Fremdbibliothek dieser Grösse zu verkraften. Deshalb entscheidet sich die HSG-Bibliothek für DOBIS/LIBIS und nimmt 1987 den produktiven Betrieb auf dem Vorarlberger Rechenzentrum in Dornbirn auf. Gleichzeitig mit dem neuen Bibliotheksgebäude übernimmt sie 1989 die Bibliotheksapplikation auf einem eigenen IBM-Rechner. Zu den Beständen der Hauptbibliothek kommen nun auch diejenigen von Institutsbibliotheken. 1994 wird die Anwendung auf das Rechenzentrum der Universität Zürich verlegt, wo auch die Zürcher DOBIS/LIBIS-Anwendung gewartet wird.

Die *Stadt- und Universitätsbibliothek Bern* hatte von allen Hochschulbibliotheken mit ihrem Entscheid am längsten zugewartet. Zwar läuft seit 1981 in der Fachbereichsbibliothek Bühlplatz SIBIL im Testbetrieb als isolierte Lösung auf dem Rechenzentrum der BEDAG. Im Herbst 1987 wird der Katalogbestand auf das Basler Rechenzentrum transferiert. Erst 1988 fällt der eigentliche Beschluss zur Zusammenarbeit mit Basel im Deutschschweizer Verbundkatalog (DSV). Einen Anschluss an ETHICS zieht man in Erwägung, doch sprechen die höhere Überschneidungsrate bei den

Beständen und die grössere Erfahrung von SIBIL im Aufbau von Verbänden für eine Zusammenarbeit mit Basel. In rascher Folge versucht man anschliessend, den Rückstand wettzumachen: 1990 beginnt die Katalogisierung im DSV, 1993 werden OPAC und Ausleihe mit dem Lokalsystem BerNI (Berner Netz für Information) eingeführt. Für das Lokalsystem wird analog zu Freiburg eine 'solution composée' gewählt (SIBIL mit DOBIS/LIBIS). 1994 läuft in Bern die retrospektive Konversion an.

##### 5. Zusammenschlüsse, Übergänge, Brüche (ab1990)

Wahrscheinlich wird man mit mehr zeitlicher Distanz die erste Hälfte der neunziger Jahre eher zur vorherigen Periode rechnen und um die Mitte dieses Jahrzehnts eine neue Epoche der Bibliotheksautomatisierung anbrechen lassen, da sich für die Zeit zwischen 1994 bis 2000 eine Phase von Systemwechseln abzeichnet, von der wohl nur ETHICSplus ausgenommen bleiben wird. Immerhin sind die drei folgenden Punkte als zentrale Ereignisse auszumachen:

- Das Prinzip der 'solution composée' als Übergangslösung
- Vorbereitungen auf eine zweite Generation von Systemen in der Schweiz
- Zusammenschlüsse

Als sich 1992 das Schweizerische Sozialarchiv dem ETHICS-Verbund anschliesst, ruft dies einiges Erstaunen hervor, handelt es sich doch beim Sozialarchiv um eine geisteswissenschaftliche Institution. Doch bedeutet dieser Schritt den Auftakt zu ETHICSplus, denn zwei Jahre später wird die ZB Zürich ihre bisherigen Anwendungen aufgeben und sich dem System der ETH anschliessen. ETHICS ist damit nach dem 'Rero' bestandesmässig zum zweitgrössten Verbund der Schweiz herangewachsen und umfasst nun gewichtige Bestände aus allen Wissensgebieten. Damit hat die Doppelstrategie der ETH, sowohl ein integriertes System als auch einen Verbund zu entwickeln, Erfolg gezeigt.

Zwar gelingt es nie, SIBIL zu einem integrierten System auszubauen, doch kann dieser Mangel in der ersten Hälfte der neunziger Jahre durch die sogenannte 'solution composée' überbrückt werden, so in Neuenburg (GEAC, 1989), Freiburg und Bern (beide DOBIS/LIBIS, 1993). Die BCU Lausanne ihrerseits unterhält ab 1990 auf einem separaten Rechner eine Kopie der Verbundbestände, um ihre lokalen Funktionen darauf abzuwickeln. Dies sollte sich jedoch nur als Übergangslösung erweisen: In den frühen neunziger Jahren finden die REBUS-Mitglieder zu keiner gemeinsamen Strategie für die Zukunft. Rero tritt deshalb 1994 aus der Anwenderorganisation aus und entscheidet sich alleine für das System VTLS. Die übrigen SIBIL-Verbände in der Deutschschweiz, in Frankreich, Luxemburg und St. Gallen/Liechtenstein beschliessen, ihr Produkt nicht mehr wesentlich weiterzuentwickeln, es aber bis 1999 weiter einzusetzen und sich bis dahin neu zu orientieren.

Der *Bund* hatte von den Hochschulkantonen jahrelang gefordert, dass sie sich nur einem der bereits bestehenden Verbände anschliessen dürften und wollte deshalb den Kantonen St. Gallen und Zürich die Subventionen verweigern. 1993 (OPAC 1994) bereichert die Landesbibliothek die schweizerische Bibliothekslandschaft mit

VTLS um ein weiteres System und zwei zusätzlichen Datenbanken (je eine Datenbank für Titelaufnahmen vor und seit 1993).

## 6. Von Experten und Kommissionen

Unter dem Blickwinkel der Verfügbarkeit von Information für Wissenschaft, Forschung und Wirtschaft ist die Bibliotheksautomatisierung seit den sechziger Jahren auch Gegenstand der nationalen Forschungspolitik. Auf Anregung des Schweizerischen Wissenschaftsrates beruft Bundesrat Tschudi 1967 eine Expertenkommission für Fragen der wissenschaftlichen Dokumentation zur Durchführung einer Situationsanalyse. Kommissionsmitglieder sind Direktoren wissenschaftlicher Bibliotheken, ein Kantonsarchivar und Leiter von Dokumentationsstellen in der Wirtschaft. Aufgrund des Berichts der Expertengruppe ('Bericht Sydler', 1972), gibt der Wissenschaftsrat 1973 seine 'Empfehlungen zur Verbesserung des Informationswesens in Wissenschaft und Forschung' heraus. Die folgenden drei Empfehlungen stehen im Zentrum:

1. Einberufung einer Kommission für wissenschaftliche Information zwecks Planung, Umsetzung und Entwicklung einer nationalen Politik in diesem Bereich
2. Schaffung eines Instituts für Informationswissenschaften zu Lehre und angewandter Forschung
3. Schaffung eines Bundesgesetzes zur Förderung der wissenschaftlichen Information

Die beiden Kernelemente – Schaffung einer gesetzlichen Grundlage auf Bundesebene für die Finanzierung und Koordinierung von kantonsübergreifenden Vorhaben sowie Förderung von Forschung und Ausbildung im Bereich Informationswissenschaft – werden in den folgenden 20 Jahren von wechselnden Exponenten immer wieder neu vorgebracht. Aus der Fülle der entsprechenden Papiere und Gremien kann hier nur eine Auswahl gegeben werden:

- 1982: Rapport final de la commission fédérale pour la coordination dans le domaine de la documentation scientifique ('Bericht Schneider')
- 1987: Wie weit ist die Zusammenarbeit der Hochschulbibliotheken auf dem Gebiet der Automatisierung? (Kommission für Universitätsbibliotheken, KUB)
- 1988: Bibliotheksautomation in der Schweiz (Eidg. Kommission für wissenschaftliche Information, EKWI/CIS)
- 1988: Versorgung der Schweiz mit wissenschaftlicher Information in Gegenwart und Zukunft (Eidg. Kommission für wissenschaftliche Information, EKWI/CIS)
- 1990: Collaboration dans le domaine de l'informatisation des bibliothèques universitaires (Bundesamt für Bildung und Wissenschaft)

Die verschiedenen Kommissionen (in denen auch die Bibliotheken mitarbeiten), wie auch einzelne Politiker, üben Kritik an der Informationslandschaft Schweiz und ma-

chen immer wieder auf dieselben Mängel aufmerksam. Bei der Durchsicht der zahlreichen Dokumente zum Thema ist ein 'Schwarzpeterspiel' unverkennbar: Den Bibliothekaren wird vorgeworfen, zu wenig innovativ zu sein. Sicher nicht zu Unrecht moniert man die Zahl der Verbände und wünscht eine Reduktion der Datenbanken. – Seitens des Bundes war offensichtlich der Eindruck entstanden, die Hochschulbibliotheken wollten sich einer Koordination entziehen, sie seien zu wenig initiativ und oft uneinig.

Die Bibliotheken ihrerseits zeigen sich u.a. aus folgenden Gründen mit dem Bund unzufrieden:

- Die oft geforderte Ausbildung von Informationswissenschaftlern und -spezialisten ist weitgehend ohne Bundeshilfe organisiert. In der deutschen Schweiz beispielsweise werden die Fachkräfte des mittleren und seit 1987 des wissenschaftlichen Dienstes im Rahmen von kantonal subventionierten Kursen unter dem Schirm des 'Verbandes der Bibliotheken, Bibliothekarinnen und Bibliothekare der Schweiz' ausgebildet.
- Von der Kommission für Universitätsbibliotheken detailliert vorbereitete Projekte wie etwa dasjenige zur Schaffung von Schwerpunktsammlungen – ein jahrzehntealtes Desiderat – werden gar nicht erst aufgenommen.
- Die Unterstützung von Rekatologisierungsprojekten als bleibende Investition ist noch im letzten Entwurf der neuen Verordnung zum Hochschulförderungsgesetz vorgesehen und wird dann im letzten Moment gestrichen.
- Der plötzliche Führungsanspruch des Bundes in bezug auf die Automatisierung durch die in diesem Geschäft neue Landesbibliothek stösst bei den Hochschulbibliotheken mit ihren komplexeren Anwendungen und ihrer zum Teil jahrzehntelangen Erfahrung in diesem Bereich nicht nur auf Verständnis.

## 7. Blick nach vorn

Eine Entkrampfung dieser Situation tut sicher not. Konkret muss das heissen: Aufgabe des 'Systemdenkens' und Konzentration auf die Optimierung der Funktionen für die Endnutzer. Im Zentrum soll nicht die Frage stehen, welches EDV-Programm verwendet wird, sondern wie der Benutzer mit möglichst wenig Rechercheaufwand einen möglichst grossen Datenbestand formal und inhaltlich abfragen kann. Allerdings kann es dabei auch nicht *nur* um den grösstmöglichen Datenpool gehen, sondern die lokalen Funktionen (wie z.B. die Ausleihe oder die Dokumentenlieferung) müssen berücksichtigt werden.

Eine Reduktion der Zahl der angewendeten EDV-Programme ist in der Schweiz nötig; aber die völlige Fixierung auf ein einziges System soll nicht erstes Ziel sein. Die befruchtende Konkurrenz z.B. zweier Systeme kann wertvoll – die Abhängigkeit sämtlicher Hochschulen von einem einzigen kommerziellen Lieferanten hingegen gefährlich sein.

Zwar verwenden gegenwärtig neun der zehn Hochschulen zwei Systeme (drei arbeiten mit ETHICS, sechs mit SIBIL), doch ist die Zahl der Verbände (Datenbanken)

unbestritten zu gross. Deren Reduktion muss erste Priorität erhalten. Wie sie zu erreichen ist – ob durch einen schrittweisen Zusammenschluss, wie das bei Basel/Bern (Verzicht auf die begonnene eigene Datenbank in Bern nach der Testphase) und in Zürich (mit ETHICSplus) erfolgreich geschehen ist, oder durch einen einmaligen Kraftakt, bei dem für 100 Mio Franken sämtliche Daten in einem Verbund der Verbände zusammengefasst würden, wie dies die Landesbibliothek vorgeschlagen hat – darüber erhitzen sich im Moment noch die Gemüter.

Eine pragmatische, kostengünstige und für den Benutzer vorteilhafte Zwischenlösung dürfte auf jeden Fall die Zusammenlegung der Bestände und der Kräfte in der Deutschschweiz analog zum Réseau des bibliothèques romandes et tessinoises sein: Zum einen weisen die deutschschweizer Hochschulbibliotheken grosse Bestandesüberschneidungen auf, die bei der Formal- und Sachkatalogisierung ausserordentliche personelle Einsparungen bedeuten würden. Zum anderen besitzen namentlich die drei grössten Bibliotheken der Schweiz (ETH Zürich, ZB Zürich und UB Basel) auch einen ergänzenden Reichtum an Beständen, der durch die Fusion der Datenbanken und eine gemeinsame Sacherschliessung (z.B. auf der Grundlage der deutschen Schlagwortnormdatei und der RSWK) für den Endnutzer stärker zur Geltung käme.

Mit einer solchen Lösung ist zwar noch nicht die Abfrage des Gesamtbestandes der wissenschaftlichen Literatur in der Schweiz möglich, doch ist dieser Schritt anschliessend nicht mehr gross. Bereits gibt es beispielsweise Programme, die systemübergreifende Recherchen durchführen können.

## Anmerkungen

- 1 'Nachrichten' 1 (1947), S. 8–15; 1 (1957), S. 1–11.
- 2 'Nachrichten' 3 (1964), S. 74f; 3 (1965), S. 65–68.
- 3 Pauer, S. 23.
- 4 'Automatisierung in Schweizer Bibliotheken', S. 7–15; Bruderer, S. 257f.; Jacquesson, S. 24; Nöthiger, S. 10f. (Die Jahre der Betriebsaufnahme der einzelnen Module schwanken je nach Quelle; es wurden die Angaben des Projektleiters, R. Nöthiger, übernommen.)
- 5 Gröbli, 'Die Hochschulbibliotheken in der Schweiz...', S. 159.
- 6 Jacquesson, S. 25, 151.
- 7 Bruderer, S. 258; Hutter, S. 258ff.
- 8 24., 25. und 26. Bericht der Zentralbibliothek Zürich.
- 9 Bruderer, S. 258; 'Automatisierung...', S. 15. (Auch hier werden sehr unterschiedliche Jahrezahlen verwendet. Im Zweifelsfalle wurden diejenigen von Projektleiter P. Höfliger gewählt.)
- 10 Gröbli, 'Süddeutsche Bibliotheken', S. 60.
- 11 Maier, S. 13., Vgl. auch in: Bibliotheken in der Schweiz, S. 11.
- 12 Stummvoll, S. VIII f., 23f.
- 13 Bruderer, S. 259.
- 14 Wessendorf, S. 253.
- 15 Gröbli, S. 160; Wessendorf, S. 249; ETHICS Projektübersicht, S. 4.

- 16 Wessendorf, S. 251f.; Jacquesson, 156f.; ETHICS Projektübersicht, S. 5.
- 17 Jacquesson, S. 152.
- 18 Sibil et Rebus, S. 10f.
- 19 Gröbli, S. 163.
- 20 Jacquesson, S. 153f; Sibil et Rebus, S. 24ff.

## Literaturverzeichnis

Im Sinne einer Übersicht führt das Literaturverzeichnis auch Titel auf, die im Text nicht zitiert werden.

- Automatisierung in schweizerischen Bibliotheken. In: Nachrichten VSB/SVD 56 (1980), S. 5–36.
- Bericht der Zentralbibliothek Zürich. Zürich: Zentralbibliothek.
- Bibliotheken in der Schweiz. Vereinigung Schweizerischer Bibliothekare (1976). Bern.
- Bibliotheksautomation in der Schweiz. Bericht der Eidgenössischen Kommission für wissenschaftliche Information (1987). Zürich: Verlag CIS.
- Les bibliothèques: tradition et mutation. Mélanges offerts à Jean-Pierre Clavel à l'occasion de son 65e anniversaire. Hrsg. v. Bibliothèque cantonale et universitaire de Lausanne (1987).
- Bruderer, Herbert (1980): Bibliotheksautomatisation in der Schweiz. In: ZfBB 10, S. 257–259.
- Clavel, Jean-Pierre: Les mutations de la Bibliothèque cantonale et universitaire de Lausanne (1967–1982). In: Bestanderschliessung und Bibliotheksstruktur: Rolf Kluth zum 10.2.1979. Hrsg. v. Rainer Alsheimer (1979). Wiesbaden: O. Harrassowitz. S. 173–191. (Beiträge zum Buch- und Bibliothekswesen 17).
- Dickenmann, Heinz; Straub, Esther (1992): Der Dobis-Libis-Verbund an der Universität Zürich. In: ARBIDO-R 7.2, S. 32–34.
- Empfehlungen des Schweizerischen Wissenschaftsrates zur Verbesserung des Informationswesens in Wissenschaft und Forschung. In: Wissenschaftspolitik 2 (1973), S. 165–191.
- Entwicklung eines automatisierten Katalog-Verbundes in der Schweiz. VSB-Arbeitsgruppe Bibliotheksautomatisierung. In: ARBIDO-R 1 (1986), S. 34–42.
- ETHICS Projektübersicht. Fotokopie. Zürich: ETH-Bibliothek, Juni 1995.
- Frei, Hans-Peter (1989): Die Versorgung der Schweiz mit wissenschaftlicher Information. Die Eidgenössische Kommission für wissenschaftliche Information (CIS). In: ARBIDO-R 4, S. 2–5.
- Gröbli, Fredy (1989): Die Hochschulbibliotheken in der Schweiz unter Einschluss der Bibliothekstechnologie. In: Bibliothekstechnologie im Wandel: Referate aus dem Kurs III/21 des Fortbildungsprogramms für die Wissenschaftsverwaltung vom 13.–15. März 1989 in Augsburg. Essen: Geschäftsstelle der AG Fortbildung. (Fortbildungsprogramm für die Wissenschaftsverwaltung. Materialien 38).
- Gröbli, Fredy (1972). Süddeutsche Bibliotheken. In: Nachrichten 2, S. 49–60.
- Hug, Hannes: EDV-Planung und -Entwicklung im Bibliothekswesen – Erfahrungen aus der Praxis. In: Datenverarbeitung in wissenschaftlichen Bibliotheken:

- Referate anlässlich eines Symposiums in Konstanz vom 28.–30.11.1990.  
Konstanz: Universität Konstanz. S. 7–15. (Bibliothek aktuell. Sonderheft 9).
- Hutter, Monika (1993): Das St. Galler Bibliotheksnetz (SGBN), eine neue Bibliothekslandschaft in der Region St.Gallen. In: *L'espace bibliothéconomique suisse : hier, aujourd'hui, demain. En hommage à Gustave Moeckli*. Vevey: Edition de l'Aire. S. 233–243.
- Jacquesson, Alain (1992): *L'informatisation des bibliothèques: historique, stratégie et perspectives*. (Collection bibliothèques). Paris: Editions du Cercle de la Librairie.
- Maier, F. G. (1973): Probleme der wissenschaftlichen Bibliotheken in der Schweiz. In: *Vortragsreihe über Bibliothekswissenschaft, Teil 2*. Bern: Philosophisch-Historische Fakultät der Universität. S. 1–16.
- Niewalda, Paul (1971): *Die elektronische Datenverarbeitung im Bibliothekswesen*. München: Verlag Dokumentation.
- Nöthiger, Rudolf (1977): *Die Computerbedürfnisse der ETHZ-Bibliothek*. Zürich: ETH-Bibliothek.
- Pauer, Max (1973): *Automatisierung an Universitätsbibliotheken: Erfahrungen und Probleme*. In: *Vortragsreihe über Bibliothekswissenschaft, Teil I*. Bern: Philosophisch-Historische Fakultät der Universität. S. 22–46.
- Rapport final de la commission d'experts chargée des questions de documentation scientifique (Bericht Sydler). Zürich (1972).
- Rapport final de la commission fédérale pour la coordination dans le domaine de la documentation scientifique (Bericht Schneider). Bern (1982).
- Rivier, Alexis (1994): *Profil des grandes bibliothèques suisses d'après les statistiques, 1981–1992*. Fribourg: Editions universitaires, [s.a.]. (Bibliothéconomiques vol. 1).
- Schweizerische Hochschulplanung, 1984–87: *Spezialstudie Bibliotheken und Dokumentation*. Bern: Schweizerische Hochschulkonferenz, Kommission für Universitätsbibliotheken (1983).
- SIBIL: système intégré pour les bibliothèques universitaires de Lausanne. 5 années d'automatisation à la Bibliothèque cantonale et universitaire. Lausanne: Bibliothèque cantonale et universitaire (1976).
- SIBIL: système intégré pour les bibliothèques universitaires de Lausanne. 9 années d'automatisation à la Bibliothèque cantonale et universitaire. P. Gavin et al. 2ème ed. entièrement refondue (1980). Lausanne: Bibliothèque cantonale et universitaire.
- SIBIL und REBUS: das System und der Verbund. Lausanne: Rebus, (1987).
- SIBIL et REBUS: le système et le réseau. Lausanne: Rebus, (1989).
- Stummvoll, Josef (1965): *Die Bibliothek der Zukunft: Automationsprobleme im Bibliothekswesen*. Wien: Österreichische Nationalbibliothek. (Biblos-Schriften Bd. 42).
- Sydler, J.-P. Bericht über die Amerika-Reise zum Studium der Automation in Bibliothekswesen und Dokumentation vom 12. April bis 9. Mai 1970. Typoskript.
- Villard, Hubert (1985): *SIBIL/REBUS : du système intégré à la solution permanente*. Lausanne.
- Wessendorf, Berthold. *Stand und Tendenz des EDV-Einsatzes in schweizerischen Bibliotheken*. In: *ZfBB, Sonderheft 46*. S. 249–256.
- Wie weit ist die Schweiz auf dem Gebiet der Automatisierung? Bern: Schweizerische Hochschulkonferenz, Kommission für Universitätsbibliotheken (1987).

Technischer und kultureller Informationswandel  
Überlegungen zur Situation  
wissenschaftlicher Bibliotheken am Beispiel des  
Fachbereichs Philosophie

Andreas Cesana

"Einen Vorzug unserer Zeit neben allen Schattenseiten bildet ihre enorme Rezeptivität, d.h. ihre Fähigkeit zu geistiger Bereicherung. Ein *Wissen* zum Erdrücken hätten schon frühere Zeiten vor sich gehabt; schon im Altertum konnte man sich totlernen. Allein unser Jahrhundert ist einer allseitigen *geistigen Aneignung* fähig und hat innern und äussern *Sinn* für alles. Die befördernden Umstände sind: der Weltverkehr in seiner jetzigen Gestalt, die Übersetzungen und die vervielfältigenden Künste jeder Art."<sup>1</sup> – Das lange Zitat am Beginn des vorliegenden kurzen Beitrags rechtfertigt sich nicht nur durch die Tatsache, dass es von Jacob Burckhardt stammt, sondern ebenso dadurch, dass es mit dem gegenwärtigen Umbruch in der wissenschaftlich-kulturellen Informationssituation in erhellender Weise kontrastiert: Burckhardt erkannte in dem durch Weltverkehr und Globalisierung vorangetriebenen Informationsaustausch das grosse Versprechen, dass nun erstmals in der Menschheitsgeschichte eine Verständigung über sämtliche Grenzen hinweg möglich und sozusagen das Wissen der Menschheit zugänglich wird. Heute würde er wohl nicht um die Feststellung herum kommen, dass der Informationsaustausch einen Sättigungsgrad erreicht hat, der sich auf die Kommunikationspraxis negativ auswirkt, da er die individuellen wie die gesellschaftlichen Aufnahmekapazitäten überfordert. Burckhardts zivilisationskritischem Blick würde heute nicht entgehen, dass der Orientierungs- und Kommunikationsgewinn, den wir aus der wissenschaftlichen Information ziehen, mit dem steigenden Informationsangebot nicht nur nicht Schritt zu halten vermag, sondern sich sogar ins Gegenteil verkehrt: Das Übermass an wissenschaftlicher Information macht orientierungs- und ratlos und erweist sich in letzter Konsequenz als kommunikationsfeindlich.

Der technisch und kulturell bedingte Informationswandel der Gegenwart bestimmt auch die Lage der wissenschaftlichen Bibliotheken, die sich nun allen Ernstes zu fragen haben, ob sie denn überhaupt noch ein für Wissenschaft und Gesellschaft förderliches Geschäft betreiben, wenn sie ihren Benutzern die jeweils relevante und aktuelle Information in einem möglichst vollständigen Umfang bereitstellen. – Die nachstehenden Überlegungen möchten den technischen und kulturellen Informationswandel zunächst in seiner allgemeinen Problematik skizzieren, dann in einem zweiten Schritt auf die Situation in der Philosophie eingehen, um in einem dritten Schritt schliesslich einige Feststellungen zur Situation wissenschaftlicher Bibliotheken vorzulegen.

## I

Für einen Bibliotheksbenutzer, der in einer geisteswissenschaftlichen Disziplin tätig ist, stellt sich die angedeutete Lage als ein Dilemma dar, das sich von Jahr zu Jahr verschärft, da die individuellen Aufnahmekapazitäten mit dem sich beschleunigen-

den Tempo des Informationswachstums nicht mehr Schritt zu halten vermögen. Es handelt sich um das Dilemma, entweder zu lesen oder zu schreiben. Entweder bemühe ich mich darum, mich auf dem aktuellen Forschungsstand zu halten, und dann bleibt mir keine Zeit mehr fürs Schreiben, oder ich schreibe, und dann fehlt mir die Zeit, um mich auf dem Laufenden zu halten oder gar mich in eine neue Thematik einzuarbeiten. Welchen Weg ich auch immer beschreite, das Ergebnis stellt in jedem Fall einen unbefriedigenden Kompromiss dar.

Die ins Unabsehbare wachsende Dynamik wissenschaftlicher Information bedeutet eine elementare Herausforderung sowohl für die Bibliotheksbenutzer wie auch für die Bibliotheken, die die Informationsversorgung zu gewährleisten haben. Der sich beschleunigende Informationszuwachs lässt sich im wesentlichen auf zwei Ursachen zurückführen: zum einen auf die neuen, elektronischen Wege der Informationsvermittlung, zum anderen auf das ungebremste Wachstum des Wissenschaftsbetriebs.

Die neuen, elektronischen Wege der Informationsvermittlung verheissen zunächst einen Ausweg aus der skizzierten Informationsbedrängnis: Der Zugriff auf die Kataloge der wichtigsten Bibliotheken erlaubt eine gezielte Recherche und Informationsselektion sozusagen am Globalbestand an verfügbarer Fachinformation. Die globale Tendenz der neuen Informationstechnologien erweckt die Hoffnung des Zugriffs auf das jeweils Neuste, Beste, Aktuellste. 'Brave New Cyberspace' suggeriert die Möglichkeit eines direkten Zugriffs auf den Gesamtbestand an fachlich relevanter Information. – Es ist nicht zu bestreiten, dass die Digitalisierung und Maschinisierung eine völlig neue kulturelle Organisation des Wissens, seiner Vermittlung und Entwicklung bedeuten.<sup>2</sup>

Die über die elektronischen Medien miteinander verknüpften Bibliothekswelten schliessen sich gleichsam zu einer einzigen virtuellen Weltbibliothek zusammen. Die virtuelle Präsenz dieser Weltbibliothek am je eigenen Bildschirm eröffnet ungeahnte Möglichkeiten, erlaubt etwa – um ein harmloses Beispiel zu nennen – eine lustvolle elektronische Jagd nach den ausgefallensten Informationen und erzeugt damit eine Haltung, die sich in Analogie zur bereits nostalgisch anmutenden Bibliophilie als 'Byt-o-philie'<sup>3</sup> charakterisieren lässt.

In wissenschaftlicher Hinsicht gewichtiger ist die Verheissung von Cyberspace, dass sich die Information keineswegs nur auf bibliographische Angaben, Abstracts oder auch Volltext beschränkt, sondern dass sich auch ganz gezielt fachlicher Rat und Beistand der Kolleginnen und Kollegen einholen lässt. Ein aufschlussreicher Bericht über diesen neuen Informationskanal findet sich in einem Essay Howard Rheingolds, in welchem er den Alltag in seiner virtuellen Gemeinschaft schildert. Aufgefordert, in einem angesehenen Expertengremium über 'Kommunikationssysteme für das Informationszeitalter' mitzuwirken, ohne jedoch selber über ausreichendes Grundlagenwissen zu verfügen, eröffnete er eine elektronische Konferenz und bat die Informations- und Kommunikationsexperten um Rat. Die elektronische Diskussionsrunde war erfolgreich, und der Autor konnte bereits wenige Wochen später – ausgestattet mit den Ratschlägen der Experten – die eigene Expertentätigkeit ausüben: "Ich hätte unmöglich in einer ganzen Akademiker- oder Industriellenlaufbahn so viel Wissen über mein Thema zusammentragen können, und so brauchten meine virtuelle Gemeinschaft und ich sechs Wochen lang täglich nur ein paar Minuten dazu. Ich habe herausgefunden, dass die WELL im beruflichen Sinne eine absolut magische Quelle ist. Es kann passieren, dass mich ein Herausgeber, ein Hersteller

oder ein Klient anruft und mich fragt, ob ich mich in der Verfassung, in Faseroptik oder im Schutz von Gedankengut auskenne. 'In zwanzig Minuten hören Sie von mir', antworte ich und greife nach dem Modem. Wenn ich bedenke, wie ich gelernt habe, die WELL so zu gebrauchen, dass ich die richtigen Informationen zur richtigen Zeit erhielt, würde ich sagen, dass die Stunden, die ich damit verbracht habe, Informationen in das WELL einzugeben, sich als die lukrativste berufliche Investition herausgestellt haben, die ich jemals getätigt habe."<sup>4</sup>

Die mit den neuen Informationsmedien verbundenen Möglichkeiten, Erwartungen und Verheissungen sind enorm; die Realität hingegen erweist sich als ganz anders. Die Praxis zeigt, dass diese kolossale Informationsfülle weitgehend unstrukturiert, zusammenhanglos und fehlerhaft auf den Benutzer am Bildschirm hereinbricht. Die im Cyberspace erworbenen Informationen – von bibliographischen Angaben und Abstracts bis zu Volltext, Illustrationen und Dokumentationen oder auch kollegialen Ratschlägen in elektronischen Konferenzen – machen ratlos, denn die Ergebnisse sind ebenso strukturlos wie zufällig und von höchst zweifelhaftem Wert: Der Bildschirm macht keinen Unterschied zwischen den hilflos stammelnden, wirren Beiträgen profilierungsneurotischer Konferenzteilnehmer und den scharfsinnigen und bewunderungswürdigen Analysen eines überragenden Geistes. – Aber wie lässt sich das eine vom anderen trennen, ohne zuvor die ganze ins Immense tendierende Informationsfülle selbst durchgearbeitet zu haben?

Cyberspace eröffnet einen weiten, abgründigen Ozean unedierter, unbearbeiteter, roher Information. Diese unstrukturierte Information, dieser 'Rohstoff', bedarf der Weiterverarbeitung. Aber welche Instanz kann dies leisten? Die Information wird ja unselektioniert, ungeprüft, unkritisiert und unrezensiert weitergegeben. – Es kommt der Moment, wo einem der Überblick über die aktuelle Fachliteratur im Rezensionsteil einer wissenschaftlichen Zeitschrift wie ein verlorenes Paradies der Informationsvermittlung erscheint. Plötzlich wird einem bewusst, welche wichtige Selektionsfunktion die Empfehlungen geschätzter Rezensenten oder kompetenter Kolleginnen und Kollegen ausübten. Aber Kritiker, Redaktoren und Rezensenten, Fachkolleginnen und Fachkollegen haben keine Möglichkeit mehr, auf das moderne, digitalisierte Angebot Einfluss zu nehmen.

Die enorme Ausweitung des Informationsflusses kann aber nicht ausschliesslich auf die Entwicklungen im Bereich der Informationstechnologie zurückgeführt werden, sondern hat auch mit dem Wissenschaftsprozess selbst zu tun. Der zweite Grund für die Dynamik und Beschleunigung des Informationswachstums liegt also in einem analogen Wachstum der Wissenschaften, und zwar vor allem in Form ihrer zunehmenden Differenzierung und Spezialisierung. Die Auffächerung des Wissenschaftsprozesses in ein akzelerierendes Spezialistentum besagt, dass sich die Forschung in den Detailproblemen festsetzt und dabei eine Fachliteratur erzeugt, die sich nur noch an die wenigen Angehörigen der jeweiligen scientific community wendet. Der Spezialist wird darum als eine Person definiert, die immer mehr von immer weniger weiss und die das Wissen der anderen aus dem disziplinären Auge zu verlieren droht. So wird das Wissen immer anonym, die Wissenschaft unübersichtlicher, der Wissenschaftler in seinem selbstgewählten Spezialistentum immer bescheidener.<sup>5</sup> Dies wird eindrücklich bestätigt durch die Jahr für Jahr ansteigende Zahl wissenschaftlicher Publikationen, die in immer kleineren Auflagen hergestellt werden, wobei der einzelne Titel eine immer geringere Leserzahl erreicht.

## II

Was über die heutige Situation ganz generell festgestellt wurde, gilt auch für die Philosophie. Auch in dieser Disziplin besteht die primäre Herausforderung darin, mit dem raschen Informationswachstum Schritt zu halten. Auch die Philosophie leidet nicht am Mangel, sondern am Übermass der Fachliteratur.

Die Gründe für das erstaunliche Wachstum der philosophischen Fachinformation lassen sich ziemlich genau angeben; im folgenden seien die vier Hauptgründe kurz vorgestellt:

1. Wie für die Wissenschaft insgesamt, so unterliegt auch die Philosophie dem doppelten Prozess von Wachstum und Spezialisierung. Die Anzahl der Personen, die in der Philosophie tätig sind, verdoppelt sich in immer kürzeren Abständen. Das Verzeichnis der Philosophinnen und Philosophen, das vom Philosophy Documentation Center in Bowling Green, Ohio, hergestellt wird, veranschaulicht diese Tendenz in einer repräsentativen, wenngleich nicht vollständigen Weise.<sup>6</sup>

2. Ein weiterer Grund liegt in der Internationalisierung der Philosophie, die noch bis vor kurzem die jeweiligen Sprachgrenzen nur selten überschritten hat. So war es im deutschen Sprachraum noch vor zwanzig oder dreissig Jahren im allgemeinen keineswegs unerlässlich, die jüngste englischsprachige Fachliteratur zu berücksichtigen. Dies hat sich inzwischen klar geändert, und auch in der Philosophie ist das Englische zur führenden Wissenschaftssprache geworden.

3. Ein dritter Grund mag noch gewichtiger sein: Philosophie hat fächerübergreifenden Charakter. Es wächst das Bewusstsein, dass jede Einzeldisziplin ihre philosophischen Aspekte hat, wenigstens in Gestalt ethischer, methodologischer und wissenschaftstheoretischer Problemstellungen. Gerade das Beispiel der Ethik ist in besonderem Masse geeignet, die genannte Tendenz aufzuzeigen: Noch vor zwei, drei Jahrzehnten eine weitgehend abgeschlossene und selbständige Disziplin, vermischt sie sich zunehmend mit spezifisch einzelwissenschaftlichen Frage- und Problemstellungen. Die Interdisziplinarität der Ethik kommt in einer ganzen Reihe von Komposita-Bezeichnungen neuer Fachgebiete zum Ausdruck, die teilweise erst vor wenigen Jahren entstanden sind: Bioethik, Genethik, Umweltethik, Tierethik, Wirtschaftsethik usw.

4. Der hier an vierter Stelle genannte Grund ist wohl der Hauptgrund. Er betrifft die Halbwertszeit philosophischer Fachliteratur, die das Mehrfache nichtphilosophischer und insbesondere naturwissenschaftlicher Information trägt. Die Philosophie ist in ganz besonderer Weise auf ihre eigene Vergangenheit bezogen. Sie kann die zurückgelegten Stadien ihrer Geschichte nicht einfach als überwundene Entwicklungsstadien ignorieren. Sie hat sich immer erneut mit ihrer eigenen Vergangenheit auseinanderzusetzen, da die klassischen Werke der Tradition ihre Aktualität nicht verlieren und stets wieder von neuem eine Auseinandersetzung verlangen. Es ist nun dieser für die Philosophie typische Vergangenheitsbezug, der das Problem des Informationswachstums zusätzlich verschärft: zum einen akzeleriert die Zahl philosophischer Fachpublikationen, zum anderen verlieren die früheren Publikationen nicht zwingend an aktueller Bedeutung.

Obwohl die ganz erheblich gesteigerte und verbesserte Informationsversorgung der letzten Jahre eine entsprechende Verbesserung in der fachphilosophischen Ausbildung, Forschung und Lehre erwarten lassen könnte, muss im grossen und ganzen

doch festgestellt werden, dass diese Vermutung sich als illusionär erweist. Diese Tatsache verlangt eine Erklärung. Ohne nun einfach eine einzige, pauschalisierende Erklärung geben zu wollen, so hat die genannte Tatsache doch auch mit der spezifischen Situation der Informationsvermittlung auf dem Gebiet der Philosophie zu tun: Das Übermass an orientierender Fachinformation bewirkt einen Orientierungsverlust, weil sich die Informationsfülle nicht mehr bewältigen lässt.

Ein einfaches Beispiel aus der Praxis ist vielleicht geeignet, um das Gesagte zu verdeutlichen. Es ist eine kluge Absicht, sich mit einem der wirklich bedeutenden Klassiker der Philosophie zu beschäftigen. Dies mag etwa dazu führen, Kant als Dissertationsthema zu wählen. Die wissenschaftlichen Anforderungen an eine Dissertation verpflichten dazu, die Fachliteratur zunächst zu recherchieren und sie dann in das eigene Forschungsprojekt sinnvoll einzubringen. Diese legitime Forderung an eine Dissertation lässt sich heute nicht mehr erfüllen. Dies wird klar, wenn wir uns vergegenwärtigen, dass die Kant-Literatur allein der letzten zehn Jahre etwa 2'500 Titel umfasst. Doch was berechtigt uns dazu, das Studium der Sekundärliteratur zu Kant auf die Publikationen der letzten zehn Jahre zu beschränken? Eine solche zeitliche Limite lässt sich in der Philosophie unter keinen Umständen rechtfertigen. Philosophische Literatur ist zäh und langlebig und ihre Halbwertszeit ist – obgleich je nach Spezialgebiet unterschiedlich – in jedem Fall hoch. Dies wird bestätigt, wenn wir eine repräsentative Gesamtdarstellung Kants heranziehen.

Der 'Cambridge companion to Kant', der 1992 erschienen ist, versteht sich als ein modernes Auskunftsmittel, das umfassend über die Philosophie Kants informiert und den neuesten Stand der Kant-Forschung wiedergibt. Der Band enthält eine umfangreiche, systematisch nach Hauptthemen der Kantischen Philosophie geordnete Bibliographie, die den Anspruch erhebt, die wichtigste Sekundärliteratur zusammenzustellen. Eine Einteilung dieser Literatur nach Erscheinungsjahr ist aufschlussreich und bestätigt das vorhin Gesagte: Lediglich 15 Titel tragen das Erscheinungsjahr 1990 oder jünger, 111 Titel sind zwischen 1980 und 1989 und 80 Titel zwischen 1970 und 1979 erschienen. Noch 47 Titel sind in den sechziger Jahren und 14 Titel in den fünfziger Jahren publiziert worden, und 52 Titel stammen aus der Zeit vor 1950. Also gerade eine Auswahlbibliographie empfiehlt mehrheitlich Titel, die älter als zehn Jahre sind. Demgegenüber verzeichnet das in Louvain erscheinende 'Répertoire bibliographique de la philosophie' in den Jahrgängen 1993 und 1994, welche die Berichtsjahre 1991 und 1992 umfassen, pro Jahr mehr als 260 neue Publikationen über Kant. Dies ergibt im Moment pro Jahrzehnt etwa 2'500 neue Kant-Beiträge, und zwar mit steigender Tendenz. Wenn trotz dieses grossen Angebots an neuester Kant-Literatur die orientierende Auswahlbibliographie des 'Cambridge companion to Kant' es vorzieht, vorwiegend ältere Fachliteratur zu empfehlen, dann dokumentiert sich in dieser Diskrepanz die zunehmende Redundanz der spezialisierten Fachliteratur, die geschrieben werden muss, um den Wissenschaftsbetrieb am Leben zu erhalten, die im Grunde aber niemand ernsthaft zur Kenntnis nehmen will.

Zusammenfassend ist festzuhalten: Ohne strenge Auswahlkriterien, die eine gezielte und punktuelle Nutzung des überdimensionierten Informationsangebots erlauben, muss sich die Überfülle an Fachinformation kontraproduktiv auswirken, denn je sorgfältiger sie konsultiert wird, desto stärker hemmt und gefährdet sie schliesslich die eigene Forschungstätigkeit.

### III

Das exponentielle Wachstum des sich fortgesetzt überbietenden Neuen muss sich auf die wissenschaftliche Qualität der Informationsversorgung negativ auswirken. Denn die Quantität an wissenschaftlicher Information, die innerhalb einer vorgegebenen Frist – und letztlich innerhalb unserer Lebensfrist – sich aufarbeiten und aneignen lässt, bleibt konstant. Es häufen sich die Fälle, in denen ein Projekt deswegen scheitert, weil die betreuende Bibliothek ihre Informationsdienste allzu effizient leistet: Die beigebrachte Informationsfülle sprengt die im Forschungsplan vorgesehenen Möglichkeiten der Aufarbeitung. Allgemeiner formuliert: Das Ziel bibliothekarischer Informationsvermittlung kann nur darin bestehen, eine Orientierungsleistung zu erbringen. Ein Übermass an Information verfehlt gerade diese Zielsetzung; sie verhindert Orientierung und löst Desorientierung aus. Deshalb steht fest: So wie bisher kann es nicht weitergehen, denn der Informationswandel sprengt die Kapazitäten, und zwar sowohl die mentalen der Wissenschaftler als auch die materiellen Speicherkapazitäten der Bibliotheken.

Hermann Lübke hat einen analogen Sachverhalt für die Entwicklung des modernen historischen Bewusstseins diagnostiziert: "Generell gilt, dass mit wachsender Informationsdynamik sich die Chancen unserer Zivilisation, ein adäquates historisches Bewusstsein auszubilden, nicht verbessern. Sie verschlechtern sich vielmehr, weil die Menge der anfallenden Kommunikationsrelikte rascher wächst als unsere institutionellen und individuellen Kapazitäten ihrer Speicherung und forschungspraktischen Verarbeitung."<sup>7</sup>

Da der Orientierungsgewinn nicht parallel zum wachsenden Informationsangebot ansteigt, sondern nach einer von Fach zu Fach variierenden Grenzüberschreitung sich paradoxerweise in einen zunehmenden Orientierungsverlust verwandelt, bedarf es neuer Strategien des Umgangs mit der wissenschaftlichen Information. Eine erste Strategie könnte darin bestehen, dass das Ziel von Informationsrecherchen neu definiert wird. Bisher bestand das Ziel jeder Informationsrecherche darin, dem Benutzer die für das jeweilige Forschungsgebiet relevante Information im grösstmöglichen Umfang bereitzustellen.<sup>8</sup> Zumindest auf dem Gebiet der Geisteswissenschaften muss jedoch das eigentliche Ziel einer Recherche darin bestehen, die ins Forschungsgebiet fallende Information im kleinstmöglichen Umfang anzubieten. Nicht mehr Informationserschliessung, sondern Informationsausschliessung muss zur zentralen Maxime einer verantwortungsbewussten Recherche werden. Der Informationsspezialist soll seinen primären Auftrag in der Informationsselektion erkennen. Um diese neu akzentuierte Aufgabenbestimmung ausüben zu können, kann die blosser Zugehörigkeit der Information zum Forschungsthema nicht mehr allein massgebend sein; jetzt bedarf es zusätzlicher Selektionskriterien. Es stellt sich hier die Aufgabe, neue Instrumente einer qualitativen Informationsselektion zu definieren. Um das Gemeinte zu veranschaulichen, seien einige mögliche Kriterien genannt: Bekanntheitsgrad des Autors, wissenschaftliches Renommee des Verlages, Bedeutung und Stellung der Universität beziehungsweise des Instituts, Zitierung in der Fachliteratur, Rezensionen usw. Um den jetzt drohenden Missverständnissen gleich entgegenzutreten: Es geht nicht darum, ob ein Titel positiv oder negativ rezensiert wird, sondern nur darum, dass überhaupt eine Rezension vorliegt, weil mit jeder Rezension die Wahrscheinlichkeit, dass der betreffende Titel im wissenschaftlichen Diskurs über-

haupt Gehör findet, zunimmt. Jedes der bisher aufgezählten Kriterien ist in höchstem Grade problematisch und jedes verletzt den Anspruch des Autors auf unvoreingenommene Beurteilung, unabhängig von seiner Stellung und dem Erscheinungsort seines Werks. Aber ohne Reduktion der Information auf ein den Aufnahmekapazitäten entsprechendes Mass und ohne neue Mittel der Selbstbegrenzung des Wissens gerät die Forschung selbst in Gefahr.

In ganz analoger Weise müssen auch im Bibliotheksbereich grundsätzliche 'Grenzen des Wachstums' festgestellt werden. Auch hier sind Massnahmen der Informationsbegrenzung unvermeidlich, auch wenn solchen Massnahmen stets die Tatsache gegenübersteht, dass nicht nur das Informationsangebot, sondern auch das Informationsbedürfnis wächst und auch weiterhin wachsen wird. Nun lassen sich die objektiven und unbestreitbaren Grenzen des Wachstums der Bibliotheken nicht wegdiskutieren, und sie stellen somit eine Rahmenbedingung des Wissenschaftsbetriebs dar. Es mag sein, dass diese Wachstumsgrenzen noch nicht in gewünschter Weise ins bibliothekarische Bewusstsein gedrungen sind. Was die wissenschaftlichen Bibliothekare betrifft, so stellte Wolfgang Kehr kürzlich – wohl in selbstkritischer Absicht – fest, sie würden diese Wachstumsgrenzen ähnlich tabuisieren wie weite Kreise der Öffentlichkeit das allgemeine Problem der Grenzen des Wachstums: "Sie neigen nach wie vor eher dazu, mit dem Hinweis, dass jedes schriftliche Dokument irgendwann einmal in Zukunft benötigt werden könnte, die Magazinbestände am Ort unkontrolliert und zu rasch wachsen zu lassen, um dann, wenn die baulichen Zustände unhaltbar geworden sind, den kulturellen Notstand auszurufen und neue finanzielle und bauliche Investitionen für unabweisbar zu erklären."<sup>9</sup> Die sich an diese Feststellung anschliessende Forderung, ältere Bestände zugunsten der jüngsten Fachliteratur auszusondern, ist ein ebenso problematisches wie unvermeidliches Mittel der Informationseindämmung. Ein gewisser Trost besteht in der Tatsache, dass zwischen der Informationsdynamik und dem Vorgang des Veraltens der Information ein komplementärer Zusammenhang besteht, so dass die Benutzungshäufigkeit immer rascher absinkt. Dieser Komplementärzusammenhang trifft auch für die Geisteswissenschaften zu, obwohl hier der Ausdruck des Veraltens – wie bereits bemerkt – problematisch ist und hier lediglich den Umstand beschreibt, dass die Information immer rascher in Vergessenheit gerät.

"Aber niemand ist blinder, als der nicht sehen *will* ..." – So hat schon Immanuel Kant in seiner kleinen Schrift 'Über die Buchmacherei' geklagt. Und was heute alle sehen könnten, wenn sie es nur sehen wollten, das ist die Konsequenz, die aus dem gegenwärtig ablaufenden technischen und kulturellen Informationswandel zu ziehen ist; sie lautet: sich der Informationsverführung entziehen. Denn die Mehrzahl der wissenschaftlichen und insbesondere der geisteswissenschaftlichen und philosophischen Publikationen erbringt kein neues Wissen, sondern wiederholt das Bekannte in mannigfacher Variation. Diese Konsequenz läuft in den Geisteswissenschaften auf die Einsicht hinaus, dass der sichere Griff zu den alten und modernen Klassikern dem Wagnis einer Zufallslektüre mit ungewissem Ausgang allemal vorzuziehen ist. Denn die Informationsproduktion ist primär gar nicht auf die wissenschaftlichen Informationsbedürfnisse der Leser ausgerichtet, sondern dient der Selbstdarstellung der Wissenschaft und der Wissenschaftler, die Information produzieren müssen, wenn sie überleben wollen. Zur Selbstdarstellung gehört auch die Kunst, die Ergeb-

nisse als neuartig anzupreisen. Dies galt der Sache nach schon zu Kants Zeiten, der einigen Philosophen seiner Zeit unterstellte, ihre Einsichten aus unlauteren Gründen als spektakulär anzupreisen, "um so im litterarischen Gewerbe die Handelsindustrie nicht einschlummern zu lassen". Doch auch dies hat nach Kant für den Beobachter der Literaturszene eine positive Seite und einen – freilich unbeabsichtigten – Nutzen, "nämlich vom zuletzt anekelnden Possenspiel sich hernach desto ernstlicher zur gründlichen Bearbeitung der Wissenschaften anzuschicken".<sup>10</sup>

## Anmerkungen

- 1 Burckhardt, Jacob (1934): Über die Kunstgeschichte als Gegenstand eines akademischen Lehrstuhls. In: Gesammelte Werke, Bd. 13, S. 23.
- 2 Vgl. Vorwort der Herausgeber zu: Cyberspace. Gemeinschaften, virtuelle Kolonien, Öffentlichkeiten. Hrsg. v. Manfred Fassler und Wulf R. Halbach (1994). München: Wilhelm Fink. S. 7.
- 3 Ebd., S. 10.
- 4 Rheingold, Howard: Der Alltag in meiner virtuellen Gemeinschaft. In: ebd., S. 95–121, Zitat S. 108. Der Originaltext in: THE WELL: /uh/72/hlr/virtual-communities 92.
- 5 Vgl. Mittelstrass, Jürgen (1991): Einheit und Transdisziplinarität. Eine Einleitung. In: Einheit der Wissenschaften. S. 12f.
- 6 Die 9. Auflage des International Directory of Philosophy and Philosophers ist auf den Jahreswechsel 1994/95 erschienen und informiert über Institutionen und Personen der Philosophie in 120 Ländern. Die Auskunft betrifft mehr als 1'250 Institute beziehungsweise Departemente mit ihrem 11'400 Personen umfassenden Lehrkörper.
- 7 Lübke, Hermann (1992): Im Zug der Zeit. Verkürzter Aufenthalt in der Gegenwart. Berlin: Springer. S. 15.
- 8 Die perfekte Literaturrecherche würde jener bemitleidenswerten Person, die eine Kant-Dissertation plant, eine Liste mit schätzungsweise 10'000 Titeln zur Verfügung stellen. Diese Zahl dürfte sich innerhalb der nächsten 25 Jahre verdoppeln.
- 9 Kehr, Wolfgang: Grenzen des Bestandeswachstums in wissenschaftlichen Bibliotheken. In: Bücher für die Wissenschaft. Bibliotheken zwischen Tradition und Fortschritt. Hrsg. v. Gert Kaiser (1994). München: K.G. Saur. S. 357–365; Zitat S. 359f.
- 10 Kant, Immanuel: Über die Buchmacherei. Akademie-Ausgabe, Bd. 8, S. 438.

Une Bibliothèque nationale en tant que foyer  
d'animation culturelle

L'exemple de la Bibliothèque nationale (BN)  
de Luxembourg

Jul Christophory

## Introduction

Ayant pu admirer une belle exposition de livres de Pierre Lecuire lors d'un passage à la bibliothèque universitaire de Bâle, (peu de temps après avoir monté une exposition avec ce même Pierre Lecuire à Luxembourg) je me suis informé auprès de Monsieur Gröbli sur sa politique en matière d'exposition, sur le choix des sujets et le problème du 'marketing'. Comme il apparut que la politique de Bâle recouvrait en beaucoup de points mon expérience personnelle en la matière et qu'on retrouvait un certain nombre de facteurs identiques dans les situations linguistique et géographique de nos deux villes, villes situées à la croisée de trois pays, de trois frontières, de trois langues aussi. Mais avec de fortes différences également, Bâle étant ville industrielle et universitaire infiniment plus puissante que Luxembourg, avec une population trois fois plus nombreuse et une bibliothèque universitaire avec des collections trois fois plus importantes que les nôtres. Et pourtant – au moment de rendre hommage à l'oeuvre de Monsieur Gröbli, le premier président de REBUS – il me paraît intéressant de partager avec nos collègues suisses, en dehors de notre expérience commune de SIBIL et de REBUS en tant que petit partenaire de ce réseau dès son origine, notre expérience dans le domaine des expositions et nos contacts avec le grand public. Dans l'espoir que le lecteur suisse puisse y retrouver quelques points de comparaison et de rapprochement intéressants susceptibles de retenir son attention et de stimuler sa curiosité 'européenne'.

## Survol des deux dernières décennies

La mission d'une bibliothèque est de situer le livre dans un contexte, de l'encadrer. Centre de documentation d'une part, centre d'animation, d'autre part, la Bibliothèque nationale sert de cadre idéal à une diversité de manifestations susceptibles de l'enrichir et de compléter sa vocation initiale. C'est ainsi que nous voyons les dernières décennies de son existence jalonnées de contacts et d'échanges trouvant abri dans des locaux où le cachet architectural sert de dénominateur commun à de nombreuses manifestations d'envergure.

Je voudrais esquisser ici les différentes possibilités qui permettent à une bibliothèque nationale ou centrale de s'affirmer comme un réel foyer d'animation culturelle. Dans un tableau synoptique de 20 années d'expositions depuis 1974, j'ai pu distinguer 14 genres principaux d'exposition que je vais rapidement commenter parce qu'elle illustrent toutes une facette différente de l'activité d'une bibliothèque scientifique ancrée dans la vie culturelle d'une région. Sur 130 expositions retenues, une bonne trentaine forme le premier groupe: productions et éditions de livres. L'éventail de la production luxembourgeoise comprenait notamment la présentation de livres d'enfant, de

périodiques pour enfants et adolescents, de timbres illustrant le motif du livre et de métiers d'art du Benelux. La majorité de ces expositions portaient sur des sélections de livres étrangers. Défilaient ainsi au cours des années, les littératures belge, canadienne, anglaise, américaine, française, italienne, suisse etc., mais également des livres russes, bulgares, finlandais et tchécoslovaques. Un souvenir fort: en 1990, lorsque le mur de Berlin était déjà tombé, nous présentions encore la littérature de la République démocratique allemande, sélection faite par 'l'ancien régime' et commentée quelques mois après par des écrivains critiques comme Helga Schubert. Une bonne partie de ces manifestations étaient organisées dans le cadre des accords culturels signés par les pays correspondants.

Le groupe 2 comprend la présentation culturelle et touristique d'un pays, d'une ville ou d'un thème. En guise d'illustration des 26 expos présentées, retenons ici quelques pays lointains ou plus 'exotiques' comme l'Afghanistan, l'île de Madère, l'Inde dravidiennne, l'Australie, la Thrace et la Macédoine à côté du patrimoine architectural bulgare ou d'une expo sur les grands explorateurs. Chacune de ces expositions offertes par des ambassades ou cercles culturels étrangers permettaient à la Bibliothèque nationale de compléter les vitrines par quelques belles estampes, cartes géographiques ou ouvrages anciens de ses propres fonds, une occasion rêvée pour documenter l'ouverture de la bibliothèque sur d'autres cultures.

Le groupe 3 voulait présenter le portrait d'un écrivain et de son oeuvre. Au cours de ces deux décennies, 27 écrivains étrangers et sept personnalités luxembourgeoises furent présentées. Sélectionnons à titre d'exemple dans l'ordre chronologique, pour l'étranger: Lord Byron, Robert Musil, Valéry Larbaud, Jean Cocteau, Michel Butor, Sédar Senghor, George Orwell, Ludwig Wittgenstein, Andréï Sakharov, Vaclav Havel, William Shakespeare, Marguerite Yourcenar, Johann Wolfgang von Goethe, Georges Simenon, Rudolf Steiner, Mario Sa Carneiro, André Malraux, Fernando Pessoa, et, pour le Luxembourg, Maurice Constantin-Weyer, Willy Goergen et Michel Rodange.

Le groupe 4 qui se propose de présenter un artiste du livre, a connu jusqu'ici le plus grand succès avec 15 expositions d'artistes du livre proprement dits et une vingtaine de présentations touchant aux domaines de l'imprimerie, de la photo, des affiches et de la peinture. Parmi les architectes du livre, retenus les noms prestigieux de Pierre Lecuire, Alain de la Bourdonnaye, Joachim Burgert, Fritz Eichenberg, Jiri Anderle, Klaus Eberlein, Didier Graciewicz, Roland Grünberg et quelques expositions liées à des thèmes d'illustration comme 'Karikatur und Spott in der Schule' ou à un journal particulier comme le journal satirique anglais Punch ou les rétrospectives sur les Cent Ans de l'Imprimerie St Paul et les rétrospectives sur les périodiques 'Forum' et 'Heimat und Mission'. Une mention spéciale doit être réservée à la présentation de Carmen Rinnelt 'Luxuspapier 1860-1950' en 1991, un vrai plaisir magique pour les yeux et le toucher, le tout baignant dans une piété nostalgique. Relevons aussi que chaque année la BN présente pendant une quinzaine de jours les projets pour le concours d'affiches de la Loterie nationale.

La catégorie 5 s'articule autour d'un thème culturel luxembourgeois ou d'une institution luxembourgeoise. Retenons ici les expositions sur la Grande Loge, à Luxembourg, en 1979, sur la Franc-Maçonnerie en janvier 1995 ou sur l'Abbaye de Diferdange.

Les sujets religieux présentent un autre axe intéressant de nos manifestations, ceci pour des raisons liées au cadre historique et architectural de notre bâtiment (Groupe 6). Non seulement la BN occupe-t-elle les bâtiments de l'Ancien Collège des Jésuites, mais encore est-elle le voisin immédiat de la Cathédrale de Luxembourg, où affluent depuis 1666 pendant l'Octave de Notre-Dame, des milliers de pèlerins venus de toutes les provinces de l'Ancien Duché de Luxembourg. Ainsi il se trouve qu'au mois de mai telle association religieuse ou tel aumônier de lycée prend l'initiative d'illustrer un thème religieux que notre Réserve Précieuse essaie d'étoffer par des documents intéressants, ou de présenter une expo ambulante sur l'histoire de la Bible, de la Chrétienté, des Jésuites, sur le culte de la vierge, les voyages du pape, le Saint Suaire, sur l'église ou la synagogue. En 1989, nous avons même pu admirer des 'bandes dessinées chrétiennes'.

Groupe 7. Les expositions liées à un colloque ou à un congrès ont été les plus prestigieuses, sans doute parce qu'elles visaient dès le début un public international et étaient accompagnées en règle générale par un catalogue scientifique de haute tenue. Retenons quelques fleurons de cette série: Réforme et Contre-Réforme, L'expo Descartes (pour le 350<sup>e</sup> anniversaire du Discours sur la méthode, en 1987); la Mission des Lumières (1981), la Philosophie de l'Argent (autour de l'oeuvre du sociologue allemand Georg Simmel), Tradition et Emancipation (1991) – Sozialismus und Utopie, Textes et images, Prise de Conscience Juive, la Reliure d'art du 20<sup>e</sup> siècle etc. (15 expositions au total)

Groupe 8. Environ 25 expositions essayaient de valoriser les collections de la Réserve Précieuse de la BN (manuscrits, cartes, estampes, reliures, fac-similés etc.) Souvent ces expositions saluent l'arrivée d'une nouvelle acquisition remarquable comme l'acquisition du fac-similé du livre de Kells ou de la Cosmographie de Ptolémée en les entourant d'éditions originales de la même période. Certaines ont fêté la restauration réussie d'un manuscrit (cf. les Décrétales d'Echternach du 13<sup>e</sup> siècle, M.S. 41) ou d'une reliure précieuse, d'autres ont présenté les acquisitions exceptionnelles faites au cours des dernières cinq ou dix années ou ont illustré un grand homme ou une date historique.

Groupe 9. Au chapitre des participations, il faudra compter 30 participations à d'autres expositions dans le pays et 20 à l'étranger. Nos contributions nationales se résument à des stands à la foire de Luxembourg ou la fourniture de documents précieux pour telle exposition historique au Musée national d'Art et d'Histoire, aux Archives nationales, au Cercle Municipal, à l'Hôtel de Ville, aux Châteaux de Clervaux, Vianden ou Bourglinster, à des semaines culturelles régionales ou locales (par la fourniture d'une littérature spécialisée, de cartes anciennes, de plans et gravures ...). Les participations internationales peuvent prendre la forme du transfert d'une exposition complète montée à la BN. Ceci a été fait à Trèves, Metz, Francfort ou aux Etats-Unis: 'Highlight' absolu l'expo 'Luxembourg in America', présentée en décembre 1984 au Museum of Science and Industry de Chicago, à l'occasion de la visite d'Etat du Couple Princier aux Etats-Unis. De façon générale, c'est une ou deux pièces (par exemple la Bible géante d'Echternach de notre Réserve Précieuse) qui prennent le chemin de l'étranger pour représenter le Scriptorium d'Echternach du 11<sup>e</sup> siècle dans des expositions d'enluminures du Moyen Age. Ces dernières années, certaines expositions spécialisées ont pu mettre en évidence la richesse de notre fonds ancien, de

nos livres d'artiste et de nos reliures historiques et artistiques dans des bibliothèques universitaires nouvellement créées en Allemagne (comme à Trèves, Sarrebruck, etc.).

Groupe 10. En tant que ville européenne et centre bancaire, la ville de Luxembourg héberge un nombre considérable d'ambassades et de centres culturels qui développent une activité stimulante dans l'échange d'expositions ambulantes en provenance de leur pays d'origine. Une dizaine d'expositions littéraires assez légères (constituées de 20 ou 30 panneaux explicatifs) nous sont ainsi parvenues du British Council de Londres et ont pu être montées facilement au Foyer d'Accueil de notre bibliothèque. Nous complétons d'ordinaire cette offre par des éditions anciennes des ouvrages mentionnés et cela nous permet d'étoffer cette expo tout en valorisant nos propres fonds. De temps en temps le Centre Culturel Français ou le Goethe Institut/Thomas Mann Bibliothek nous offrent d'intéressantes expositions en tournée. Quelques exemples récents: Malraux parmi nous, Michel Butor vu par 20 artistes du livre, Jean Cocteau à travers des manuscrits, Marguerite Yourcenar du côté français; Karikatur und Spott in der Schule, Kalligraphische Psalmen, Sozialismus als Utopie, Mit Hammer und Harfe (Kabarett in Deutschland) du côté allemand. Parmi les ambassades, les meilleures contributions nous ont été fournies ces derniers temps par le Danemark, la Suisse, la Grèce, la Roumanie, l'Autriche, l'Australie, le Canada. Quelques titres au hasard: Hans Christian Andersen – Das Schweizer Buch, L'édition en Suisse (avec le concours de Pro Helvetia) – La littérature grecque moderne, Thrace et Macédoine – Regards sur la Roumanie – Moyen Age roumain – Die Wiener Schule, Joseph Haydn in seiner Zeit – The Changing Face Of Australia – L'enracinement etc. etc.

Groupe 11. S'il y a une thématique pour l'illustration de laquelle une bibliothèque nationale en tant que mémoire de la nation est prédestinée, c'est bien celle de la commémoration d'un sujet historique, la célébration de l'anniversaire d'un événement, d'une date, d'une personnalité. Une trentaine d'expositions illustrent la chose. Ici la ville, la région, le pays, le continent forment autant de cercles concentriques susceptibles d'être rappelés au souvenir des gens grâce aux documents tirés des fonds spéciaux et des collections encyclopédiques d'une bibliothèque de vieille souche, héritière des bibliothèques monacales du Moyen Age. Parmi les personnages de l'histoire luxembourgeoise que nous avons évoqués ces dernières années à la BN, il y a des figures aussi disparates que celle de la comtesse d'Ermesinde, d'un industriel qui va fonder des usines sidérurgiques en Chine au tournant du siècle (Eugène Ruppert), celle d'un Jean Gaspard de Cicignon, ingénieur militaire et inspecteur des forteresses danoises au 17<sup>e</sup> siècle, appelé le Vauban du Nord, d'un Bernard de Luxembourg, docteur en théologie, auteur d'un 'Catalogus haeticorum omnium ...' qui mourut, en odeur de sainteté à Cologne en 1835 ou d'un missionnaire luxembourgeois qui – au siècle dernier – s'en va convertir les Indiens Micmac au Canada (Christian Kauder). Parmi les faits et dates retenus il y a d'abord les événements saillants des deux guerres mondiales, mais il y a eu aussi de vastes rétrospectives historiques comme Réforme et Contre-Réforme à l'occasion du tricentenaire de la Rénovation de l'Edit de Nantes ou encore: L'émigration luxembourgeoise aux Etats-Unis, Durbuy et le Luxembourg depuis 1331, l'archéologie luxembourgeoise à travers trois siècles de publications, Bicentennial of the American Constitution, Ostia antiqua etc. etc., suivant les inspirations du moment et les initiatives des différents cercles culturels et ambassa-

des responsables. La collaboration de bibliothèques voisines comme la Stadtbibliothek de Trèves ou la Bibliothèque-Médiathèque de Metz nous a été précieuse à de multiples occasions.

Groupe 12. Une vingtaine d'expositions abordaient un thème social de façon plus ou moins scientifique. Relevons ici quelques titres: Rôle et place de la femme dans la société actuelle, la Femme Danoise, hier et aujourd'hui – Arbres généalogiques – L'homme et la nature, Understanding Aids, La créativité n'a pas d'âge (sur des oeuvres remarquables produits à un âge avancé), Waldorfpädagogik, Paix Mondiale Bahai, etc.

Groupe 13. Dans le cadre plus intime de notre foyer ou hall d'entrée, nous avons pu admirer une demi-douzaine d'expositions sur des séries spéciales de timbres, des créateurs d'ex-libris comme Hedwig Pauwels ou Joris Mommen, d'ex-libris héraldiques etc.

Un dernier thème réunit environ une dizaine d'expositions autour d'un sujet musical, soit l'oeuvre d'un compositeur ou l'anniversaire d'une société musicale. Ici c'est surtout l'ambassade d'Autriche (en collaboration avec la Letzebuerger Gesellschaft fir nei Musék) qui nous a permis de revoir et de réentendre l'oeuvre de Gustav Mahler, de Joseph Haydn, de Johannes Brahms, d'Alban Berg. D'autres beaux souvenirs s'attachent aux expositions 'Erik Satie' et 'Compositeurs français autour de 1900' montées par un professeur luxembourgeois (Johnny Fritz). Les compositeurs luxembourgeois mis à l'honneur ont été Théodore Decker et le compositeur suisse vivant au Luxembourg depuis 1948, Victor Fenigstein (qui vient de célébrer son 70e anniversaire).

### Conclusion

Après avoir passé en revue cette longue liste de titres, nous sommes certes fiers d'avoir pu diversifier notre offre culturelle en vue de drainer un plus large public vers la bibliothèque, mais nous devons admettre cependant à notre regret que nous exposons trop rarement des documents de notre fonds ancien, ou de nos collections spéciales. Ceci s'explique par la simple raison que nous ne disposons toujours pas d'une cellule spéciale qui pourrait se consacrer uniquement à la préparation des expositions et rédiger les catalogues scientifiques indispensables. Ainsi il est plus facile et plus 'payant' de présenter des expos ambulantes qui ont été montées à l'étranger. Trop de documents assemblés pour une occasion spéciale sont de nouveau dispersés par la suite sans laisser de traces permanentes dans un catalogue bien recherché et documenté. Trop de catalogues sont enfin uniquement vendus ou offerts sur place et n'atteignent donc pas un public suffisamment large. Mais en dépit de nos efforts, nous n'avons pas encore pu trouver la place disponible pour installer un point de vente, un 'shop' à l'intérieur de notre vénérable bâtiment. Cette vente publique constituerait un facteur très motivant pour le personnel scientifique de la bibliothèque. Des visites guidées plus nombreuses et l'ouverture l'après-midi du samedi et du dimanche sont sans doute les principaux desiderata de beaucoup de visiteurs potentiels qui se plaignent de notre créneau d'ouverture trop réduit. Mais un manque de personnel, de surveillance, d'accueil et d'encadrement restent les principaux obstacles que nous aurons à surmonter pendant les prochaines années pour garantir aux expositions tout le succès qu'elles méritent.

Von Ninive zum WWW  
Ein Berufsbild im Wandel

Regina Cornut und Dorothea Trottenberg

Es ist ein weiter Weg von der Tontafelbibliothek des Assurbanipal in Ninive bis zum World Wide Web. Bibliothekarische Berufsbild und Selbstverständnis haben in der Zeit grosse Veränderungen erfahren. Im folgenden sollen zwei Aspekte dieses Berufsbilds näher beleuchtet werden: zum einen die historische Entwicklung des Berufsstands, zum anderen die Rolle des Bibliothekars in der modernen Informationsgesellschaft.

Im alten Aegypten wachten zwei spezielle Bibliotheksgötter, Thot und Seschat, über das Tun ihrer irdischen Bibliothekar-Schützlinge, die es ihnen mit einer Widmung im Horustempel von Erdfu lohnten. Es ist in der Vorrede zu einem Katalog erhalten: "Ich komme zu Dir, Horus von Hut, Grosser Gott, Herr des Himmels, und zu den Göttern von Hut: Ich bringe Euch zahlreiche Truhen mit Büchern und grossen Rollen von geweihtem Leder". Es folgen zwar nur 37 Titel, aber die Götter wird es nicht gestört haben. Die Beziehung zu den irdischen Bibliotheksbenutzern und deren Ansicht über das eher magere Angebot bleibt unklar. Noch dauerte es Jahrhunderte, bis die Bibliothek mit dem Begriff 'öffentlicher Dienstleistungsbetrieb' und der Bibliothekar mit 'Informationsvermittler' in Verbindung gebracht wird.

#### Die historische Entwicklung im Überblick

Die Bibliothek in der Antike war meistens im geweihten Tempelbezirk untergebracht, der Bibliothekar war Gelehrter und gehörte ausschliesslich dem männlichen Geschlecht an. Ihm oblag die Leitung und Verwaltung. Zu seiner Tätigkeit gehörte Sammeln, Ergänzen, Ordnen, Erschliessen und Ersetzen. Die Bestandesvermittlung hatte kaum einen Stellenwert, denn allein schon der erwähnte Standort der Bibliothek schränkte den Benutzerkreis erheblich ein.

Dem antiken Bibliotheksleiter unterstanden Hilfskräfte, in der römischen Zeit waren das Sklaven, die vor allem mit den 'niederen' Arbeiten wie Abschreiben und Ausbessern der Bücherrollen betraut waren. Die Benutzerbetreuung war eher Nebensache, ausserdem hatten die Bibliotheken Präsenzcharakter, und die Heimausleihe war nur ausnahmsweise gestattet. Mit der Auflösung des römischen Reiches ging ein Verfall der antiken Bildung und Kultur und somit auch der Bibliotheken einher.

Als die Christianisierung voranschritt und die kirchliche Macht zunehmend an Einfluss gewann, wurde auch ein neuer Typus Bibliothek geschaffen: die Klosterbibliothek.

In diesem Zusammenhang ist Magnus Aurelius Cassiodorus zu erwähnen, der um 540 n. Chr. in Vivarium nach einer weltlichen Karriere ein Kloster gründete. Die besondere Stellung der Bibliothek wird bereits in den Klosterregeln verdeutlicht, in denen die Mönche zum Sammeln und Abschreiben von Handschriften verpflichtet werden, die sie zu wissenschaftlichen Studien gebrauchen sollen.

Auch bei Benedikt von Nursia wird die Benutzung und Verwaltung der Bibliothek in den Klosterregeln festgehalten. Diese 'Regula monachorum', die als Grundlage des abendländischen Mönchtums gilt, beschreibt im Kapitel 48 u.a. die Buchausleihe an die Brüder. Damit diese ihrer Pflichtlektüre eifrig nachkommen und nicht durch "Müssiggang oder Geschwätz Zeit verlieren", wird sogar eine strenge Kontrolle durch ein oder zwei ältere Mitbrüder verlangt.

Die Klosterbibliotheken des Mittelalters waren die Stätten der theologischen Bildung, allerdings hatten sie keinen Öffentlichkeitscharakter. Das Büchersammeln und Abschreiben von kirchlichen Texten, vorab der Bibel und deren Teile, stand im Mittelpunkt des Geschehens. Dementsprechend hoch war auch das Ansehen des Bibliothekars, des Armarius, wie er damals hiess, dem auch meistens die Aufsicht und Verwaltung der klösterlichen Schreibwerkstatt, des Scriptoriums, übertragen wurde.

Einzelne Klöster hatten in ihren Regeln eigentliche Dienstvorschriften für den Bibliothekar verankert, z.B. der Augustiner-Chorherrenstift von St. Victor in Paris. Neben Tätigkeiten wie Aufstellen, Pflegen, Inventarisieren, Revidieren, Ergänzen und Registrieren, musste der jeweilige Amtsinhaber auch dafür sorgen, dass die wertvollen Bestände nicht durch Ungeziefer und Feuchtigkeit beschädigt wurden.

Die Bestandesvermittlung ging selten über die Klostermauern hinaus, denn die breite Bevölkerung war im Mittelalter des Lesens und Schreibens unkundig, und nur wenige Privilegierte genossen eine angemessene Bildung.

Auch Frauenklöster hatten ihre eigenen Bibliotheken und Schreibstuben, und im Gegensatz zur Antike, in der Bibliotheksarbeit reine Männersache war, wurden erstmals auch Bibliothekarinnen erwähnt. Ihr Pflichtenheft war ähnlich wie das ihrer männlichen Kollegen und beschränkte sich ebenfalls auf die entsprechenden Tätigkeiten innerhalb der Klostermauern.

Mit dem Aufkommen neuer geistiger Strömungen (beginnender Humanismus) erlosch der Glanz und die Macht der Klosterbibliotheken. Zahlreiche Universitätsgründungen (Bologna, Paris etc.) sind das Ergebnis dieser Bewegung. Parallel dazu wurden aus den Buchbeständen der Klöster durch Zusammenschluss allmählich Fakultätsbibliotheken, die dann zu Universitätsbibliotheken 'heranwuchsen'.

Man fühlte sich jetzt nicht mehr nur der Theologie verpflichtet, sondern man legte Wert auf eine an die Antike angelehnte breite Bildung. Die antiken Autoren, deren Werke bis dahin höchstens als grammatikalische Vorlage dienten, wurden übersetzt. Die Bibliotheken wurden dem weltlichen Publikum zugänglich gemacht, allerdings beschränkt auf Angehörige der Universität. Diese Öffnung hatte auch einen Einfluss auf die Benutzungsmodalitäten. Damit die kostbaren Bücher nicht durch falsche Leselust verloren gingen, wurden sie kurzerhand an Ketten gelegt, die wiederum an Stehpulten befestigt waren. Welcher findige Bibliothekar diese pragmatische Lösung für Bibliotheken mit Präsenzcharakter erdachte, ist leider nicht überliefert.

Mit der Erfindung des Buchdrucks durch Johannes Gutenberg wurde das Buch Massenware und somit für die breitere Bevölkerung erstmals zugänglich. Die Reformation, bemüht um die Volksbildung, brachte eine neue Bibliotheksart hervor: die Stadtbibliothek. Daneben gab es viele Privatbibliotheken von weltlichen und geistlichen Würdenträgern, ein weiterer neuer Bibliothekstypus.

In dieser veränderten, sich ständig vergrößernden Bücherlandschaft brauchte es eine ordnende Hand. Der bis anfangs 16. Jahrhunderts meist nebenamtlich tätige

Bibliothekar wurde jetzt vollamtlicher Bibliotheksleiter, meist aus dem Gelehrtenmilieu stammend und dem Zeitgeist entsprechend ausschliesslich dem männlichen Geschlecht zugehörig.

Im 18. und 19. Jahrhundert waren vor allem an den Bibliotheken der Fürstenhöfe die sogenannten 'Dichterbibliothekare' anzutreffen. Verdienste haben sie sich eher in der Literaturgeschichte als in der Bibliotheksgeschichte erworben. Nachfolgend sollen nur einige Namen genannt werden:

- Gotthold Ephraim Lessing (Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel)
- Gottfried Wilhelm von Leibniz (Hofbibliothek Hannover, respektive heutige Niedersächsische Landesbibliothek)
- Johann Wolfgang von Goethe (wirkte in den Bibliotheken des Grossherzogtums Sachsen-Weimar, vor allem in Weimar und Jena)
- Alexandre Dumas (Bibliothek des Herzogs von Orléans)
- Ludwig Bechstein (Herzogliche Bibliothek Meiningen)
- Ricarda Huch (Zentralbibliothek Zürich).

Es scheint fast so, als ob die Bibliotheksarbeit ein geradezu idealer Nebenverdienst zur 'brotlosen Kunst' der Schriftstellerei war. Einerseits aus finanziellen Gründen, andererseits, um sich literarische Impulse für die hohe Dichtkunst zu verschaffen. Goethe meinte sogar, dass man sich in Bibliotheken "in der Gegenwart eines grossen Capitals fühlt, das geräuschlos unberechenbare Zinsen spendet". Dieser Eigennutz schuf ein gespaltenes Verhältnis zum Benutzer. Er wurde eher als Eindringling betrachtet, dem man mit minimalen Öffnungszeiten den Garaus machen wollte. Der Ausspruch des Bibliothekars Lessing, er wolle nicht "die Rolle des Stallknechts übernehmen, der dem Pferd das Futter in die Raufe gibt", verdeutlicht diese Haltung nur. Vermutlich wurde somit jenes Image geschaffen, das diesem Beruf bis heute anhaftet und gegen das jede Informationsbibliothekarin in Worten und Taten vehement anzukämpfen versucht.

Allerdings gab es auch rühmliche Ausnahmen. Der Universalgelehrte Leibniz (1646–1716) z.B. verfügte über beachtliche bibliothekarische Fähigkeiten. Er entwickelte unter anderem die Konzeption der wissenschaftlichen Gebrauchsbibliothek, verlangte einen systematischen Bestandaufbau in allen Wissensgebieten, dessen sachliche Erschliessung, sowie einen alphabetischen Katalog. Zudem sollte die von Leibniz geforderte längere Öffnungszeit und die liberale Heimausleihe die Benutzung der Bibliothek endlich ermöglichen. Der Grundstein zur modernen Bestandesvermittlung war damit gelegt.

Eine weitere grosse Wende im Bibliothekswesen brachte der Wissenschaftler und Bibliothekar Friedrich Adolf Ebert (1791–1834). Er forderte erstmals eine umfassende Bibliothekarsausbildung, denn das Berufsbild "als eine bequeme Sinecurastelle füsamer Gesellschafter oder als eine milde Versorgung verunglückter Erziehungskünstler" genügte ihm nicht. Diese Forderung ist unter anderem in der 1820 in Leipzig erschienenen Schrift 'Die Bildung des Bibliothekars' festgehalten. Ausserdem verlangte er die Öffentlichkeit der Bibliotheken und die Vereinheitlichung der Sachkatalogisierung. Den Bibliographien mass er eine besondere Gewichtung zu. Mit seinem 1821–1830 in Leipzig erschienenen 'Allgemeinen bibliographischen Lexikon' in zwei Bänden schuf er ein Standardwerk.

Mit der Schriftstellerin Ricarda Huch (1864–1947), die von 1892–1897 Bibliotheksassistentin an der Stadtbibliothek Zürich war, hielten auch die Frauen endgültig Einzug in die Bibliotheken. Aus damaliger Sicht wurden ihnen besondere Fähigkeiten zugestanden im Umgang mit den BenutzerInnen einerseits und in der Verwaltungsarbeit andererseits. Der Hamburger Bibliothekar Ernst Schultze umschreibt 1913 in seinem Artikel 'Der Beruf der Bibliothekarin' diese Tugenden. Da ist unter anderem die Rede von ausgeprägter Ordnungsliebe, Genauigkeit, Sorgfalt, Treue und die Bereitschaft, "auch langweilige oder direkt unangenehme Arbeiten zu erledigen", aber auch auf die persönliche Liebenswürdigkeit und die natürliche Zurückhaltung im Umgang mit dem mitunter schwierigen Publikum wird hingewiesen. Allein "schon ihr blosses Vorhandensein in der Ausleihbibliothek oder im Lesesaal sei eine Quelle der Höflichkeit für die Leser" meint Schultze.

Erst allmählich wurde die von Ebert geforderte konsequente Berufsausbildung in die Tat umgesetzt. Zu Beginn fanden noch auf privater Basis Bibliothekarinnenkurse statt, und 1909 wurde in Preussen eine staatlich anerkannte Ausbildung für die Bibliotheksausbildung im mittleren Dienst (heute gehobener Dienst) mit Diplomabschluss geschaffen. Das verlieh dem Berufsstand insgesamt mehr Anerkennung, und die in der Ausbildung vermittelten Kenntnisse und Fähigkeiten bildeten über lange Jahre hinweg die Grundlage für die klassischen bibliothekarischen Tätigkeiten wie Erwerbung, Bibliographie und Katalogisierung.

#### Funktionswandel des Berufs in der Informationsgesellschaft

Einher mit der vor allem in den letzten Jahren rapide zunehmenden Technologisierung der Informationswelt und dem Einzug der EDV in allen Bereichen der Bibliotheken – in der Erwerbung und Katalogisierung ebenso wie im Auskunftsbereich – ging auch ein Funktionswandel des bibliothekarischen Berufs. In der heutigen Informationsgesellschaft sind Bibliotheken nicht mehr nur Wissensspeicher sondern vor allem kulturelle Dienstleistungszentren, deren Aufgabe in der Bereitstellung und Beschaffung von Information besteht, und zwar von jeder Art, aus jeder Quelle, so rasch als möglich und für alle zugänglich. Dementsprechend erfuh der bibliothekarische Beruf einerseits eine Verschiebung seines Aufgabenfelds von den 'klassischen' bibliothekarischen Tätigkeiten hin zur Vermittlung von Informationen und andererseits eine zunehmende Spezialisierung auf bestimmte Funktionen. "Is the complete librarian obsolete?" fragt schon 1987 etwas provokativ die Zeitschrift 'The Reference Librarian'.

In der Tat ist es heute so, dass vor allem die in Auskunft und Information tätigen Bibliothekare – je nach Bibliothekstyp – eher Informationsspezialisten sind als das, was sich unbedarfte Zeitgenossen unter einer 'typischen' Bibliothekarin vorstellen. Sie betreiben Informationsvermittlung und dienen in einer technisierten Bibliotheklandschaft als Medium zwischen Benutzer und Information.

Das Bewusstsein für die Notwendigkeit einer solchen aktiven Informationsvermittlung ist jedoch noch nicht überall entwickelt. Während im angelsächsischen und vor allem im amerikanischen Bereich der ausgebauten, benutzerorientierte 'reference service' eine lange Tradition und der 'reference librarian' einen entsprechend hohen Stellenwert hat, fehlt im deutschsprachigen Bereich ein analoges Instrument weit-

gehend. Zwar wird in der zum 85. Deutschen Bibliothekartag 1995 veröffentlichten Publikation 'Bibliotheken im Zeitalter der Datenautobahnen und internationalen Netze' gefordert: "Die Bibliotheken müssen zum Motor der Entwicklung zur modernen Informationsgesellschaft werden", aber die zur Implementierung dieser Forderung notwendigen personellen Ressourcen werden nur am Rande erwähnt. Dabei wäre zum Beispiel eine Anerkennung des Berufs der Informationsbibliothekarin sowie entsprechende Strukturen in Aus- und Weiterbildung dringend erforderlich. Denn wenn die Bibliothek als Institution im Informationsmarkt auf Dauer konkurrenzfähig bleiben will, muss sie ihre spezifischen Vorteile zur Geltung bringen: die Möglichkeit einer aktiven Informationsvermittlung einerseits und den – in der Regel – direkten Zugang zu den Originaldokumenten andererseits. Für die effiziente 'Vermarktung' dieser beiden Bereiche sollten entsprechend geschulte und qualifizierte Informationsbibliothekare zur Verfügung stehen.

Ihre *Aufgaben* sind in erster Linie Auskunftserteilung und Beschaffung der Informationen, in welcher Form auch immer. Das erstreckt sich auf die Bestände der eigenen Bibliothek genau so wie auf gedruckte oder in elektronischer Form vorliegende Hilfsmittel. Wichtig ist ein gezieltes Auskunftsgespräch mit der Benutzerin, um die Informationsbedürfnisse abklären und die geeigneten Hilfsmittel heranziehen zu können. Darüber hinaus sollte aber auch aktives Anbieten und Werben für die Dienstleistung Information erfolgen, es müssen Informationen für einen zu erwartenden Bedarf bereitgestellt und das Dienstleistungsangebot muss durch Verfügbarmachung neuer Möglichkeiten wie CD-ROM-Netze, Internet-Zugriff u.a. erweitert werden. Eine weitere wichtige Aufgabe ist die Benutzerschulung als Hilfe zur Selbsthilfe in Form von Einführungskursen, etwa für die Benutzung von online-Bibliothekskatalogen oder bibliographischen Datenbanken auf CD-ROM. Denn im Bibliotheks-Alltag stellt sich immer wieder heraus, dass die vermeintlich so 'simplen' und 'selbsterklärenden' menügesteuerten Systeme eben doch nicht so leicht zu bewältigen sind; die grosse Zahl verschiedener Benutzeroberflächen und Abfragesprachen birgt auch für versierte Benutzerinnen immer wieder Probleme. Darüber hinaus können auch fachbezogene, medienübergreifende Einführungen in die Literatursuche angeboten werden. Längst ist das nicht nur für Naturwissenschaftler von Interesse, auch in den geisteswissenschaftlichen Fächern nimmt die in elektronischer Form verfügbare Information einen immer grösseren Raum ein.

Diese Tätigkeiten stellen auch entsprechende *Anforderungen* an die Informationsbibliothekare selbst. Zum einen müssen Ausbildung und Personalschulung neben der Vermittlung von Kenntnissen über konventionelle Auskunftsmittel verstärkt Zugang zu und Umgang mit elektronisch gespeicherten Informationsmitteln beinhalten. Die rasche Entwicklung in diesem Bereich erfordert von der Bibliothekarin aber auch extreme Flexibilität und Bereitschaft, sich ständig neu zu orientieren. Kaum hat man eine Abfragesprache gelernt, wechselt die Herstellerfirma der CD-ROM, und die Abfragesprache sieht ganz anders aus. Kaum hat man sich daran gewöhnt, auswärtige Bibliothekskataloge über 'gopher' im Internet abzufragen, erfährt man, dass das mit dem WWW jetzt viel komfortabler ist.

Damit verbunden sind aber auch einige *Probleme*, die die Tätigkeit im Informationsbereich mit sich bringt, etwa der 'information overload', die Informationsüberfrachtung. Nicht nur, dass Datenbanken unterschiedliche Abfragesprachen haben oder dass häufig neue Produkte auf den Markt kommen, in die man sich einarbeiten

muss. Dazu kommt eben auch noch eine Fülle anderer Informationen, die man möglichst immer präsent haben sollte.

Ein weiteres Problem ist die Doppelbelastung: Es wird die gleichzeitige Beherrschung traditioneller und neuer Medien vorausgesetzt. So wird erwartet, dass sich der Informationsbibliothekar in einer wissenschaftlichen Bibliothek in einem nach Preussischen Instruktionen geordneten Zettelkatalog ebenso zurechtfindet wie in einem OPAC, dass er in alter Bibliothekshandschrift geschriebene Signaturen ebenso entziffert wie kryptische Suchprotokolle von einer Recherche in einer online-Datenbank. Die Anforderungen werden dabei zukünftig sicher noch steigen, vor allem, was die Auswahl geeigneter Datenbanken und Suchstrategien sowie die Interpretation der Suchergebnisse angeht. Ein Problem ist nicht zuletzt auch der Technostress, den ein technisierter Arbeitsplatz mit sich bringt, etwa durch die Abhängigkeit von elektronischen Geräten – wenn das System blockiert, steht alles still – und die Betreuung derselben: Druckerpapier und Toner müssen nachgefüllt, 'ausgestiegene' Terminals wieder gestartet, Tasten neu programmiert werden usw.

Was nun die *Zukunft* der Informationsbibliothekare angeht – werden sie im Jahre 2010 überhaupt noch gebraucht, in einer Welt, wo 'information at everybody's fingertip' das Schlagwort ist? Dem muss mit einer entsprechend organisierten Ausbildung der Bibliothekare und einer Bereitschaft zur Anpassung an technische und gesellschaftliche Entwicklungen einerseits und einer entsprechend guten Ausrüstung der Bibliothek und flexibler Infrastruktur andererseits begegnet werden. So werden etwa bibliothekarische Sachbearbeiteraufgaben zunehmend von Computern übernommen, die dadurch frei werdende Arbeitskapazität könnte in der Informationsvermittlung und Benutzerschulung eingesetzt werden.

Da die Zahl traditioneller bibliothekarischer Arbeitsplätze zukünftig sicher abnehmen wird (durch Übernahme von Fremddaten, Rationalisierung etc.), der Bedarf an besser qualifizierten Mitarbeitern mit speziellen Kenntnissen aber zunehmen wird, muss man rechtzeitig gegensteuern, wenn verhindert werden soll, dass Angehörige anderer Berufe in diese Lücke drängen.

## Literatur

Auswirkungen neuer Technologien auf Bibliotheken und Bibliothekare.

Arbeitsbericht. Hrsg. VdDB. Berlin, 1984.

Bibliotheken im Zeitalter der Datenautobahnen und internationalen Netze.

Bundesvereinigung Deutscher Bibliotheksverbände. Veröffentlicht im Rahmen des 85. Deutschen Bibliothekartages. Göttingen, 1995.

Bunzel, Jürgen: Endnutzerorientierte Informationsvermittlung an wissenschaftlichen Bibliotheken. In: ZfBB 34 (1987), 5, S.343–377.

Berufsbild Bibliothekar. Hrsg. VdDB. Göttingen, 1992.

Der Bibliothekar: sein Beruf, ihr Beruf. 1972. Bern: Schweizerische Landesbibliothek.

- Continuing Education of Reference Librarians.  
Themenheft der Zeitschrift: *The Reference Librarian*, Nr. 30 (1990).
- Caputo, Janette S.: *Stress and Burnout in Library Service*. Phoenix, 1991.
- Der Diplom-Bibliothekar an wissenschaftlichen Bibliotheken.  
Ein Berufsbild im Wandel. Hrsg. VdDB. Berlin, 1985.
- Donath, Ursula: *Bibliotheken ohne weiblichen Tugenden?*  
In: *Buch und Bibliothek*, 39 (1987), S.35–40.
- Dugall, Bernd: *Herausforderung an die Bibliotheken durch moderne Informationsmedien*. In: *ZfBB* 39 (1992), 1, S. 25–35.
- Eco, Umberto (1987): *Die Bibliothek*. München: Carl Hanser.
- Fertiault, F. (1877): *Les amoureux du livre*. Paris.
- Grobli, Fredy: *Die Universitätsbibliothek im Wandel der Zeiten*.  
In: *Uni Nova*, 68 (1993), S.4–5.
- Huthloff, Christa-Rose: *Informationsvermittlung im Spannungsfeld zwischen Buch und elektronischen Speichermedien – auch noch im Jahre 2000?*  
In: 4. Deutscher Bibliothekskongress / 78. Deutscher Bibliothekartag in Berlin 1988. Reden und Vorträge. Unter Mitw. v. Else Maria Wischermann hrsg. von Birgit Dankert u. Günther Wiegand. Frankfurt a. M., 1989 (*ZfBB*: Sonderh.; 48), S. 227–232.
- Jüngling, Helmut: *Bibliothekare für die Zukunft – zwischen Kultur- und Informationsmanagement*. In: 5. Deutscher Bibliothekskongress / 83. Deutscher Bibliothekartag in Leipzig 1993. *Bibliotheken, Service für die Zukunft*. Hrsg. von Hartwig Lohse. Frankfurt a. M., 1993 (*ZfBB*: Sonderh.; 58), S. 194–207.
- Kirchner, Joachim (1952–1956): *Lexikon des Buchwesens*. Stuttgart: Hiersemann.
- Krueger, Wolfgang: *Mehr Frust als Lust am Arbeitsplatz? Zum Personaleinsatz in wissenschaftlichen Bibliotheken*. In: *ZfBB* 39 (1992), 6, S. 471–483.
- Kupersmith, John: *Technostress and the Reference Librarian*.  
In: *Reference Sciences Review* 20 (1992), 2, 7–14.
- Leide, John E.: *The Information Specialist and the Reference Librarian: Is the Complete Librarian Obsolete?*  
In: *The Reference Librarian* Nr. 18 (1987), S. 87–94.
- Lexikon des gesamten Buchwesens. 1934–1937*. Leipzig: Hiersemann.
- Lexikon des gesamten Buchwesens. 2. Aufl. 1985–*. Stuttgart: Hiersemann.
- Lüdtke, Helga: *Belesen, einfühlsam, gering entlohnt*.  
In: *Buch und Bibliothek*, 39 (1987), S. 18–35.
- Peters, Paul Evan: *Information Age Avatars*.  
In: *Library Journal* 120 (1995), 5, S.32–34.
- Rohstein on Reference: ... with some help from friends.  
In: *The Reference Librarian*, Nr. 25/26 (1989).
- Rost, Gottfried (1990): *Der Bibliothekar*. Leipzig: Ed. Leipzig.
- Shaw, Mabel W.: *Technology and Service: Reference Librarians have a place in the 90s*. In: *The Reference Librarian*, Nr. 33 (1991), S. 51–58.
- Vodosek, Peter: *Die Zukunft der Vergangenheit*.  
In: *Buch und Bibliothek*, 40 (1988), S. 752–756.
- White, Herbert S.: *The Reference Librarian as Information Intermediary*.  
In: *The Reference Librarian*, Nr. 37 (1992), S. 23–35.

Zentralbibliothek Zürich  
Öffentlichkeitsarbeit für einen 72 Millionen-Bau

Rainer Diederichs

Viermal Ja sagten die Stadtbürger zu den Vorlagen über die Zentralbibliothek Zürich am 28. September 1986 und fällten zusammen mit den Kantonsbewohnern einen klaren Entscheid: Die Bibliothek kann bauen. Blätterrauschen in der Presse, selbst Schweizer Radio International meldete den positiven Ausgang der Volksabstimmung in zwei Sendungen auf Esperanto, um die gute Nachricht in alle Welt zu verbreiten. Der Erziehungsdirektor und Präsident der Bibliothekskommission sprach am Abend der Abstimmung von einem "sonnigen Tag"; weder er noch andere Politstrategen hatten eine hohe Zustimmung des Soveräns erwartet.

Dem sonnigen Tag gingen Jahre der Planung voraus. Schon Ende der dreissiger Jahre klagte die von Kanton und Stadt getragene 'Stiftung Zentralbibliothek' über Platznot. Doch erst im September 1977 wurde ein Projektwettbewerb eröffnet, um der aus allen Nähten geplatzen Bibliothek wieder zu einem zweckmässigen Gewand zu verhelfen. Das Preisgericht empfahl 1979, die Architekten Alex und Heinz Eggimann mit der Weiterbearbeitung ihres prämierten Projekts zu beauftragen. Dieses sah vor, die Nutzfläche der Bibliothek zu verdoppeln.

Regierungs- und Stadtrat genehmigten 1980 den Entwurf. Das Projekt wurde auf der politischen Bühne weiterbehandelt. Wünsche der kantonalen Denkmalpflege und Gesetzesauflagen des Wohnanteilplans mussten erfüllt, Bedenken von Heimatschutz und Quartierverein beschwichtigt werden. Gemeinderat und Kantonsrat bestellten Kommissionen zur Vorbereitung des Geschäfts. Die Behandlung der Bauvorlage durch die Räte wurde schliesslich im November 1985 abgeschlossen. Der Tag der Volksabstimmung stand bevor, war aber zu dieser Zeit noch unbekannt.

Die Zentralbibliothek hat in all den Jahren der Bauplanung und politischen Diskussionen versucht, ihre Aufgaben und Anliegen durch Öffentlichkeitsarbeit einem breiten Publikum verständlich zu machen. Die dafür verantwortliche Informations- und Pressestelle wurde 1971 geschaffen. Ein Jahr später eröffnete die Bibliothek ihren Ausstellungssaal im Predigerchor und entwickelte eine fruchtbare Ausstellungstätigkeit. Gezeigt wurden jährlich drei bis vier Themen, zum Beispiel: Die Bibel in tausend Sprachen, der Lesezirkel Hottingen, die Zürcher und ihre Bibliothek, Kinderbücher als Weltliteratur, Ansichten und Panoramen der Schweiz 1780–1822: zum Lebenswerk Hans Conrad Eschers von der Linth – Themen, die in irgendeinem Bezug zu Zürich standen. Kleinere Ausstellungen zu meist aktuellen Themen zeigte die Zentralbibliothek im Vestibül und erreichte damit eine gute publizistische Resonanz. Ihr Pressedienst schickte durchschnittlich alle drei bis vier Wochen Bulletins mit Bibliotheksnachrichten oder Pressemappen an Zeitungen, Radio und Fernsehen. Besonders erfolgreich erwiesen sich neben Einführungen von Schülern und Studenten die einmal monatlich stattfindenden öffentlichen Abendführungen. Diese bauten in

all den Jahren für die Zentralbibliothek viel Wohlwollen auf. So waren Vorleistungen für die Abstimmung über die Bibliotheksvorlage bereits erbracht worden.

### Ausgangslage

Die Erweiterung der Zentralbibliothek hing vom Ausgang der Volksabstimmungen in Kanton und Stadt Zürich zu zwei Vorlagen ab:

- Mit der Änderung des Stiftungsvertrags sollte das Verhältnis der zu leistenden Beiträge zwischen den Stiftern Kanton und Stadt neu festgesetzt werden. Bisher erbrachten beide Stifter gleich hohe Leistungen, neu sollte der kantonale Anteil 80 Prozent, der städtische 20 Prozent betragen. Für bauliche Investitionen war ein anderer Verteilschlüssel vorgesehen.
- Zum ändern ging es um die Ausrichtung eines Investitionsbeitrags für den Erweiterungsbau. Die Gesamtkosten der Bibliothekserweiterung beliefen sich auf 71,8 Mio Franken. Der kantonale Beitrag sollte 46,2 Mio Franken, der städtische 25,6 Mio Franken betragen. Zu erwarten war ferner ein Bundesbeitrag von 10 Mio Franken, um den sich die Aufwendungen verringern sollten. Der kantonale Stimmberechtigte musste zweimal Ja sagen, der Stadtbürger sogar viermal. Beide Urnengänge sollten am gleichen Wochenende stattfinden. Bei der Behandlung in den Räten genehmigte der Kantonsrat die Vorlage zum Stiftungsvertrag mit 128:0, die zum Erweiterungsbau mit 146:1, während der Gemeinderat beiden Vorlagen mit grossem Mehr zustimmte. Die Fraktionen stimmten entweder zu oder äusserten sich nicht. Vereinzelt Opponenten stammten aus der CVP, der POCH und der SP. So hatte es der Stimmbürger mit einer komplizierten Doppelvorlage zu tun, der aber vorläufig wenig Opposition entgegenstand.

Zur Unterstützung der Zentralbibliothek hatte sich eine kleine Beratergruppe aus Kantons- und Gemeinderat gebildet, die vor allem politische Wege ebnete. Gedacht war ferner an den Beizug einer Agentur für Öffentlichkeitsarbeit, um die Bemühungen der Bibliothek zu unterstützen. Die Evaluation der Offerten einer kleinen und einer grossen Agentur erwies sich als 'totes Rennen', da beide in der Präsentation, im Erfahrungsbereich und im gesamten Beziehungskreis gleichermassen überzeugten. Die Kostenzusammenstellung beider Agenturen stützte sich auf unverbindliche Angaben, die erst bei Vorliegen eines klaren Konzepts zu erhärten gewesen wären. Die Rahmenbudgets lagen zwischen 170'000 und 210'000 Franken. Den Zuschlag erhielt schliesslich die Grossagentur, da sich ihr Betreuungsteam aus Personen mit unterschiedlichen Honoraransätzen zusammensetzte. Bei knappem PR-Budget versprach diese Lösung grössere Flexibilität.

Die Massnahmen für die Abstimmung gliederten sich in drei Phasen: Die 'Vorbereitungsphase' galt ab sofort bis drei Monate vor der Abstimmung, die 'Aufklärungsphase' folgte im dritten und zweiten Monat, der eigentliche 'Abstimmungskampf' im letzten Monat vor der Abstimmung.

## Vorbereitungsphase

Auszugehen war von bestehenden politischen, kulturellen, sozialen und wissenschaftlichen Berufs- und Freizeitinteressen eines grossen Bevölkerungskreises in Stadt und Kanton Zürich. Dieser sollte einerseits auf das unerschöpfliche Informationspotential der Zentralbibliothek, ihre vielfältigen Funktionen und Nutzungsmöglichkeiten aufmerksam gemacht werden, andererseits auf ihre immer grösser werdenden Kapazitätsprobleme und Engpässe.

### *Finanzbeschaffung*

Da die Bibliothek von ihrem ordentlichen Budget keine finanziellen Mittel für die Abstimmungskampagne einsetzen konnte, war sie gezwungen, eine breit angelegte 'Fund raising Aktion' zu starten. Ein Bettelbrief entstand. Er betonte die Ausstrahlung der Bibliothek in das kulturelle und publizistische Leben Zürichs. Wirtschaft und Forschung seien ebenso wie die Politik auf sie angewiesen; auch ein breites Publikum brauche sie als eine unersetzliche Fundgrube der Information über die verschiedensten Gebiete des Wissens. Absender des Briefes war die Gesellschaft von Freunden der Zentralbibliothek, die ein Spendenkonto einrichtete und auch mit einem eigenen namhaften Geldbetrag die PR-Aktivitäten unterstützte. Die Unterzeichner des Briefes waren Persönlichkeiten, die mit ihrer Unterschrift der Finanzaktion einen hohen Stellenwert gaben: Prof. Dr. Konrad Akert, Rektor der Universität Zürich, Dr. Fred Luchsinger, alt Chefredaktor der Neuen Zürcher Zeitung, und Dr. Hans Vontobel, Verwaltungsratspräsident der Bank J. Vontobel & Co. AG. Der Brief richtete sich an Mitglieder der Zürcher Handelskammer, an grosse Schweizer Firmen im Kanton Zürich, an Geschäftsleitungen von Zeitungen und vor allem an ausgewählte Persönlichkeiten. Ähnlich lautende Briefe mit anderen Unterschriften richteten sich an die Einzelmitglieder der Gesellschaft von Freunden der Zentralbibliothek, an Lieferanten, Verlage im Kanton Zürich, Ordinarien der Universität, an den Gewerbeverband, den Baumeisterverband, den Zürcher Hochschul-Verein. Die Vorbereitung des 'Fund raisings' erstreckte sich über Monate, die Aktion selbst startete erst nach Bekanntgabe des Abstimmungsdatums. Der Verband der zürcherischen Kreditinstitute verzichtete nach einer Umfrage unter seinen Mitgliedern auf eine Unterstützung der Abstimmungskampagne, so dass die einzelnen Banken direkt anzuschreiben waren. Spendengelder flossen bis ins Jahr 1987. Einzelne Zeitungen unterstützten die Bibliothek materiell durch vergünstigten Insertionsraum. Hinzu kam das Legat eines Freundes der Zentralbibliothek, so dass schliesslich die Schlussabrechnung von 145'000 Franken ausgeglichen war.

### *Komitee Pro Zentralbibliothek*

Um die Öffentlichkeitsarbeit erfolgreich zu verstärken, musste frühzeitig ein 'Komitee Pro Zentralbibliothek' gebildet werden, auch wenn es erst in der Abstimmungsphase in Erscheinung treten sollte. Der Zusammensetzung des Präsidiums gingen intensive Diskussionen voraus. Dank des politischen Beratergremiums und der PR-

Agentur gelang es, ein überparteiliches Präsidium zusammenzustellen mit Nationalrat und alt Stadtpräsident Sigmund Widmer als Präsidenten sowie einem Co-Präsidium, das sich auf städtische und kantonale Exponenten der Politik stützte. Die Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens sollten erst in der Aufklärungsphase zum Beitritt eingeladen werden.

### *Meinungsbildungsstrategie*

Schon früh galt es, sich mit den mutmasslichen Hauptargumenten des Abstimmungskampfs auseinanderzusetzen, um die geeignete Strategie der Meinungsbildung zu entwickeln. Bereits während der Vorbereitungsphase hatte sich auf Initiative des Malers Balz Baechi eine Arbeitsgruppe gebildet, die sich für die Entfernung der Zwischenböden im Predigerchor und der Trennwand zwischen Kirche und Chor einsetzte. Der zum Stiftungsgut Zentralbibliothek gehörende Predigerchor war eigentlich kein Thema der Abstimmungsvorlage, doch enthielt er soviel emotionalen Zündstoff, dass die Ausräumungsfrage die Abstimmung ernsthaft gefährden konnte. Dem umtriebigen, von eigentümlicher Suggestionskraft beseelten Baechi gelang es, seine Vision eines freien Predigerchors zu einem öffentlichen Diskussionsthema zu machen. Die Meinung der Fachleute war geteilt: Der Zürcher Heimatschutz plädierte für Entfernung der Zwischenböden und Stehenlassen der Trennwand, die Denkmalpflegekommissionen von Stadt und Kanton waren mehrheitlich für Beibehaltung der Einbauten. Die Zentralbibliothek verhielt sich neutral, beanspruchte als Eigentümerin aber Realersatz am Ort, falls der Chor ausgeräumt würde. Die Befürworter der Chorausräumung sahen ein, dass sie die Abstimmungsvorlagen nicht gefährden durften. Wegen der Gegnerschaft einer Ausräumung durfte andererseits nicht der Eindruck entstehen, ein Ja zur Zentralbibliothek würde automatisch ein Ja zur Chorfreilegung nach sich ziehen. Deshalb unterstützte die Arbeitsgruppe 'Predigerchor' die Vorlage zur Zentralbibliothek mit dem Slogan: 'Zentralbibliothek Ja – erster Schritt zum freien Predigerchor'.

Die teilweise verbissen geführte Diskussion um den Chor lenkte von einem anderen Problem der Erweiterungsvorlage ab: dem Verlust des Lesesaals. Bestimmt von nostalgischen Gefühlen, aber auch wegen seiner kulturellen Bedeutung, sprachen sich viele für seine Erhaltung aus. Dem kam die Bibliothek mit dem Versprechen entgegen, die wertvolle Holzausstattung des Lesesaals bei der Einrichtung der Spezialsammlungen im Altbau wieder zu verwenden.

Neben den offen ausgetragenen Argumenten gab es auch unterschwellig wirkende Meinungen, die oft reflexartig entstehen. Eine Artikelüberschrift der 'Züri Woche' drückte es treffend aus: "Keine Gegner und doch starker Widerstand". Dazu gehörten die Ablehnung von Grossbaustellen in der Altstadt, der Verlust von günstigen Wohnungen, stetes Schwinden historischer Substanz in der Altstadt, zu hohe Kosten für blosse Büchermagazine. Ein verbreitetes Argument, besonders auf dem Lande, war: 'Was geht mich die Zentralbibliothek an?'

Dem standen durchaus wichtige befürwortende Argumente entgegen, die für weite Bevölkerungskreise jedoch leicht abstrakt wirkten. Deshalb waren die Argumentationslinien immer wieder zu überprüfen. Die städtebauliche Qualität des Projekts und die sinnvolle Durchmischung der Altstadt sollten der Stadtbevölkerung möglichst

deutlich gemacht werden. Argumentationsschwerpunkte für die Landschaft waren der allgemeine Nutzen der Zentralbibliothek und ihre Archivfunktion für die Gemeinden. Der Abstimmungskampf zielte primär auf die Mobilisierung von Bevölkerungsschichten mit Bildungsinteressen, deren Sympathie für die Abstimmungsvorlage relativ leicht geweckt werden konnte und deren Stimmbeteiligung überdurchschnittlich hoch war. Sekundär diente die Kampagne dem Zweck, desinteressierte Bevölkerungskreise davon zu überzeugen, dass die Bibliothekserweiterung notwendig war. Vor allem musste deutlich werden, dass die Zentralbibliothek auch dem Normalbürger offensteht und von ihm jederzeit genutzt werden kann. Für die bevorstehende Aufklärungsphase war deshalb ein Argumentarium zu erstellen, das allen Aktivisten und Multiplikatoren der Öffentlichkeitsarbeit sowie den Mitarbeitern zur Verfügung stehen sollte.

### *Veranstaltungen und Aktionen*

Der Massnahmenplan für die Öffentlichkeitsarbeit sah als Schwerpunkte intern vermehrte Führungen und einen Tag der offenen Tür vor, extern Vorträge, Ausstellungen und Standaktionen während des Abstimmungskampfes. Eine Arbeitsgruppe von Mitarbeitern der Zentralbibliothek unterstützte dabei die Vorbereitungen der Informations- und Pressestelle.

Service Clubs wie Kiwanis, Lions oder Rotary, politische Ortsgruppen und Institutionen der Erwachsenenbildung erhielten bereits im April ein Rundschreiben. Es bot ihnen Orientierungen über die Zentralbibliothek und das Bauprojekt an in Form von Führungen oder Referaten durch Kaderleute der Zentralbibliothek. So konnten die genannten Zielgruppen Informationsveranstaltungen im Vorfeld der Abstimmung in ihr Programm einplanen. Das Angebot fiel auf fruchtbaren Boden.

Arbeitsintensiv waren Planung und Gestaltung von 23 Ausstellungen auf je vier Schautafeln, die während des Abstimmungskampfes zeitgleich in allen Bezirken des Kantons gezeigt werden sollten. Zwei Tafeln waren jeweils als Selbstdarstellung den Aufgaben und dem Erweiterungsprojekt der Zentralbibliothek gewidmet. Zwei weitere Tafeln gaben einen Einblick in die grossen Schätze ortskundlichen Materials zu jeder ausstellenden Gemeinde aus den Sammlungen der Zentralbibliothek. Mit diesen vielfältigen Zeugnissen präsentierte sie sich als Gedächtnis des Kantons. Sie stellte sich auch als 'Mutterbibliothek' aller Gemeindebibliotheken vor, da sie für die bibliothekarische Ausbildung sorgt und die Gemeindebibliotheken durch Fernleihe bedient.

### *Informationsmaterial*

Zu den geplanten Veranstaltungen brauchte es vielfältiges Informationsmaterial. Als Freund des Hauses erhielt Celestino Piatti den Auftrag, Abstimmungsplakate im Format B4 und A3 zu entwerfen. Der Plakattext war ebenso schlicht wie einleuchtend: 'Ja zur Zentralbibliothek. Die ZB ist für alle da'. Plakatvarianten unterschieden zwischen städtischer und kantonaler Abstimmung. Allen gleich war eine augenzwinkernde Piatti-Eule als optisches Motiv, das auch für die anderen Werbemittel

übernommen wurde. Vorbereitet wurden ein Flugblatt und ein Lesezeichen sowie eine sechsseitige 'ZB-Zeitung', die in einer Auflage von 12'000 Exemplaren von der Universität hergestellt wurde. Ein vervielfältigter 'ZB-Referentenführer' entstand im Umfang von 26 Seiten mit Kapiteln über die geschichtliche Entwicklung, die Aufgaben und Tätigkeiten, den Erweiterungsbau, mit dem Argumentarium und einem Musterreferat über Aufgabe und Zukunft der Zentralbibliothek Zürich.

### *Pressearbeit*

Bereits vor dem Abstimmungsjahr intensivierte die ZB-Pressestelle ihre Meldungen über historische und gegenwartsbezogene Informationen der Zentralbibliothek. Grössere Beiträge erschienen im weitverbreiteten Informationsorgan der Universität Zürich, die später als 'ZB-Zeitung' herausgegeben wurden.

Seit Anfang 1986 verschickte die Pressestelle durchschnittlich alle zwei Wochen Communiqués über Schenkungen, Dienstleistungen, Betriebsmeldungen sowie Presseeinladungen zu Ausstellungseröffnungen und Buch-Vernissagen.

Unter dem Titel 'Schätze der Zentralbibliothek Zürich' bereitete die Neue Zürcher Zeitung eine Artikelserie vor, die besondere Sammlungsgegenstände würdigte. Damit sollte während Aufklärungsphase und Abstimmungskampf die Zentralbibliothek als Hort wissenschaftlicher, literarischer und künstlerischer Überlieferung der Öffentlichkeit in Erinnerung gerufen werden. Neben der regelmässigen Informationstätigkeit erfolgten Einzelinformationen sowie Kontaktpflege mit Journalisten und Leserbriefschreibern; es entstanden Radiointerviews und ein Fernsehbericht über die Bibliothek und den Predigerchor.

### *Aufklärungsphase*

Am 9. Juni kam der lang erwartete Entscheid für das Abstimmungsdatum 28. September 1986. Damit wurde die Aufklärungsphase eingeläutet. Mitte Juni begann der Versand von Bettelbriefen zur 'Finanzbeschaffung'. Zu den ersten Aufgaben des überparteilichen Präsidiums vom Komitee Pro Zentralbibliothek gehörte, die Fundraising Aktion der Gesellschaft von Freunden der Zentralbibliothek zu unterstützen und bei Unternehmungen und Stiftungen noch einmal nachzustossen. Direkte Beziehungen eines Komiteemitglieds zur 'Gesellschaft zur Förderung der schweizerischen Wirtschaft' erwiesen sich dabei als hilfreich.

Nun war es auch an der Zeit, Persönlichkeiten aus Gesellschaft, Politik, Wissenschaft und Kultur für den Beitritt zum Komitee Pro Zentralbibliothek einzuladen. Der Werbebrief betonte die herausragende Bedeutung der Bibliothek, die als geistiges Zentrum unserer Gesellschaft wirke und die Förderung durch möglichst viele Persönlichkeiten verdiene. Der Brief führte in seinem Kopf das Präsidium aus allen grösseren Parteien an. Die Beilage enthielt die ZB-Zeitung, eine Antwortkarte und einen Einzahlungsschein. Die Antwortkarte bot mehrere Rubriken zum Ankreuzen: Beitritt zum Komitee, Zusicherung finanzieller Unterstützung, Unterstützung der Abstimmung als Referent, als Verfasser von Zeitungsartikeln oder als Verteiler von Flugblättern und Informationsmaterial. Damit sich die Namen auch für Inseratzwecke

verwenden liessen, wurde die Karte bis zum Beginn des Abstimmungskampfes zurückerbeten. Das Komitee setzte sich bis dahin aus 156 Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens zusammen. Auch die Arbeitsgruppe Predigerchor war im Komitee vertreten, um wegen der ständigen Verwirrung, ob sie nun für oder gegen die Zentralbibliothek arbeite, ein klärendes Zeichen zu setzen.

Mit der Aufklärungskampagne steigerte sich die 'Vortrags- und Führungstätigkeit' für Service Clubs, politische Ortsgruppen der Parteien, Kulturvereine und Institutionen der Erwachsenenbildung. Zur Bestellung von 'Informationsmaterial' wurden als Zielgruppen angeschrieben: 250 Bibliotheken, 120 Buchhandlungen, 460 Pfarrämter, 90 Museen sowie 480 Ärzte, mit der Bitte, die ZB-Zeitung im Wartezimmer aufzulegen. In der Regel erfolgten viele Kleinbestellungen; auch sie haben zur Sensibilisierung für die Abstimmungskampagne beigetragen.

Die regionale Tagespresse, Radio und Fernsehen erhielten als Hintergrundinformation die ZB-Zeitung sowie einen Begleitbrief mit Hinweis auf die geplanten Veranstaltungen. Dem war die Bitte angefügt, darüber in geeigneter Form zu berichten. Gleiches galt für die Redaktionen von Hauszeitschriften im Kanton Zürich, denen für Berichterstattungen Text und Bildmaterial zur Verfügung standen. Wegen eines zunehmenden Übergewichts lokalhistorischer Information bei Artikeln über die Zentralbibliothek lud die Pressestelle auf Mitte August zu einer Medienorientierung ein, um die Datenbankabfrage als neue Dienstleistung vorzustellen. Das Sommerloch verhalf der Imagekorrektur zu einer positiven Resonanz.

### Abstimmungskampf

Den Auftakt zur letzten Runde bildete eine Medienkonferenz des Komitees Pro Zentralbibliothek einen Monat vor der Abstimmung. Beide Vorlagen wurden eingehend erläutert und die Bibliothek als Haus für Bücher und Menschen vorgestellt. Von den Mitgliedern des Komitees hatten sich 30 Persönlichkeiten, vorwiegend Kantonsräte, verpflichtet, einen Artikel in einer Zeitung zu veröffentlichen. Andere hatten sich als Referent gemeldet. Sie erhielten den Referentenführer und ein Flugblatt mit allen wünschbaren Informationen.

Jetzt wurden auch die seit langem vorbereiteten Ausstellungen in alle Bezirke des Kantons verteilt. Ansprechpartner waren vorwiegend Bibliothekare der Gemeindebibliotheken. Sie hatten die Zentralbibliothek während ihrer Ausbildung kennengelernt und fühlten sich ihr verbunden. Die Stellwände im Format 180x120 cm wurden vielfach in Gemeindebibliotheken aufgestellt, aber auch in Banken, Schulhäusern, Altersheimen, in einem Sportzentrum und einem Einkaufszentrum. Für einzelne Ausstellungen fanden Eröffnungsfeiern statt, die dem Anlass zu grösserer Publizität verhelfen. Die Bibliothekare erhielten mit der Ausstellung einen pressegerecht formulierten Artikel, den sie nur noch ihrer Lokalredaktion zuzustellen brauchten. Die Kantonale Kommission für Gemeinde- und Schulbibliotheken führte ausserdem Anfang September eine Pressefahrt durch, an welcher der Erziehungsdirektor einzelne Bibliotheken vorstellte und auf die Bedeutung der Zentralbibliothek für die Gemeindebibliotheken hinwies. Die Zentralbibliothek stellte in ihren Räumen ein thematisch breites Spektrum Turicensia aus und dokumentierte damit ihren Sammelauftrag als Kantonsbibliothek.

Zu einer wirkungsvollen Öffentlichkeitsarbeit im Abstimmungskampf gehören 'Standaktionen'. Sie sind zugleich ein Stimmungsbarometer der öffentlichen Meinung. Bereits im Juni hatte ein Probelauf beim Zürcher Büchermarkt auf dem Münsterplatz stattgefunden. Ende August bot das alljährliche Theaterspektakel Gelegenheit, an drei Abenden die zahlreichen Besucher über die bevorstehende Abstimmung zu informieren. Das Verteilen von Lesezeichen, Flugblatt und ZB-Zeitung entwickelte sich dort rasch zur Routine. Häufig ergaben sich dabei Diskussionen mit vorwiegend jungen Stadtbewohnern, die sich wegen Verdrängung günstigen Wohnraums und wegen baulicher Vorbehalte kritisch äusserten. Zuspruch und Ermunterung dagegen erfuhren die Standbetreuer zwei Wochen später am Paradeplatz sowie am Bellevue in Zürich, ebenso auf der Marktgasse in Winterthur. Hier verkehrte ein eher bibliotheksfreundliches Publikum.

Mitte September war die Zeit des 'Plakataushangs' und der 'Inseratenkampagne' gekommen. Gestaltung, Produktion und Disposition waren bereits frühzeitig abgesprochen und der PR-Agentur übertragen worden, so dass die Zentralbibliothek in der Phase des Abstimmungskampfes davon weitgehend entlastet war. Die Arbeitsgruppe Predigerchor hatte – nicht zuletzt aus eigenem Interesse – die Abstimmung der Bibliothek unterstützt. Die Zentralbibliothek überliess ihr deshalb ein Viertel des Platzes für den Plakataushang und sparte dadurch Kosten.

Die Inserate der Zentralbibliothek zeigten ein aufgeschlagenes Buch im Umriss mit der Piatti-Eule als Blickfang. Neben ihr war das Komitee Pro Zentralbibliothek mit dem Präsidium aufgeführt. Die Headline aller Inserate lautete: 'Ja zur Zentralbibliothek'. Dann folgten im Fettdruck zwei prägnante Argumente mit erläuterndem Zusatz. Aussagen dieser Art waren: Optimale Lösung – Modern und benutzerfreundlich – Städtebaulich harmonisch ein Ort mit Tradition – Denkplatz Zentralbibliothek usw. Die Sujets waren für Zürich-Land und Zürich-Stadt verschieden und wechselten in ihrer Zusammenstellung. Die Inserate erschienen flächendeckend im ganzen Kanton. Inserate mit Auflistung aller Komitee-Mitglieder wurden aus Kostengründen nur in der Stadtpresse publiziert.

Eine Woche vor dem Urnengang beendete ein 'Tag der offenen Tür' das Veranstaltungsprogramm vor der Abstimmung. In einer 'Direct mail Aktion' hatte sich die Bibliothek zuvor an ihre 50'000 Benutzer gewandt, um sie zur Abstimmung aufzufordern und zum Tag der offenen Tür einzuladen. Die kantonale Tagespresse brachte Hinweise auf die zweitägige Veranstaltung, an der vor allem über Informationsangebot und Dienstleistungen der Bibliothek orientiert wurde. Das Publikum erhielt Einblick in die bibliothekarische Verarbeitung des Buches, konnte Literatursuchen auf dem Bildschirm verfolgen und lernte die Spezialsammlungen für Graphik, Handschriften, Karten und Musikalien kennen. Eine thematisch weitgespannte Esoterikausstellung im Predigerchor öffnete zu diesem Anlass bereits vor der Vernissage ihre Tore. Selbstverständlich gab es auch einen Wettbewerb mit über hundert von Zürcher Verlagen gestifteten Buchpreisen. Der erste Tag schloss mit einer Lexikonlesung im Predigerchor der Bibliothek. Dass die Benutzung eines Lexikons grossen Unterhaltungswert besitzt, bewies der Schauspieler Peter Arens, der aus dem noch unveröffentlichten ersten Band der neuen Brockhaus-Enzyklopädie vorlas. Darin fanden sich beziehungsreiche Stichwörter wie Alternativkultur, Analphabetismus oder Abstimmung. Der Schriftsteller André Kaminski hatte zu einzelnen Stichwörtern eine Geschichte beigesteuert. Sie wurde ebenfalls von Peter Arens vorgetragen.

Den zweiten Tag der offenen Tür beendete ein Vortrag über 'Zukunft der Bibliotheken – Bibliotheken der Zukunft' mit anschliessender Diskussion.

Danach folgte das grosse Warten, wie sich der Souverän entscheiden würde. An Aufklärung der Öffentlichkeit hatte es nicht gefehlt, eher war ein Overkill an Information zu befürchten. Die Presseauswertung am Jahresende ergab 1'090 Belege redaktioneller Texte mit Bezug auf die Zentralbibliothek. Während des Abstimmungskampfes war der Versand von Pressebulletins auf wöchentliche Kadenz gesteigert worden. Das Volk belohnte die Anstrengungen aller Beteiligten mit einem klaren Ja, und zwar zum neuen Stiftungsvertrag mit 67 Prozent, zum Erweiterungsbau mit 60 Prozent. Dieser deutliche Entscheid für die neue Zentralbibliothek sowie die oft unerwarteten Beweise von Wohlwollen und Freundschaft liessen die nachfolgenden Jahre der Planung, der Bibliotheksdezentralisierung und der Bauausführung leichter überstehen. Die Zentralbibliothek sah ihrer Zukunft getrost entgegen.

### Epilog

Acht Jahre später kündigte sich die Wiedereröffnung der erneuerten Zentralbibliothek auf 1. November 1994 an. Die Öffentlichkeitsarbeit war während der Bauphase darauf ausgerichtet, die Zentralbibliothek in den Medien präsent zu halten und das ungeschmälernte Dienstleistungsangebot herauszustellen. Während der umzugsbedingten Totalschliessung berichteten Presse, Radio und Fernsehen eingehend über die 'Mammutzügele' von drei Millionen Büchern. Im Vorfeld der Wiedereröffnung ergaben sich einige 'herausragende Pressemeldungen', deren zeitlich gestaffelte Abfolge zum erhofften Crescendo des Blätterrauschens der Zeitungen führte. Die Übernahme des Nachlasses von Elias Canetti zog mehr als hundert Presseabdrucke aus den deutschsprachigen Ländern nach sich, zum Teil auch aus dem fremdsprachigen Ausland. Der überraschende Fund eines einunddreissigzeiligen Ablassbriefs von 1454/1455, der als Makulatur zur Verstärkung eines Einbands verwendet worden war, fand ebenfalls das Interesse von Medien und Öffentlichkeit. Schliesslich führte die Gründung des Informationsverbunds Zürich von ETH-Bibliothek und Zentralbibliothek zu einer Medienkonferenz mit weitem Echo. Sie war der publizistische Auftakt für die Wiedereröffnung der Zentralbibliothek.

Wieder war es Zeit, auf 'Sponsorsuche' zu gehen. Das dazu aufgesetzte Werbeschreiben betonte die Bedeutung der Zentralbibliothek für die Schweiz und appellierte an die Sponsoren, aus Verbundenheit zu Zürich die älteste Kulturinstitution dieser Stadt auf angemessene Weise zu unterstützen. Eine Liste führte Aktivitäten und Anlässe auf, die vorgesehen, aber von der öffentlichen Hand nicht zu finanzieren waren. Zu den vorgeschlagenen Werbemitteln, die einen Sponsor fanden, gehörten verschiedene Drucksachen: eine vierzehnteilige Beilage der Neuen Zürcher Zeitung, die NZZ-Abonnenten auf ihren ersten ZB-Besuch vorbereitete und sich im Fortdruck als Benutzungs-Selbstführer einsetzen liess, eine ZB-Tragtasche, ein ZB-Buchzeichen, ein ZB-Adventskalender, Plakate im Weltformat für den Kulturausgang der Stadt sowie Kleinplakate für den Aushang im Tram, in Schulen und Kulturinstitutionen. Man konnte sich auch mit einer Spende ohne Zweckbestimmung beteiligen. Sponsoren von Beiträgen ab 1'000 Franken wurden mit einem selbstgestalteten

Plakat auf einer Litfasssäule bekanntgegeben, die während eines Jahres als Blickfang im Eingangsbereich der Zentralbibliothek steht. Sonderführungen für Mitarbeiter und Freunde der Sponsoren waren ebenfalls in Aussicht gestellt. Die Sponsorensuche brachte Beträge von über 100'000 Franken.

Die Aktivitäten der Wiedereröffnung sollten von einem Slogan und einem optischen Zeichen begleitet werden, um einen hohen Identifikationsgrad aller eingesetzten Mittel zu erreichen. Der Künstler Celestino Piatti liess sich von dem Spruch: 'Zürich hat viele gute Seiten – die meisten in der Zentralbibliothek' zu einer farbenprächtigen Eule inspirieren, mit aufgeschlagenen Büchern als Gefieder. Die Eule fand bei Publikum und Personal viel Sympathie. An der offiziellen Bibliothekseinweihung im Juni 1995 kennzeichnete sie die geladenen Gäste in Form eines Ansteckschildes. Die Buchzeichen mit dem Eulenmotiv sind vom Sponsor in der Zwischenzeit als Grossauflage nachgedruckt worden. So erhält sich manchmal die 'Corporate identity' eines bestimmten Anlasses entgegen der ursprünglichen Absicht und erinnert lange Zeit an ein herausragendes Ereignis.

Zwischen Zukunftsvision und  
Beharrungsvermögen  
Probleme bei der Veränderung der internen  
Organisation von Bibliotheken

Klaus Franken

### Es besteht Handlungsbedarf!

Seit Mitte der sechziger Jahre wird in den deutschen Bibliotheken Datenverarbeitung eingesetzt. Dies geschah zunächst bei der Ausleihverbuchung und der Katalogisierung. Während in der ersten Zeit Katalogkarten gedruckt und in Zettelkataloge eingelegt wurden, gab es Schübe des Fortschritts, als Bandkataloge, COM-Kataloge (Mikrofiche-Kataloge) und dann OPACs installiert wurden. Das Sortieren und Einlegen in Zettelkataloge konnte unterbleiben. Die nächste Stufe der Katalogisierung per EDV waren die Verbunddatenbanken und die Nutzung von maschinenlesbaren bibliographischen Daten anderer Bibliotheken. Dies ergab einen Rationalisierungsschub. Die Strukturen von Katalogabteilungen sind hingegen auch heute noch weitgehend unverändert. Einige Bibliotheken haben die Arbeiten der Monographienwerbung automatisiert. Aus der Tatsache, dass Erwerbung und Katalogisierung mit denselben Daten arbeiten, wurden die organisatorischen Konsequenzen, nämlich die Abschaffung von Doppelarbeit, grösstenteils nicht gezogen. Die in die Retrokonversion investierte freigewordene Kapazität der Katalogabteilungen ist keine Dauerlösung, so dass sich heute bereits die Frage stellt: Was kommt danach?

Im Bereich der Fernleihe wird seit Jahrzehnten ein arbeitsteiliges System betrieben, bei dem zunächst die bibliographischen Angaben von Benutzern vor Ort mit Hilfe des bibliographischen Apparates verifiziert werden. Dann treten die Zentralkataloge auf den Plan, die die Besitznachweise der besitzenden Bibliotheken enthalten und schliesslich beteiligen sich die besitzenden Bibliotheken selbst durch Hergabe des gewünschten Werkes oder einer Kopie von Teilen desselben. Diese arbeitsteilige Struktur ist in Regelungen über die Verwaltung des Leihverkehrs niedergelegt. Seit Jahren werden leistungsfähige Datenbanken aufgebaut, die sowohl die Titel als auch die Besitznachweise enthalten. Die Verfilmung von Teilen der Zentralkataloge auf Mikrofiche führte zum gleichen Ergebnis. Die Datenfernübertragung erlaubt den Zugriff auf nahezu beliebige, entfernte Datenbanken. Die Bestellung ist auf elektronischem Wege möglich. Damit entfällt zunehmend die Funktion der Zentralkataloge, die von den nehmenden Bibliotheken übernommen wird.

Die Nutzung dieser Datenbanken wird zunehmend auch Benutzern eröffnet. Damit könnten diese in den Stand versetzt werden, selbst zu recherchieren und selbst zu entscheiden, bei welcher Bibliothek sie bestellen wollen. Wenn dies richtig ist und zu einem Massenphänomen würde, so könnte sich die Fernleihe künftig auf die Lieferung reduzieren, die Bestellung wäre nicht mehr Sache der Bibliotheken.

Müssen nicht die bestehenden Strukturen der Fernleihe vermehrt hinterfragt und geändert werden?

Bibliotheken wenden einen grossen Anteil an ihren Etats und einen beträchtlichen Zeitanteil des Personals für die Beschaffung, Verwaltung, Pflege und Lagerung der Zeitschriften auf. Unter erheblichem Zeitdruck versuchen sie für ihre Benutzer die neuesten Hefte der abonnierten Periodika zu bekommen. Sie stehen dabei – wenn man von einer Grundmenge von Titeln absieht, die lokal zur Grundausrüstung gehören – vor dem Dilemma, dass die Preise stark steigen, die Titelvielfalt weiter zunimmt und die Benutzerbedürfnisse auseinanderlaufen. Parallel dazu entwickeln sich die elektronischen Zeitschriften im Internet aus den chaotischen Frühformen hin zu Fachorganen, deren Qualität in gleicher Weise wie bei gedruckten Zeitschriften durch Herausgebergremien garantiert wird.

Muss vor dem Hintergrund dieser Entwicklung die Versorgung der Benutzer mit Zeitschriftenliteratur nicht überdacht werden?

### Externe Entwicklungen: Problem oder Lösung?

*Problem:* Externe Entwicklungen wie auf dem Gebiete der EDV, der wissenschaftlichen Kommunikation, des Internet werden in den Bibliotheken zunächst als Problem empfunden, weil sie auf eine fest gefügte und geordnete Struktur stossen und diese stören. Die Möglichkeiten der Verbundkatalogisierung, der Fremddatennutzung stellen die Katalogisierungstätigkeit und ihren organisatorischen Rahmen, die Katalogabteilung, in ihrem traditionellen Zuschnitt in Frage. Bei der Fernleihe ergibt sich für die Zentralkataloge als Organisationen ein Problem, wenn die Verbunddatenbanken nicht nur die Titel nachweisen, sondern auch die Besitznachweise. Die elektronischen Zeitschriften verursachen Probleme, weil sie mit Hilfe der üblichen Bearbeitungsprozeduren weder beschafft, noch bearbeitet, noch an die Benutzer herangebracht werden können und weil Benutzer für den Zugang die Vermittlung durch eine Bibliothek nicht mehr brauchen.

Diese abwehrende Betrachtungsweise verschärft die Probleme in aller Regel eher, als dass sie einen Ansatz zur Lösung oder Verbesserung darstellt. Entwicklungen, die als Problem erkannt und als störend empfunden werden, weil sie den gewohnten Gang der Dinge unterbrechen, werden gerne aus der Wahrnehmung zunächst ausgeblendet, bagatellisiert und in einem späteren Stadium umso stärker als negativ empfunden.

*Lösung:* Man kann externe Entwicklungen auch als Lösung betrachten, wozu es einer grundsätzlich anderen Einstellung zu Veränderungen bedarf. Man kann die Verbundkatalogisierung als Chance sehen, Arbeitsrückstände abzubauen, man kann sie als Rationalisierungsmittel betrachten, um Kapazität für andere dringlichere Aufgaben freizusetzen. Man kann die Verbunddatenbanken mit Titel- wie Besitznachweisen als Chance zur Beschleunigung der Fernleihe betrachten. Man kann die elektronischen Zeitschriften als denkbaren Weg aus der Misere der Periodika-Beschaffung ansehen. Der Blick ist hierbei jeweils auf das Lösen von Problemen gerichtet, es wird die Frage an neue Entwicklungen danach gestellt, ob in ihnen nicht ein Instrument zur Lösung eines bereits vorhandenen oder absehbaren Problems zu finden ist.

Wünschenswert wäre es, dass externe Entwicklungen dazu führen, dass eine Bibliothek sie aufgreift und nicht ignoriert, nach eingehender Prüfung eine Standortbe-

stimmung vornimmt und erst daraufhin entscheidet, in welche Richtung von verschiedenen möglichen sie sich entwickeln will. Dabei versteht sich von selbst, dass Bibliotheken in diesem Willen zur Entwicklung nicht völlig frei sind, sondern durch Vorgaben der Unterhaltsträger wie höherer Entscheidungsgremien gebunden sind.

Grundsätzlich ist es aber so, dass in der Bibliothek die Offenheit für Veränderungen und die Reflektion des Vorhandenen möglich sein und gefördert werden müssen, auch wenn nach dieser Phase zu fällende Entscheidungen in eine bestimmte Richtung gehen, die keineswegs immer die Zustimmung aller Beteiligten finden werden. Nichtstun verbessert gar nichts und man kann den Entwicklungen auch nicht entgegen.

### Konkrete Anstösse zu Veränderungen

Auf der Ebene der Bibliotheksleitung ist es in der Praxis schwer, Veränderungen konsistent zu planen und durchzuführen, wenn es keine Richtschnur für die anzustrebenden Entwicklungen gibt. Soweit gesetzliche Regelungen über den Auftrag einer Bibliothek vorliegen, was zumindest rudimentär überall existiert, gibt es eine gewisse Orientierungsmöglichkeit. Hilfreich kann ein Leitbild der Bibliothek sein, das für alle Angehörigen ein gewisses Ausrichten an Gesamtzielen und eine Grundorientierung über die Art und Weise der Zusammenarbeit ermöglicht. Jedoch dürfen solche Rahmen in ihrer Bedeutung für praktisches tägliches Handeln nicht überstrapaziert werden. Leitbilder sind recht allgemeine Leitlinien, die keine Aussage über konkrete Handlungen im Sinne von Veränderungsprozeduren machen.

Hilfreicher können schon eher Arbeitsziele sein, die sich die Leitung einer Bibliothek oder einer organisatorischen Untereinheit für einen bestimmten Zeitraum gesteckt haben. Diese Ziele funktionieren als Orientierung und im Sinne einer Entwicklung jedoch nur, wenn sie so gesteckt sind, dass sie nur über Veränderungen erreicht werden können oder durch bewusstes Festschreiben einer vorhandenen Situation nach der erforderlichen Reflektion. Wer die Ziele zu niedrig steckt, braucht auch nichts zu verändern.

Am einfachsten – so könnte man denken – ergeben sich konkrete Anstösse zu Veränderungen dann, wenn ein Problem derartige Dimensionen angenommen hat, dass etwas getan werden muss, weil andernfalls der Betrieb und die Benutzer leiden. Lässt man eine Situation allerdings bis dahin treiben, so besteht die Gefahr undurchdachter schneller Entscheidungen, die anschliessend vollständig oder partiell revidiert werden müssen, weil sie isoliert vom Umfeld als Einzelfallentscheidung getroffen wurden.

Ähnliches wie für die Bibliotheksleitung gilt auch für die Abteilungsleitung. Dies betrifft zunächst einmal den eigenen Zuständigkeitsbereich. Es kann von der Abteilungsleitung allerdings auch ein Anstoss in Richtung der benachbarten Abteilungen ausgehen; eine solche Überlegung kann geschäftsgangsbedingt sein, kann sich allerdings auch auf der Machtebene abspielen, so insbesondere, wenn die eine Abteilung sich zu Lasten der anderen ausdehnen oder sich von ungeliebten Aufgaben trennen will. – Anstösse zu Veränderungen können schliesslich von einzelnen Mitarbeitern ausgehen. Naturgemäss betrifft dies in vielen Fällen zunächst das eigene und unmittelbare Arbeitsumfeld.

## Konflikte und Interessenkollisionen

Veränderungen in der Organisation können zu Konflikten führen und die Wirklichkeit zeigt, dass es nur wenige Veränderungen gibt, die sich konfliktfrei bewältigen lassen. Konfliktfreiheit, so könnte man argumentieren, ist am ehesten erreichbar, wenn der bestehende Zustand so unerträglich geworden ist, dass nahezu jede Lösung als Verbesserung gegenüber dem bestehenden Zustand empfunden wird. Jedoch sind diese Fälle wohl eher die Ausnahme und es darf nicht übersehen werden, dass die Entwicklung eines unerträglichen Zustandes als solche bereits ein Konflikt massiver Art ist. Dieser Zustand ist demnach nicht wünschenswert.

Es gibt vielerlei Konfliktpotentiale auf allen organisatorischen Ebenen einer Bibliothek: zwischen Leitung und Abteilungen, zwischen verschiedenen Abteilungen, zwischen Abteilungen und Gruppen, also Untergliederungen der Abteilungen; zwischen verschiedenen Gruppen und zwischen Gruppen und einzelnen Gruppenmitgliedern und schliesslich zwischen einzelnen Gruppenmitgliedern.

Es kann sich um veränderte Aufgabenverteilungen zwischen den jeweils höheren Ebenen und den nachgeordneten Bereichen handeln. Es kann um den Wegfall von Führungsebenen gehen. Es kann um die Delegation von Verantwortung gehen wie um das Ausweichen vor Verantwortung. Ausserdem gibt es viele mögliche Varianten persönlicher Konflikte, weil jeder Mitarbeiter zwar einerseits Teil einer Organisationseinheit ist, zugleich aber ein Individuum. Die Herstellung eines ausgewogenen Gefüges der persönlichen Beziehungen zwischen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, die täglich eng zusammenarbeiten müssen, ist ein komplizierter Vorgang, der bei personellen Veränderungen sofort ins Schwanken kommen kann. Umgekehrt können personelle Konstellationen, die über einen langen Zeitraum bestehen, bereits bei geringfügigen Veränderungen völlig aus dem Gleichgewicht geraten, weil die beteiligten Personen verlernt haben, sich auf andere Personen einzustellen.

Aus allem dem entsteht ein Geflecht, bei dem sachliche und personelle Aspekte ineinander übergehen. Die verschiedenen Ebenen der Argumentation bei Veränderungsdiskussionen sind deshalb oft schwer auseinanderzuhalten und zu erkennen. So kommt es vor, dass für eine Veränderung sprechende Sachargumente nicht wegen der Einsicht in die sachliche Richtigkeit vorgebracht werden, sondern weil letztlich auf die Lösung personenbezogener Probleme gezielt wird. Personenbezogene Argumente können vorgebracht werden, um sachlichen Veränderungsbestrebungen entgegenzuwirken, aber auch um sie zu befördern. Dabei können mitunter groteske Situationen entstehen: ein Mitarbeiter, der in einem bestimmten organisatorischen Rahmen arbeitet, gilt als insgesamt sehr kompetent; in dem Moment, in dem über organisatorische Veränderungen diskutiert wird, wird ihm von seinen direkten Vorgesetzten seine bislang unstrittige Kompetenz abgesprochen, nur um dadurch organisatorischen Veränderungen zu entgehen. Dieses Verhalten ist sowohl bei Vorgesetzten als auch bei Mitarbeitern selbst beobachtbar.

Für die Leitung entstehen Konflikte bei der Betrachtung des Stellenwertes von Organisationseinheiten wie von Mitarbeitern im Gesamtgefüge der Bibliothek. Der Stellenwert der Abteilungen in ihrem Verhältnis zueinander kann bei Veränderungen ein Problem werden. Es gibt Bereiche, die auf Dauer oder vorübergehend anscheinend eine grössere Bedeutung geniessen als andere, die aber gleichwohl zum Gesamten

ihren unerlässlichen Anteil beitragen. Letzteres den betroffenen Organisationseinheiten wie Mitarbeitern deutlich zu vermitteln, ist in der Praxis recht schwierig. Als Beispiel mag die Situation einer Katalogabteilung dienen; genoss diese zu den Zeiten der lokalen Autonomie noch eine sehr hohe Bedeutung – dokumentiert durch die umfangreichen Regeln für die Katalogisierung, die 'Hausregeln' sowie die vergleichsweise hohe Dotierung ihrer Mitarbeiter – so veränderte sich diese Bedeutung im Rahmen der Verbundkatalogisierung ganz deutlich; man kann dies an Stellenausschreibungen für Katalogabteilungen heute ablesen. Mit dem Wachsen der Massenbenutzung in den Bibliotheken wuchsen die Benutzungsabteilungen personell und in ihrer Bedeutung für die Bibliothek stark an, wozu die zunehmende direktere Benutzerorientierung vieler Bibliotheken beitrug; dies ging zwangsläufig zu Lasten des Stellenwertes der 'hinter den Kulissen Arbeitenden', die selbstverständlich auch 'für die Benutzer' arbeiten. Derzeit dürfte sich eine Veränderung im Komplex der Fernleihe vollziehen. Die zunehmende Notwendigkeit sich aus anderen als den lokalen Quellen mit Literatur zu versorgen, erzwingt einen Ausbau der Fernleihe. Es scheinen sich die Funktionen 'Einkauf von Literatur' und 'Dokumentbeschaffung' aufeinander zu entwickeln. Dies muss und wird im Hinblick auf die begrenzten personellen und sachlichen Ressourcen zu Veränderungen in den Strukturen der Bibliotheken führen. Davon sind im übrigen alle Personengruppen und Funktionen betroffen, die Fachreferenten als die für den Bestandsaufbau Verantwortlichen ebenso wie andere, bis hin zur Einbandstelle.

Konfliktmöglichkeiten auf der Ebene der Abteilungen bei organisatorischen Veränderungen bestehen in ähnlicher Weise wie für die Bibliotheksleitung, soweit es sich um abteilungsinterne Veränderungsnotwendigkeiten handelt. Anders stellt sich die Sache dar im Verhältnis zu den anderen Abteilungen; hier geht es im krassesten Fall um das Überleben der Abteilung samt ihrer Leitung beziehungsweise das Schicksal der Mitarbeiter dieser Abteilung. Aus einer gewissen Erfahrung heraus glaube ich sagen zu können, dass tiefgreifende Veränderungen derart, dass ganze Abteilungen zur Disposition gestellt werden – auch wenn deshalb kein Mitarbeiter seinen Arbeitsplatz verliert – als die organisatorisch wie persönlich gravierendsten Veränderungen empfunden werden. Daraus ergibt sich die Frage, wie mit solchen Problemen umzugehen ist.

#### Veränderungs- und Lösungsstrategien

Es gibt eine Fülle von hilfreichen Hinweisen und Literatur über die Herangehensweise bei organisatorischen Veränderungen. Die Kenntnisnahme ist hilfreich, doch darf nicht erwartet werden, es gäbe dort die Patentrezepte. So bleibt also der einzelnen Bibliothek letztlich nur, mit gutem Willen an die eigene Veränderungsarbeit heranzugehen. Dies soll in den folgenden Ausführungen vertieft werden.

Zur Einstimmung auf die Tatsache, dass – wann und wie auch immer – Änderungen notwendig sind, ist die mentale Vorbereitung erforderlich. Sie hat zum Ziel, allen Beteiligten – denn dies ist keine Frage des hierarchischen Status – klarzumachen, dass eine Organisation ein lebendes Gebilde ist und so wie sie zu einem bestimmten Zeitpunkt besteht, nicht auf Dauer bestehen kann und wird. Die heute bestehende

Struktur einer Bibliothek ist die Lösung eines Organisationsproblems der Vergangenheit. Neue Problemstellungen bedingen, dass sich die Struktur ändern kann, wofür die Voraussetzungen zu schaffen sind. Dies ist vorzugsweise eine Aufgabe der Leitungspersonen.

Mentale Vorbereitungen lassen sich beispielsweise durch Gedankenspiele wie 'was wäre wenn ...' erreichen. Die Notwendigkeit sich mit Änderungen zu befassen, lässt sich auch dadurch erreichen, dass dies unmissverständlich von der Leitung der Bibliothek artikuliert wird, die solche Themen in die Diskussion bringt. Oft ist das nur abstrakt möglich, häufig aber lassen sich mögliche Entwicklungen im Umfeld der Bibliotheken erkennen. Sie scheinen im Gespräch mit Benutzern auf und zeigen an, ob beispielsweise das Angebot der Bibliothek noch den Bedürfnissen der Benutzer entspricht. Sie liegen auf dem technischen Sektor. Sie können darin erkennbar werden, dass der Unterhaltsträger die Sach- und Personalmittel kürzt. Solche Veränderungserfordernisse sollten aufgegriffen und zum Gegenstand von Erörterungen gemacht werden. Dabei können und sollen die Leitung der Bibliothek oder andere Vorgesetzte deutlich machen, dass auch sie oftmals noch keine Lösung kennen, dass sie oft noch nicht einmal das Problem richtig einschätzen können, dass es aber gleichwohl wichtig ist, sich damit zu beschäftigen.

Jede Veränderung ruft Ängste hervor und eröffnet Chancen. Die Ängste werden meist unmittelbar wahrgenommen, die Chancen erst später. Man sollte sich durch ablehnende Reaktionen nicht irre machen lassen; allein die Tatsache der Ablehnung zeigt ja an, dass sich die Betroffenen mit der Frage befassen. Wichtig erscheint, an solchen Themen dran zu bleiben. – Ich will es an einigen Beispielen illustrieren:

- Das Internet war vor etwa zwei Jahren für Bibliotheken noch sehr fremd und diffus; inzwischen bekommt es schon etwas mehr Gestalt.
- Die Abgabe lokaler Bibliotheksbestände an zentrale regionale Speicher unter Aufgabe des Eigentums der besitzenden Bibliothek erschien vor einigen Jahren undenkbar; inzwischen gibt es praktische Erfahrungen, wie dies zu organisieren ist und weiterführende Ideen, ob elektronische Speicher nicht Alternativen zum physischen Speicher sein könnten.
- Das sorgfältige und vor allem umfangreiche Binden von neuangeschafften Büchern konnte unter dem finanziellen Druck nicht mehr aufrecht erhalten werden. Heute leben wir damit, dass deutlich weniger gebunden wird und dennoch nicht die Masse der Bücher völlig verschleisst.
- Die kooperative Katalogisierung im Verbund war vor 10–15 Jahren für Katalogisierende oft eine Horrorvision aus Sorge, wie sich die Katalogisierenden mehrerer Bibliotheken wohl einigen könnten – heute gibt es erprobte Regelungsverfahren für Konflikte.

Die mentale Vorbereitung ist allerdings mit einigen Problemen behaftet, die benannt werden müssen: Ist sie zu abstrakt, so können Mitarbeiter unter Umständen nicht erkennen, dass ganz allgemein die Voraussetzungen für Änderungen geschaffen werden sollen, auch unabhängig von der Frage, wann und wo sich etwas ändert. Die Bedeutung dieser Vorbereitung für den einzelnen Mitarbeiter ist für ihn nicht immer erkennbar, so dass darunter die Bereitschaft leiden kann, mitzumachen, weil "es mich doch (noch) nicht betrifft".

Ist die mentale Vorbereitung hingegen relativ konkret, so kann der Eindruck entstehen, dass die Vorbereitung auf bereits getroffenen Organisationsentscheidungen beruht, die von der Leitung allerdings nicht bekanntgegeben werden. Dies kann zu der Meinung führen, die Leitung sei unaufrichtig.

Was für die mentale Vorbereitung gilt, gilt in gleicher Weise für die praktische fachliche Vorbereitung. Auch hier besteht ein Spannungsverhältnis zwischen abstrakter und konkreter Vorbereitung.

Man stelle sich einen Bereich der Bibliothek vor, in dem sich seit Jahren nichts an den Anforderungen an die Mitarbeiter und nichts an den Abläufen geändert hat. Wenn hier nun plötzlich und unerwartet und ohne dass ein Auslöser erkennbar wird mit praktischen Schulungsmassnahmen eingesetzt wird, um die Einsatzmöglichkeit der Mitarbeiter zu erweitern und dies als Vorsorge für mögliche, aber noch nicht konkret anstehende Änderungen betrieben wird, so wird sofort die Frage nach dem Sinn eines solchen Unterfangens durch die Mitarbeiter gestellt werden. Argumentiert dann die Leitung, es handle sich um eine Vorbereitung 'für den Fall der Fälle', so wird die Bereitschaft zum Mitmachen begrenzt sein, weil der laufende Betrieb ja auch noch da ist und kein Veränderungsbedarf gesehen wird. Argumentiert die Leitung hingegen mit konkreteren, in näherer Zukunft möglicherweise oder wahrscheinlich bevorstehenden Veränderungen, so führt dies eher zu Abwehrhaltungen gegenüber den Veränderungen. Es werden von den Mitarbeitern oftmals Argumente dafür vorgebracht, dass die jetzige Organisationsform optimal sei. Während dies die vordergründige Ebene der Diskussion ist, ist die darunterliegende darin zu sehen, dass – verständlicherweise – die Mitarbeiter mangels anderer eingeübter Kenntnisse und Fähigkeiten nur ihre Aufgabe in der jetzigen Organisationsform kennen und aus Unsicherheit vor einer ungewissen Zukunft an ihr festhalten. Dies gilt umso mehr, als auch die Leitung oftmals gerade nicht konkret und detailliert sagen kann, wie die Zukunft aussehen wird. Gibt die Leitung diese Unkenntnis der Details aber zu erkennen, so wird ihr im Zweifel das Fehlen des Überblicks und eines durchdachten Änderungskonzeptes vorgehalten; sollte sie daraufhin ein solches entwickeln oder gar bereits erarbeitet haben, so wird ihr vorgehalten, sie habe bereits eine feste Vorstellung über die Zukunft, so dass jegliche Diskussion eine Farce sei.

Man kommt aus diesen Problemen wohl am ehesten dann heraus, wenn versucht wird, es als ein Prinzip der Bibliothek zu handhaben, dass auf die Breite der Befähigung, die vielseitigere Einsetzbarkeit von Mitarbeitern grosser Wert gelegt wird; im Gegensatz dazu wird hoher und höchster Spezialisierung nur der unerlässliche Stellenwert eingeräumt, d.h. nur soviel Spezialisierung wird zugelassen, wie für die Bibliotheksarbeit erforderlich ist. Wenn solche Grundsätze zur 'Geschäftsgrundlage' der Zusammenarbeit gemacht werden können und in der Praxis auch so gehandhabt werden, d.h. es wird geschult, fortgebildet und das Aufgabengebiet immer wieder einmal deutlicher verändert, so kann man am ehesten die fachlichen Voraussetzungen und die persönliche Offenheit für organisatorische Veränderungen schaffen. Es sei ergänzend angefügt, dass diesen Problemen auch Leitungspersonen unterworfen sind, d.h. auch sie haben Veränderungsängste.

Veränderungsnotwendigkeiten können allen Mitarbeitern durch allgemein bekannte Ziele, die die Bibliothek erreichen will, plausibel gemacht werden. Bestehen solche Ziele und sind sie bekannt, so haben Mitarbeiter wie alle Teile der Organisation eine

Richtschnur, an der sie sich orientieren können. Daraus können bevorstehende oder absehbare Veränderungen abgelesen werden. Dadurch wird auf jeden Fall Klarheit über die Marschrichtung der Bibliothek gegeben, ungeachtet der anderen Frage, inwieweit sich Mitarbeiter damit identifizieren können oder nicht. Entwicklungsziele der Bibliothek sind diskussions- und erläuterungsbedürftig. Ziele für wissenschaftliche Bibliotheken werden in aller Regel aus rechtlichen Vorgaben, die in den Hochschulgesetzen verankert sind, abgeleitet. Sie stehen folglich nur in sehr begrenztem Umfang zur Disposition der Bibliotheksleitung oder der Mitarbeiter.

Veränderungen liessen sich in der Praxis dann oftmals besser vorbereiten und umsetzen, wenn es Anreizmechanismen gäbe, durch die die Mühe aller Mitarbeiter bei Veränderungen honoriert werden könnte. Dies ist im staatlichen Bereich nur in begrenztem Rahmen möglich. Weder gibt es die personenbezogenen materiellen Verbesserungen noch institutionelle Anreize; im Gegenteil: Beförderungsmechanismen haben eher hochgezüchtetes Spezialistentum als Grundlage als eine sehr breite fachliche Qualifikation. Institutionelle Anreize zur Organisationsverbesserung gibt es gar nicht, im Gegenteil: je umständlicher und aufwendiger organisiert wird, umso mehr Stellen, auch höherwertige, bekommt eine Institution; damit kann sie Hierarchien kreieren und schliesslich hängt auch die Bezahlung der Leitung eher von der Grösse des organisatorischen und personellen Unterbaues ab, als von 'harten' oder 'weichen' Leistungsparametern. Anreize fehlen auch im Bereich der Schulung.

Obwohl sich seit Jahren erkennen lässt, dass permanentes Lernen zu den Schlüsselaufgaben aller Beschäftigten gehört, um ein Berufsleben lang bestehen zu können, gibt es weder ausreichend Angebote noch materielle Unterstützung. Ungeachtet der Ansicht, dass Lernen auch Eigeninitiative und Bereitschaft voraussetzt, haben die meisten Unterhaltsträger von Bibliotheken, insbesondere die des staatlichen Bereiches, bislang nicht erkannt, dass auch hier investiert werden muss, um die Qualität der Leistung der staatlichen Einrichtungen aufrecht zu erhalten. Trotz der insgesamt eher schlechten Ausgangslage im Bereich der Anreize, können einige Dinge getan werden: es können beispielsweise im Angestelltenbereich Mitarbeiter auch ohne formale Ausbildungsabschlüsse bei gleicher Leistung und Qualifikation so eingestuft werden, wie Mitarbeiter mit solchen Abschlüssen. Die Beförderung von Beamten nach dem Anciennitätsprinzip dürfte nach der Rechtslage kaum noch vorkommen, scheint aber durchaus noch Praxis zu sein. Dies muss nicht so sein, erfordert aber von der Leitung, bei Beförderung jüngerer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter darauf zu achten, dass diese unstreitig bessere Leistungen erbringen als dienstältere.

Diskussionen über eventuelle Veränderungen der Organisation könnten, wenn neuere Entwicklungen sich abzeichnen, zunächst einmal in völlig offener Form beginnen. Diese Phase dient der Klärung des Problems; in ihr sollen sämtliche Aspekte des Problems zusammengetragen werden. Lösungsideen sollten gesammelt werden, zunächst noch ohne Bewertung, denn die Diskussion bewegt sich auf ungesichertem Boden. Diese Phase hat den Zweck, alle potentiell Betroffenen und Beteiligten sowie Interessierte oder mit Änderungen erfahrene Mitarbeiter an ein Problem heranzuführen. Ob und in welchem Masse eine Entwicklung relevant ist für die eigene Institution und die Mitarbeiter, kann oft nicht abgeschätzt werden. Viel Spekulatives haftet dieser Diskussion noch an. Doch ist die investierte Zeit gut angelegt, weil sie den Boden vorbereitet für mögliche Veränderungen und alle potentiell Betroffenen

einbezieht. Ausser der Diskussion im förmlichen Sitzungsrahmen bieten solche Erörterungen Gelegenheit zu formlosem Gedankenaustausch; sie führen dazu, dass die Fach- oder sonstige Literatur mit anderen Augen gelesen wird. Man könnte Mitarbeiter und Benutzer zusammenbringen, so dass die unzureichende Leistungserbringung durch die alte Organisationsstruktur den Mitarbeitern erkennbar wird. Als Beispiele seien genannt, dass man die beim Buchhandel laufenden Bestellungen den Benutzern über den OPAC zugänglich machen sollte, oder dass Benutzer, die neueste Zeitschriftenhefte suchen, direkt mit der Zeitschriftenstelle zusammengebracht werden.

Nach einer solchen Diskussionsphase beginnt die Phase der Konkretisierung. Jetzt wird erkennbar, dass und gegebenenfalls welche Auswirkungen auf die Bibliothek, ihre Organisation und ihre Mitarbeiter entstehen können. Es nähert sich der Moment, in dem die Richtung bestimmt werden muss, in die die künftige Entwicklung der Bibliothek gehen soll. Dieser Entscheidung, die von der Bibliotheksleitung zu treffen und zu verantworten ist, geht eine Phase verdichteter, bereits konkreterer Diskussion voraus, in der die Konsequenzen möglicher Entscheidungen für die eine wie die andere Richtung systematisch erörtert werden müssen, um so eine sichere Entscheidungsgrundlage zu bekommen.

Nach der Entscheidung der Leitung, durch die die Zielvorgabe für die Organisation insgesamt gegeben wird, folgt die Phase der Umsetzung der Zielvorgabe. In dieser Phase sollte nicht mehr über das 'Warum' gerade dieser Zielvorgabe diskutiert werden, auch nicht, dass viele Hindernisse dieser Lösung entgegenstehen, sondern es geht nur um die Frage 'wie' das Ziel erreicht werden kann, also wie entgegenstehende Hindernisse überwunden werden können. Diese Diskussion ist in dem durch das Ziel vorgegebenen Rahmen so zu führen, dass alle Beteiligten einbezogen werden, um den optimalen Weg zur Zielerreichung zu finden. Die jeweiligen Vorgesetzten oder Diskussionsleiter müssen Diskussionsdisziplin permanent einfordern.

Die Umsetzungskonzepte von organisatorischen Veränderungen sind auf möglichst breiter Basis zu entwickeln; zu den Beteiligten gehören sowohl Leitungspersonen als auch Personen aus dem Kreis derjenigen, die in der täglichen Arbeit stehen. Es ist sehr wichtig, alle Beteiligten fortlaufend über den Gang der Planung zu informieren. Dies kann zum einen die Akzeptanz erhöhen und zum anderen gewährleisten, dass alle Aspekte in die Entwicklung von Lösungen einfließen; es wird verhindert, dass 'am grünen Tisch' Lösungen entwickelt werden, deren Umsetzung in die Praxis bereits daran scheitert, dass die unmittelbar betroffenen Mitarbeiter gar nicht mitbekommen haben, worum es geht. Schliesslich zwingt die breite Information und Beteiligung die Führungspersonen dazu, die anstehende Veränderung so zu erklären, dass alle Mitarbeiter sie zumindest nachvollziehen können – auch wenn sie nicht uneingeschränkt dahinter stehen. Die Einbeziehung aller Beteiligten ist auch deshalb sinnvoll, weil ein von Kolleginnen oder Kollegen der gleichen Ebene mitgetragenes Konzept von Mitarbeitern eher akzeptiert wird, als ein von oben verordnetes.

Es soll nicht verhehelt werden, dass die Abstützung auf eine breite personelle Basis sehr aufwendig und vor allem zeitintensiv ist; sie erfordert wiederholte Diskussionen derselben Teilprobleme; sie bringt mit sich, dass Mitarbeiter die Chance zur Beteiligung entweder nicht erkennen oder nicht wahrnehmen, gleichwohl im Überkommenen verharren und ausserordentlich unflexibel sind. Es lassen sich mit noch

so umfangreichen Diskussionen auch Bewertungsunterschiede nicht ausräumen. Aber ein Ziel kann bereits darin gesehen werden, dass Einigkeit darüber besteht, dass zu bestimmten Fragen nicht überbrückbare unterschiedliche Meinungen bestehen. Dass in solchen Situationen Vorgesetzte entscheiden müssen, wird in der Regel akzeptiert.

Schliesslich ist ein Problem häufig darin zu sehen, dass hinter vorgetragene Sachargumenten personenbezogene Probleme verborgen sind, die aber nicht benannt werden. Und auch schierer Egoismus in Bezug auf die eigene Bequemlichkeit ist ein Teil der Realität, den man bei Veränderungen zur Kenntnis nehmen muss.

Ein Teilbereich soll besonders erwähnt werden: organisatorische Veränderungen haben häufig personelle Konsequenzen, weil der Zuschnitt der Arbeit sich ändert, weil Mitarbeiter umgesetzt und mit anderen Aufgaben betreut werden, weil Unterstellungsverhältnisse sich ändern. Personaldiskussionen lassen sich nicht im grösseren Kreis führen. Es sind die unmittelbar Betroffenen einzubeziehen. Dies kann im Rahmen von Einzelgesprächen geschehen, um die personenbezogenen Aspekte einer Veränderung und ihre Auswirkungen auf die jeweilige Person einschätzen zu lernen. Solche Individualgespräche können aber nicht zum Gegenstand haben, Dinge zuzusagen, die aus sachlichen Gründen ungerechtfertigt sind oder Besitzstände zu garantieren, die letztlich die Effizienz der Organisationsveränderung beeinträchtigen. Sie können nur dem Zweck dienen, Bausteine zu einer Lösung zu sein. Dabei kann es sein, auch dies ist ein Teil der Realität, dass gegen die Individualinteressen von Mitarbeitern eine Änderung durchgeführt wird. Wenn man diese Konsequenz nicht zu ziehen bereit ist, sollte man nichts verändern bzw. man trifft sich auf dem kleinsten gemeinsamen Nenner und schliesst letztlich, wenn auch mit bester Absicht, 'faule' Kompromisse.

### Veränderungen in der Bibliothek der Universität Konstanz

Nachdem im Vorstehenden recht allgemein die Problematik von Veränderungen in der Bibliothek geschildert wurden, wengleich begründet auf langjährige Erfahrungen, soll im folgenden kurz auf konkrete Veränderungen in unserer Bibliothek innerhalb der vergangenen 15 Jahre sowie bevorstehende Veränderungen eingegangen werden. Schliesslich soll in einigen Feststellungen gezeigt werden, dass die Lösung von einzelnen Problemen keineswegs ins bibliothekarische Paradies führt, sondern kaum, dass das eine Problem gelöst ist, das nächste bereits erscheint. Und schliesslich erzeugt die Lösung eines Problems oftmals neue Probleme. Ich hielte allerdings den Schluss für verkehrt, man solle wegen dieser Probleme alles so lassen wie es ist. Das können wir uns nicht leisten.

Anfang der achtziger Jahre bestand in der Bibliothek der Universität, so wie in vielen anderen Bibliotheken auch, eine Trennung zwischen den Mitarbeitern des Buchbereichsdienstes (entspricht etwa den Magazinern) und den Mitarbeitern in der Verbuchung (entspricht etwa den Ortsleihstellen). Beide Gruppen wurden seinerzeit zum Verbuchungs- und Buchbereichsdienst zusammengelegt; damit wurde eine bestehende Trennung in 'höhere' und 'niedrigere' Tätigkeiten beendet, zugleich das Potential der Verbuchungskapazität erhöht, womit einhergehend, dass der Verbuchungsdienst als Organisation weniger anfällig gegen Personalausfälle war, weil

mehr Mitarbeiter verbuchen konnten. Weiterhin wurde eine Mischttätigkeit zwischen der stark kundenorientierten Verbuchungstätigkeit und der eher selbstbestimmten Arbeit des Bücherrückstellens und der Stellrevision erreicht. Bei gleichbleibender Zahl der Mitarbeiter konnte durch die höhere Zahl der Mitarbeiter, die verbuchen können, in den letzten Jahren der je Mitarbeiter für die Verbuchung zu investierende Zeitanteil auf etwa 20 Prozent gesenkt werden. Bei einem Jahresumsatz von 800'000 Erstausleihen (Verlängerungen erledigt das EDV-System), 180'000 Vormerkungen und der mit der Verbuchung gekoppelten Ausgangskontrolle über ca. 1,4 Mio Benutzerbewegungen p.a. an drei Verbuchungsplätzen sind hier sehr anstrengende Tätigkeiten entstanden, die ein längeres Verweilen nicht ratsam erscheinen lassen. Durch die jahrelange Mischttätigkeit wird der Buchbereichsdienst auch nicht mehr als 'niedriger' betrachtet als die Verbuchung, zumal im Laufe der Jahre erreicht wurde, dass beide Tätigkeiten gleich bezahlt werden.

Über die nach dreijähriger Vorbereitung im Jahre 1985 durchgeführte Auflösung der klassischen Abteilungen 'Monographienwerbung' und 'Katalogabteilung' und deren Ersatz durch die fachorientierten Teams wurde schon mehrfach publiziert, so dass hier nicht weiter darauf eingegangen werden soll. Festgehalten werden soll lediglich, dass diese Veränderung einen tiefen Einschnitt in gewachsene Strukturen bedeutete und jahrelanger Integrationsbemühungen bedurfte, um den heutigen Stand zu erreichen, der den Zielvorstellungen, im Sinne eines Ideals, einigermaßen nahekommmt. Mit dem erreichten Zustand kann die Bibliothek gut arbeiten.

Von Ende 1992 bis Frühjahr 1995 liefen die Vorbereitungen, einen weiteren Bereich der Buchbearbeitung, die sogenannte Standortstelle, als selbständige Einheit aufzulösen und in die Teams zu integrieren. Die Standortstelle und ihre Mitarbeiter sind zuständig für die Pflege der Aufstellungssystematik, die Vergabe der Individualsignaturen und die Lokaldaten. Seit Sommer 1995 läuft die Umsetzung des Konzeptes in die Praxis. Damit besteht der Bereich Buchbearbeitung der Bibliothek aus den Teams, der Zeitschriftenstelle und der Einband- und Ausstattungsstelle. Es ist vorstellbar, dass eine noch weitergehende Integration möglich ist, beziehungsweise dass die Teamstruktur weiter verändert wird.

Das Internet ist ein weiterer Bereich, der zu Veränderungen führen wird. Nur dann, wenn man der Ansicht ist, Internet ist nichts, was Bibliotheken betrifft, kommt man um Veränderungen herum. Man sollte eine solche Entscheidung allerdings nach eingehender Erörterung des Internet und seiner möglichen Entwicklung treffen. Es ist anzunehmen, dass bei einer Entscheidung gegen das Internet die Benutzer sich anderweitig, d.h. selbst versorgen. Sie dürften dann auf die Etat- und Personalressourcen der Bibliothek zugreifen, weil – aus ihrer Sicht – dort bibliotheksrelevante Arbeitsbereiche aufgegeben und damit Mittel freigesetzt werden. Für unsere Bibliothek haben wir entschieden, dass das Internet Möglichkeiten bietet, die wir in unser Angebot für unsere Benutzer aufnehmen werden. Internet-Dienste wollen wir als Ergänzung des normalen Angebots verfügbar halten; wann Internet-Dienste bisherige konventionelle Dienste verdrängen, wird die Zukunft zeigen. Mag es auch vielerlei Unwägbarkeiten geben, die Grundentscheidung ist gefallen.

Einige Folgen der oben beschriebenen Veränderungen lassen sich bereits heute für unsere Bibliothek erkennen; wie weit sie auf andere Bibliotheken übertragbar sind, mögen andere entscheiden.

Die zunehmende Integration in der Buchbearbeitung hat bereits zur Veränderung beziehungsweise zum Wegfall von möglichen Leitungspositionen geführt. Damit ist 'Leitung' einer Abteilung im früheren Sinne einer umfassenden Zuständigkeit für den 'eigenen' Bereich nicht mehr gegeben. Organisatorisch lässt sich durch die Integration eine deutlich verbesserte Organisation erreichen; Geschäftsgangsveränderungen werden nicht mehr mit mehreren Abteilungen abgesprochen, sondern innerhalb der 'Buchbearbeitungsabteilung' gelöst. Dadurch entfallen viele Reibungsflächen zwischen verschiedenen 'Abteilungen', unter denen um Sachzuständigkeit und Personalstellen konkurriert wird und jede Abteilung ein Problem vor allem aus ihrem Blickwinkel lösen möchte. Die gesamthafte Betrachtung wird durch Integration gefördert und dadurch verstärkt, dass viele Mitarbeiter verschiedenste Tätigkeiten ausüben können beziehungsweise einmal ausgeübt haben. Auch die bewusste Mischung zwischen Tätigkeiten in der Benutzung, als dem kundennahen Bereich, und der Bearbeitung, als dem kundenferneren Bereich, führt zu einer Sensibilisierung für den Zweck der eigenen Tätigkeit, für die Bedeutung der eigenen Funktion im Gesamtgefüge der Bibliothek. Dies kann motivationsfördernd sein und zu einem besseren Verständnis der gesamten Bibliothek führen.

Der soeben angeführte Hinweis auf den Wegfall von Leitungsfunktionen im klassischen Sinne hat Konsequenzen für die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im höheren Bibliotheksdienst. Deren beruflicher Aufstieg in die höheren (und besser bezahlten) Ämter der Bibliothek geht traditionell nur über die Leitung von Abteilungen. Wird deren Zahl reduziert, so vermindert man die Zahl der Aufgabenbereiche, über die die Qualifikation für den Aufstieg möglich ist. Dies führt ausserdem zu einer stärkeren Trennung in die Aufgabenbereiche 'Fachreferat' und 'Verwaltungsaufgaben'. Da der Berufsnachwuchs in den letzten Jahren vermehrt mit dem Bild des 'Managers' gesucht wird, können sich daraus Probleme ergeben, wenn das Bild vom beruflichen Fortkommen und die Realität nicht übereinstimmen.

Ein beträchtlicher Teil der Verwaltungsaufgaben in Bibliotheken lässt sich durch Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des gehobenen Dienstes übernehmen, weil diese den Sachproblemen und den beteiligten Personen näher sind. Da der gehobene Bibliotheksdienst stellenmässig in vielen Bibliotheken recht gut besetzt ist und die Qualifikation der Mitarbeiter wie deren Motivation hoch ist, zudem die Ausbildung für den gehobenen Dienst vermehrt Verwaltungsaufgaben im Blickfeld hat, ergeben sich Konkurrenzen zwischen den Mitarbeitergruppen um die Verwaltungsaufgaben. Wir haben uns für eine Stärkung der 'Sachgebietsleiterebene' also den gehobenen Dienst entschieden, was jedoch zur Konsequenz hat, dass im einen oder anderen Fall von diesen Mitarbeitern Aufgaben erfüllt werden, die an anderen Orten von Angehörigen des höheren Dienstes im organisatorischen Rahmen eigener, wenn auch kleinerer Abteilungen wahrgenommen werden.

Die vorstehenden Ausführungen befassen sich mit allgemeineren Problemen und denjenigen Lösungswegen, die wir besprochen haben oder noch gehen werden. Unsere Lösungen gelten für diejenigen Probleme, die wir bei uns zur Zeit erkennen. Die künftige Entwicklung, auch ausserhalb der Bibliotheken, wird neue Probleme schaffen, für die andere Lösungen notwendig werden. Wenn wir erkannt haben, dass Wandel notwendig und kein Übel, sondern eine Chance ist, dann sind wir auf dem richtigen Weg.

Sommes-nous condamnés à feuilleter?  
Plaidoyer pour des index mieux structurés dans  
les catalogues automatisés

Pierre Gavin et Anne Jolidon

La plupart des catalogues automatisés comportent des index que l'utilisateur peut feuilleter pour préciser sa recherche. Malheureusement, dans bien des cas, ces index ne sont pas structurés: les éléments clés tirés des notices bibliographiques (auteurs, titres ou vedettes-matières) sont triés purement alphabétiquement, mot par mot, sans tenir compte de la hiérarchie des mots les uns par rapport aux autres. Quand tous les éléments d'une entrée d'index sont au même niveau, le système ne peut pas faire de synthèse des éléments identiques; cela génère des index qui sont de plus en plus longs et fastidieux à consulter, au fur et à mesure que les bases de données s'accroissent.

D'autre part, les entrées qui devraient logiquement être affichées ensemble pour des raisons sémantiques sont de plus en plus éloignées les unes des autres, d'où des difficultés croissantes pour l'utilisateur.

Il ne faut pas tomber dans l'autre extrême, comme certains systèmes qui ont tenté de reproduire dans le catalogue automatisé tous les raffinements de tri que l'on trouvait dans les anciens catalogues: en multipliant ainsi les étapes même pour des ensembles restreints, on complique inutilement la recherche. Cependant, un minimum de hiérarchie et de cohérence dans la structure des index est indispensable pour que l'utilisateur puisse trouver ce qu'il cherche. Et ceci tout particulièrement dans les grandes bases de données.

#### Normes de classement et tri dans les catalogues automatisés

Commençons par distinguer deux points:

- d'une part, le tri des index mis à jour au fur et à mesure de l'accroissement de la base, index construits à partir des points d'accès 'classiques';
- d'autre part le tri d'ensembles constitués par l'utilisateur au moment de la recherche (par combinaison booléenne par exemple).

Dans le deuxième cas, un tri grossier des notices, par exemple par date de parution inverse ou par numéro d'entrée, peut sembler suffisant<sup>1</sup>. Par contre, il nous semble indispensable que les index par auteurs, par titres et particulièrement par matières soient suffisamment structurés pour permettre la synthèse des éléments identiques, et par conséquent pour garantir une meilleure lisibilité, un feuilletage moins fastidieux et un résultat pertinent.

En faisant un rapide tour d'horizon de plusieurs normes de classement européennes et américaines (ABS<sup>2</sup>, AFNOR<sup>3</sup>, RAK<sup>4</sup>, ALA<sup>5</sup> et LC<sup>6</sup>) on constate que:

- toutes ces normes (sauf ALA) sont largement inspirées des normes ISO 7154 et ISO/TR 8393: elles préconisent un classement structuré tenant compte de

la syntaxe des éléments de tri (type de vedette, distinction entre vedette et sous-vedette, qualificatif, etc.);

- elles sont (plus ou moins selon les cas) dépoussiérées des raffinements utiles peut-être pour les bibliothécaires, mais perturbants pour les utilisateurs (développement des chiffres, distinction entre auteur principal et auteur secondaire, titres de regroupement classés systématiquement en début de séquence, etc.).

La norme ALA (ALA Filing Rules, 3<sup>ème</sup> édition 1980) va beaucoup plus loin dans le dépouillement. Suivant le principe 'file as is', le classement ne se fait pas en fonction de la syntaxe de la clé index: seul le contenu alphanumérique est pris en compte. Les auteurs de cette norme reconnaissent qu'elle aura pour conséquence une présentation des données sans hiérarchie, mais affirment que des recherches précises (auteurs et/ou titres connus) seront plus simples à formuler puisqu'il n'y a pas de syntaxe à maîtriser; mais ils sont aussi conscients que l'utilisateur qui veut feuilleter une séquence sera dans certains cas perturbé par la dispersion d'éléments logiquement liés (phénomène des séquences interrompues):

<b>ALA</b>	<b>ISO</b>
Hand	Hand
Hand -- Anatomy	Hand -- Anatomy
Hand in Art	Hand -- Wound and injuries
Hand-to-hand fighting	Hand in Art
Hand washing	Hand-to-hand fighting
Hand -- Wound and injuries	Hand washing
Handbags	Handbags
London, Jack	London, Jack
London Old boy's Association	London, Thomas
London Shakespeare League	London Old boy's Association
London, Thomas	London Shakespeare League

**Figure 1. Exemples tirés des ALA Filing Rules et retrié selon ISO**

La plupart des OPAC commerciaux appliquent correctement la norme ALA, à l'exception de deux points qui posent problème dans certains systèmes:

- selon la norme, les entrées constituées d'un auteur et d'un titre (MARC 700 avec \$t) sont à considérer comme deux éléments distincts; cependant, certains systèmes trient ces titres comme des compléments du nom d'auteur, ce qui gonfle considérablement les index auteurs, crée une double séquence, et disperse la recherche;
- toujours selon la norme ALA, la ponctuation (y compris certains signes tels que tirets et apostrophes) ne devrait pas entrer en ligne de compte pour l'intercalation des clés; cependant, certains systèmes créent autant d'entrées dans l'index qu'il y a de variantes de la même entrée (variantes dues à de minimes différences de saisie).

- ```

1> 1 Heming, Eilen
2. 1 Heming, Eilen. - Open door (français)
3. 33 Hemingway, Ernest
4. 3 Hemingway, Ernest. - Across the river and into the trees
   (deutsch)
5. 1 Hemingway, Ernest. - Alte Mann und das Meer.
6. 1 Hemingway, Ernest. - By-line (français)
7. 2 Hemingway, Ernest. - Farewell to arms (deutsch)
8. 1 Hemingway, Ernest. - Fifth column and the forty-nine first
   stories.
9. 2 Hemingway, Ernest. - For whom the bell tolls (deutsch)
10. 1 Hemingway, Ernest. - For whom the bell tolls (français)
11. 1 Hemingway, Ernest. - In our time.
12. 1 Hemingway, Ernest. - Islands in the stream (deutsch)

```

**Figure 2. Entrées auteurs-titres au même niveau que les entrées auteurs**

Or toute double ou triple séquence rallonge le nombre d'écrans à feuilleter, augmente le risque de silence, et place le lecteur devant de 'faux choix':

- ```

1> 2 Stael, Anne Louise Germaine de
2. 5 Stael, Anne-Louise Germaine de
3. 46 Stael, Anne-Louise-Germaine de

```

**Figure 3. Variantes de ponctuation provoquant la création d'entrées supplémentaires dans le fichier d'autorité**

La recherche booléenne rend-elle caducs les index structurés?

La tendance actuelle est de dire que les index structurés (en particulier les index matières précoordonnés, et les chaînes auteurs-titres, etc.) ne sont plus indispensables, alors que les systèmes sur le marché offrent presque tous la possibilité de combiner différents arguments au moyen d'opérateurs booléens. On met en avant également que les mots tirés des titres et des résumés permettent des recherches plus performantes, puisqu'on donne accès au vocabulaire utilisé par l'auteur lui-même et non plus uniquement à l'interprétation qu'en a faite le bibliothécaire.

Mais, si on en croit les nombreuses enquêtes faites aux Etat-Unis<sup>7</sup> sur les stratégies de recherches des utilisateurs d'OPAC, et celle faite récemment en France<sup>8</sup>, les accès traditionnels (index auteurs, titres et matières) sont beaucoup plus fréquemment utilisés que le booléen.

D'une manière générale, il semble que les utilisateurs feuilletent beaucoup, ou alors, dans les systèmes où le feuilletage de l'index n'est pas proposé d'office, tâtonnent en retapant leur argument jusqu'à ce qu'ils trouvent quelque chose.

Si les utilisateurs se servent peu ou pas du booléen ou alors le font à mauvais escient, c'est sans doute pour les raisons suivantes:

- La combinaison d'ensembles est rarement présentée comme stratégie principale de recherche dans les OPAC actuels (même sous forme implicite). Souvent les

écrans 'd'accueil' dans le système ne mentionnent même pas cette possibilité.

- Un emploi correct du booléen présuppose un minimum de connaissances théoriques: un utilisateur qui ne sait pas que les opérateurs 'et' et 'ou' n'ont pas la même signification que dans le langage courant a peu de chance de réussir sa recherche<sup>9</sup>.
- Pour que les recherches aboutissent de façon satisfaisante et exhaustive, il faut que les vocabulaires utilisés par l'utilisateur, par l'auteur et par le bibliothécaire coïncident, et que cela corresponde au contenu réel des documents, ce qui n'est de loin pas toujours le cas.
- Il peut arriver ainsi que l'utilisateur trouve 'quelque chose', sans se rendre compte qu'il est passé à côté des documents les plus importants. En consultant un index structuré, il aurait pu trouver d'autres termes pertinents (singulier/pluriel, masculin/féminin, mot composé, descripteur composé, etc.).

Par ailleurs, certains types de recherches sont difficiles, voire impossibles à faire en booléen. Un exemple: l'accès booléen est moins efficace qu'un index quand on cherche une référence précise contenant des termes génériques, ou des titres constitués d'un seul mot significatif (comment trouver en recherche booléenne le périodique 'Nature?').

Par contre, un index structuré est inutilisable dans les cas suivants:

- pour des références imprécises, des titres incomplets;
- pour des recherches pointues pour lesquelles le vocabulaire d'indexation n'est peut-être pas suffisant.

Mais l'accès par index reste irremplaçable dans la mesure où il permet:

- la présentation du contexte: même si l'utilisateur tape quelque chose d'inexact, il se retrouve souvent dans une séquence d'index tout à fait pertinente;
- l'accès par les formes non retenues, par l'intermédiaire des notices d'autorité.

Nous concluons que l'accès index et la combinaison booléenne sont réellement complémentaires: l'index structuré est comme un libre-accès ou comme un super-marché; en le parcourant, on voit clairement ce qui est disponible; en plus, on est guidé par une signalétique appropriée. Par contre, la recherche booléenne est un filet plus ou moins resserré qui permet de pêcher 'quelque chose'. Un index efficace aide l'utilisateur à mieux calibrer les mailles de son filet, en fonction non seulement de ce qu'il *aimerait* attraper, mais aussi de ce qui est effectivement *disponible*.

#### Pourquoi les index n'évoluent-ils pas?

Si les index structurés sont indispensables, il est étonnant que l'on ne se préoccupe pas davantage de leur efficacité dans les OPAC actuels. Un coup d'oeil dans la littérature abondante publiée sur les OPAC montre que les professionnels sont conscients que les utilisateurs ont des problèmes, en particulier avec l'accès par matières; mais la tendance serait plutôt d'incriminer l'inadéquation des vedettes de la Library of Congress, largement utilisées dans les bases américaines.

Seuls quelques auteurs se demandent si une meilleure synthèse des index ne pourrait pas aider l'utilisateur à trouver le vocabulaire pertinent. Mia Massicote<sup>10</sup> par exemple propose d'exploiter la codification des sous-zones pour faire la synthèse des sous-vedettes de même type et de les remplacer par un titre de rubrique du genre 'subdivision géographique', 'subdivision chronologique', etc. Elle conclut qu'un accès hiérarchisé est mieux à même d'aider l'utilisateur à trouver le vocabulaire pertinent. Dorothy McGarry et Elaine Svenonius<sup>11</sup> sont plus nuancées. Si elles reconnaissent le problème des affichages trop longs, elles ne sont pas favorables à un index complètement hiérarchique, dans lequel on présenterait systématiquement les têtes de vedettes dans un premier affichage, comme cela se fait dans le système de la Library of Congress. Selon elles, cette façon de faire présente l'inconvénient de cacher de l'information qui pourrait être utile à l'utilisateur et oblige à faire des va-et-vient entre les différents niveaux de l'index. Elles voient deux aspects à améliorer dans les index: la synthèse des têtes de vedettes identiques s'il y a plusieurs écrans à feuilleter, et

**Etape 1: index des auteurs**

9	Hemingway E L .....	10 entries
10	Hemingway Ernest 1899 1961 .....	549 entries
11	Hemingway Ernest E .....	1 entry
12	Hemingway G .....	1 entry
13	Hemingway Gerry .....	1 entry
14	Hemingway Grace Hall 1872 1951 .....	1 entry
15	Hemingway Gregory H 1931 .....	2 entries

**Etape 2: notices abrégées (ici titres seulement)**

549 entries found, entries 1-8 are:

Hemingway Ernest 1899 1961

- 1 88 poems
- 2 88 poems
- 3 a.d. in Africa, a Tanganyika letter
- 4 Across the river and into the trees
- 5 Across the river and into the trees
- 6 Across the river and into the trees
- 7 Across the river and into the trees
- 8 Across the river and into the trees

*Il faut feuilleter 24 écrans pour trouver le titre: For whom the bell tolls*

You searched for the AUTHOR: hemingway

549 entries found, entries 177-184 are:

Hemingway Ernest 1899 1961

- 177 The fifth column and the first forty-nine stories
- 178 For whom the bell tolls
- 179 For whom the bell tolls,
- 180 For whom the bell tolls
- 181 For whom the bell tolls,
- 182 For whom the bell tolls
- 183 For whom the bell tolls,
- 184 For whom the bell tolls

**Figure 4. Accès non hiérarchique**

la diminution du nombre de ruptures de séquences dues au tri purement alphabétique (voir figure 1). Mais elles ne remettent pas ce tri en question. Elles préfèrent agir directement au niveau de l'indexation et préconisent de diminuer le nombre de descripteurs constitués de locutions ou de termes inversés.

Il est paradoxal de constater que dans tous les formats MARC, les données sont finement codifiées (chaque type de sous-vedette a son code spécifique) et que cette richesse n'est pas exploitée pour structurer les index.

Il est étonnant aussi de voir que plusieurs auteurs se préoccupent de l'accroissement constant de la taille des ensembles créés par les utilisateurs, en se demandant s'il ne faudrait pas mettre au point des procédures de tri a posteriori.

Il nous semble qu'un peu plus de hiérarchie dans les index est un moyen simple de faciliter le travail des utilisateurs. Dans la plupart des systèmes, l'accès se fait sur des index à un seul niveau, avec en deuxième étape l'affichage abrégé des notices sur une ou deux lignes (donc sans synthèse). Dans un index structuré hiérarchiquement, il faut feuilleter beaucoup moins d'écrans que dans un index 'simple'; les exemples (pages 90 et 91) le montrent clairement (figure 4 = accès non hiérarchique; figure 5 = accès hiérarchique).

<b>Premier niveau d'index: les auteurs</b>	
Votre recherche: HEMINGWAY	
	Etape: 1/Page: 1
	*** Vous pouvez choisir entre:
1	ANDREW. . . . . 3
2	BRUCE S . . . . . 1
3	ERNEST. . . . . >30
4	LEICESTER . . . . . 1
5	MARY WELSH. . . . . 1
6	MAURICE . . . . . 1
7	SAMUEL BURDETT . . . . . 2
	*** Pas d'autre choix ***
<b>Deuxième niveau d'index: synthèse des titres.</b>	
<i>Il suffit de feuilleter 3 écrans pour trouver le titre: For whom the bell tolls</i>	
.....	
24	FATHERS AND SONS. . . . . 2
25	FIESTA. . . . . 3
26	FIFTH COLUMN . . . . . 7
27	FIFTY GRAND. . . . . 3
28	FOR WHOM THE BELL TOLLS . . . . . 13
29	GARDEN OF EDEN . . . . . 3
30	GREEN HILLS OF AFRICA. . . . . 5
.....	

**Figure 5. Accès hiérarchique**

Quand la base de données atteint une certaine taille, l'index ne peut plus jouer son rôle de répertoire du vocabulaire, s'il n'est pas hiérarchisé. La figure 6 montre un exemple d'index matières précoordonnées affiché en une seule étape. La figure 7 montre ce même index sur deux niveaux.

### Début de la séquence

- 1> 5 BIBLIOTHEQUE
2. 1 BIBLIOTHEQUE -- \* -2500/1990 \* Antiquite - 1990
3. 4 BIBLIOTHEQUE -- \* -50000/2000 \* origines - 20e s.
4. 1 BIBLIOTHEQUE -- \* -50000/2000 \* origines - 20e s. --  
[bibliographie]
5. 1 BIBLIOTHEQUE -- \* -50000/2000 \* origines - 20e s. - [etudes  
diverses]
6. 1 BIBLIOTHEQUE -- \* -50000/2000 \* origines - 20e s. --  
[manuel]
7. 1 BIBLIOTHEQUE -- \* -50000/2000 \* origines - 20e s. --  
[periodique]
8. 1 BIBLIOTHEQUE -- ACQUISITIONS (BIBLIOTHECONOMIE) -- [manuel]
9. 2 BIBLIOTHEQUE, -- administration
10. 1 BIBLIOTHEQUE, -- administration -- FRANCE

Pour trouver le descripteur "Bibliothèque (Bâtiment), il faut feuilleter une dizaine d'écrans

1. 1 BIBLIOTHEQUE -- AUTRICHE -- \* -50000/2000 \* origines - 20e  
s.
2. 1 BIBLIOTHEQUE -- AUTRICHE -- [annuaire]
3. 1 BIBLIOTHEQUE -- AUTRICHE -- [repertoire]
4. 1 BIBLIOTHEQUE -- BALE-CAMPAGNE (SUISSE, CANTON) -- \*  
1975/2000 \* 20e s. (fin) -- [periodique]
5. 1 BIBLIOTHEQUE -- BASE DE DONNEES, -- tarif -- BIBLIOGRAPHIE  
-- [etudes diverses]
6. 3 BIBLIOTHEQUE (BATIMENT)
7. 1 BIBLIOTHEQUE (BATIMENT) -- \* 1101/1789 \* 12e s. - 1789
8. 1 BIBLIOTHEQUE (BATIMENT) -- \* 1901/2000 \* 20e s.
9. 1 BIBLIOTHEQUE (BATIMENT) -- \* 501/1900 \* 6e s. - 19e s.
10. 2 BIBLIOTHEQUE (BATIMENT) -- ALLEMAGNE FEDERALE
11. 1 BIBLIOTHEQUE (BATIMENT) -- ALLEMAGNE FEDERALE --

Figure 6. Index matières précoordonnées sur 1 niveau

### Premier niveau d'index: têtes de vedettes

Votre recherche: BIBLIOTHEQUE

\*\*\* Vous pouvez choisir entre:

- |    |  |     |
|----|--|-----|
| 1  | BIBLIOTHEQUE .. .. .   | >30 |
| 2  | BIBLIOTHEQUE (BATIMENT) .. .. .                                | >30 |
| 3  | bibliotheque academique .. .. .                                | 1   |
| 4  | bibliotheque academique de lausanne (bibliotheque).. .. .      | 1   |
| 5  | bibliotheque administrative .. .. .                            | 1   |
| 6  | BIBLIOTHEQUE ADMINISTRATIVE DE LA VILLE DE PARIS (BIBLIOTHEQUE | 16  |
| 7  | BIBLIOTHEQUE AFRICAINE (BIBLIOTHEQUE) .. .. .                  | 5   |
| 8  | BIBLIOTHEQUE AL HASSANIA (BIBLIOTHEQUE) .. .. .                | 2   |
| 9  | BIBLIOTHEQUE AUDEMARS LAFENDEL.. .. .                          | 2   |
| 10 | BIBLIOTHEQUE AUDEMARS LAFENDEL (BIBLIOTHEQUE).. .. .           | 1   |
| 11 | BIBLIOTHEQUE AUGUSTINIENNE. .. .. .                            | 1   |

Affichage pas terminé ...

## Deuxième niveau d'index: sous-vedettes de la vedette "Bibliothèque (Bâtiment)"

Votre recherche: BIBLIOTHEQUE (BATIMENT)

Etape: 2/Page: 1

\*\*\* Vous pouvez choisir entre:

1	notice(s) guide(s) .. .. .	1
2	documents généraux .. .. .	14
3	documents généraux portant sur une date ou une période historique	8
4	ALLEMAGNE .. .. .	1
5	ALLEMAGNE FEDERALE .. .. .	5
6	AMENAGEMENT. .. .. .	23
7	ARCHITECTURE INTERIEURE .. .. .	8
8	ARCHITECTURE INTERIEURE AMERICAINE (ETATS UNIS) .. .. .	1
9	AUTRICHE .. .. .	2
10	BERGAME (ITALIE PROVINCE) .. .. .	1
11	BIBLIOTHEQUE DE LA FACULTE DES SCIENCES ECONOMIQUES ET SOCIALE	1
	Affichage pas terminé ..	

Figure 7. Index matières sur 2 niveaux

### Quelles sont les caractéristiques d'un bon index?

Puisque l'index doit être le 'répertoire' du vocabulaire d'accès, il doit être consultable sans passer trop de temps à feuilleter (voir figures 4-7). Il doit par conséquent avoir une certaine organisation pour que l'utilisateur qui sait ce qu'il cherche ne se retrouve pas avec des dizaines d'écrans à consulter avant d'arriver au but. Cette organisation doit être adaptée à la taille des séquences: un petit fichier de bibliothèque communale n'a pas besoin d'index aussi hiérarchisés qu'une base de données de plusieurs millions de notices.

La hiérarchisation de l'index ne doit pas non plus aller trop loin. Il ne sert à rien de faire des subdivisions et des synthèses qui ne sont utiles qu'aux bibliothécaires perfectionnistes (subdivisions par langues ou par dates d'édition dans de petites séquences).

L'index doit aussi aider celui qui ne trouve rien pour une raison ou une autre (erreur typographique, vocabulaire non pertinent) à reformuler son argument de recherche en le plaçant dans le contexte.

You searched for the AUTHOR: hemigway  
Your AUTHOR not found, Nearby AUTHORS are:

1	Hemeyer Charles E .....	1 entry
2	Hemfelt Robert .....	3 entries
3	Hemholz R H .....	1 entry
4	Hemi Musical Group .....	1 entry
Your entry Hemigway would be here		
5	Hemily P Brendon .....	3 entries
6	Hemily Philip W .....	3 entries
7	Hemin Yves .....	1 entry
8	Heming Arthur 1871 1940 .....	5 entries

Figure 8. Mise en contexte d'un argument de recherche sans résultat

Une fois que l'utilisateur se trouve dans l'index, il doit en comprendre l'organisation. L'affichage doit être cohérent par rapport au tri: s'il n'y a pas de zones et de sections de tri, il vaut mieux afficher des chaînes purement alphanumériques, sans la ponctuation inter-sous-zones. Voir les figures 9-11.

```

Browse request: BRO SU CHEESE
Browse result: 162 subject headings found

Type D COUNTS to display the number of books with each heading.
Type SELECT and the heading number to search for books with each heading.

85. Cheese -- Varieties -- Dictionaries -- French.
86. Cheese -- Varieties -- Encyclopedias.
87. Cheese -- Varieties -- France.
88. Cheese -- Varieties -- France -- Dictionaries.
89. Cheese -- Varieties -- France -- Normandy.
90. Cheese -- Varieties -- United States.
91. Cheese (Cookery)
92. Cheese factories.
93. Cheese factories -- Equipment and supplies -- Catalogs.
94. Cheese factories -- New York (State) -- Maps.
95. Cheese factories -- Planning.
96. Cheese factories -- Waste disposal.
97. Cheese factories -- Wyoming -- Waste disposal.
98. Cheese industry.

```

**Figure 9: Affichage avec ponctuation entre les sous-zones, et tri en accord avec l'affichage**

9	Mercury Automobile History .....	1 entry
10	Mercury Bibliography .....	4 entries
11	Mercury Cadmium Tellurides .....	5 entries
12	Mercury Cadmium Tellurides Congresses .....	4 entries
13	Mercury California Inyo County Analysis .....	1 entry
14	Mercury Communications Ltd .....	1 entry
15	Mercury Compounds .....	13 entries
16	Mercury Compounds Analysis .....	2 entries

**Figure 10. Tri et affichage simplifiés à l'extrême, mais cohérents**

1.	1 PECHE MARITIME -- CONDITIONS DE TRAVAIL -- PECHEUR
2.	1 PECHE MARITIME -- MER
3.	1 PECHE MARITIME -- NAVIGATION MARITIME -- BALEINIER -- CACHALOT -- [recit de voyage]
4.	1 PECHE MARITIME -- PECHEUR -- CONDITIONS DE TRAVAIL
5.	1 PECHE MARITIME -- PECHEUR -- VIE QUOTIDIENNE
6.	1 PECHE MARITIME -- VIE QUOTIDIENNE -- PECHEUR
7.	1 PECHE -- MAURIAC, Francois
8.	1 PECHE -- NEUCHATEL (SUISSE, LAC)
9.	1 PECHE -- OBERWALLIS (SUISSE, VS) -- CONCOURS -- [document]
10.	1 PECHE ORIGINEL -- * -50000/2000 * origines - 20e s.
11.	1 PECHE ORIGINEL -- AUGUSTIN (saint)
12.	1 PECHE ORIGINEL -- KANT, Immanuel
13.	1 PECHE ORIGINEL -- THOMAS (d'Aquin saint)
14.	1 PECHE -- PREHISTOIRE

**Figure 11. Affichage avec ponctuation entre les sous-zones; tri sans tenir compte de la ponctuation: on visualise mal l'organisation de la séquence**

Les éléments de même type doivent être affichés au même niveau: les titres des entrées secondaires auteurs-titres doivent être affichés au même niveau que les autres titres et non pas intercalés parmi les auteurs. Voir figure 2.

Par ailleurs, le meilleur système ne peut pas faire de miracles si les données ne sont pas homogènes. Un index comportant deux, trois (ou plus) formes différentes pour le même auteur, par exemple, devient très fastidieux à consulter.

```

You searched for the AUTHOR: stael
10 AUTHORS found, with 36 entries; AUTHORS 1-8 are:

1  Stael Anne De ..... 1 entry
2  Stael Germaine De 1766 1817 ..... 1 entry
3  Stael Holstein A Alexander Freiherr Von 1877 1937 ..... 1 entry
4  Stael Holstein Anne Louise Germaine Necker Baronne De 1 ..... 11 entries
5  Stael Holstein Auguste Louis Baron De 1790 1827 ..... 1 entry
6  Stael Madame De Anne Louise Germaine 1766 1817 ..... 8 entries
7  Stael Nicholas De 1914 1955 ..... 1 entry
8  Stael Nicolas De 1914 1955 ..... 8 entries
    
```

**Figure 12. Formes différentes pour le même auteur**

Enfin, l'utilisateur doit pouvoir se déplacer facilement dans l'index: en avant et en arrière en restant au même niveau. Il doit aussi pouvoir remonter d'une ou plusieurs étapes (sans avoir à réafficher tous les écrans précédents se trouvant au même niveau). Idéalement, il devrait aussi pouvoir sauter à un endroit donné (et non pas seulement de n écrans).

Une autre fonctionnalité intéressante est l'accès à l'index par combinaison booléenne: l'utilisateur tape n'importe quels mots faisant partie du nom de l'auteur ou de la chaîne matières, dans n'importe quel ordre, et obtient l'affichage des entrées correspondantes.

```

Browse request: BRO SU CHEESE FRANCE
Browse result: 12 subject headings found

Type D COUNTS to display the number of books with each heading.
Type SELECT and the heading number to search for books with each heading.

1.  Camembert cheese -- Labeling -- France.
2.  Cheese -- France.
3.  Cheese -- France -- History.
4.  Cheese -- France -- Normandy -- History.
5.  Cheese -- France -- Normandy -- Varieties.
6.  Cheese -- France -- Varieties.
7.  Cheese -- France -- Varieties -- Dictionaries.
8.  Cheese -- Varieties -- France.
9.  Cheese -- Varieties -- France -- Dictionaries.
10. Cheese -- Varieties -- France -- Normandy.
11. Cheese industry -- France -- History.
12. Goat cheese -- France.
    
```

**Figure 13. Accès à l'index par recherche booléenne**

## Conclusion

Nous avons essayé de mettre en évidence les paradoxes suivants:

- *le contraste entre la finesse de la codification MARC et l'exploitation grossière des données dans les index*: à quoi sert-il de codifier très finement par exemple les vedettes matières (USMARC: quatre étiquettes de zones et quatre codes de sous-zones) si cette codification n'est pas exploitée? Le format MARC, développé à l'origine pour l'échange de données, permet en fait aussi de structurer avec beaucoup de rigueur des index hiérarchiques.
- *la contradiction entre les normes de classement européennes et le tri des index dans les OPAC venus d'Amérique*: de fait, ce sont les systèmes commerciaux américains qui imposent peu à peu les 'nouvelles' normes de tri.
- *le conflit entre le caractère indispensable des index et l'impossibilité de les consulter dans certains cas*: quand les séquences à feuilleter sont démesurées et mal organisées, la consultation de l'index devient tout simplement impossible.
- *le décalage entre la théorie et la pratique*: on affirme que l'accès booléen résout tous les problèmes, mais on constate que les lecteurs l'utilisent parfois peu ou mal.

La simplification des séquences dans les index est louable, car elle aide l'utilisateur à mieux comprendre les choix qu'on lui présente, et facilite la saisie des arguments de recherche. Mais elle ne doit pas aller jusqu'au stade où l'on ne trouve plus rien parce que l'information est trop éparpillée. En fait, qu'attend-on d'un bon OPAC? S'il s'agit simplement de 'trouver quelque chose', tous les systèmes font l'affaire; s'il s'agit véritablement de 'trouver un maximum de documents pertinents', alors la problématique des index structurés doit être considérée comme essentielle, en complément bien sûr à une recherche booléenne performante.

## Références

- 1 Dans les grandes bases de données, le résultat d'une recherche est souvent trop grand pour être facilement utilisable. Certains en viennent donc à se demander s'il ne faudrait pas créer des outils pour organiser ces ensembles de manière à faciliter leur consultation. Voir: Hickey, Thomas; Prabha, Chandra (1990): *Online public catalogs and large retrievals. Methods for organizing, reducing and displaying.* In: *Proceedings of the ... ASIS Annual Meeting 27*, p. 110-116.
- 2 Association des bibliothécaires suisses (1990): *Règles de catalogage. Fasc. E, Règles de tri.* Berne: ABS.
- 3 Association française de normalisation (1986): *Règles de classement bibliographique (Z 44-080).* Paris.
- 4 Kommission für Alphabetische Katalogisierung (1993): *Regeln für die alphabetische Katalogisierung in wissenschaftlichen Bibliotheken. 2. überarb.* Ausg. Berlin: Deutsches Bibliotheksinstitut.
- 5 American Library Association (1980): *ALA Filing Rules.* Chicago.
- 6 Library of Congress Filing Rules. Prep. by J.C. Rather, S.C. Biebel (1980). Washington: Library of Congress.
- 7 Voir par exemple: Sillipigni Connaway, Lynn; Budd, J.M.; Kochtanek, T.R. (1995): *An Investigation of the Use of an Online Catalog. User characteristics and transaction log analysis.* In: *Library resources and technical services* 39, 2, p. 142-152; et Millsap, Larry; Ferl, T.E. (1993): *Search Patterns of Remote Users. An Analysis of OPAC transaction logs.* In: *Information Technology and Libraries* 12, 3, p. 321-341.
- 8 Roger, Danielle (1994): *Catalogues en ligne accessibles par le public. Recherche exploratoire.* In: *Bulletin des bibliothèques de France* 39, 2, p. 43-50.
- 9 Voir à ce sujet: Cooper, W.S. (1988): *Getting Beyond Boolean.* In: *Information Processing & Management* 24, 3, p. 243-248.
- 10 Massicote, Mia (1988): *Improved Browsable Displays for Online Subject Access.* In: *Information Technology and Libraries* 7, 4, p. 373-380.
- 11 McGarry, Dorothy; Svenonius, Elaine (1991): *More on Improved Browsable Displays for Online Subject Access.* In: *Information Technology and Libraries* 10, 3, p. 185-191.

# Wissenschaftliche Kommunikation in der Krise?

Simon Geiger

Es gibt wohl kaum eine Hochschulbibliothek, die nicht in den letzten Jahren Zeitschriften vor allem mathematisch-naturwissenschaftlichen Inhaltes abbestellen musste. Immer mehr Zeitschriftenartikel werden veröffentlicht und auf immer mehr Papier gedruckt, was zu immer höheren Abonnementskosten führt. Immer weniger Bibliotheken können sich die Abonnemente noch leisten. Dies führt zu kleineren Auflagen und damit wiederum zu Preiserhöhungen. Ein Teufelskreis, dessen Extrapolation die unendlich umfangreiche Zeitschrift mit der Auflage null zu einem unendlich hohen Preis erwarten lässt. – Doch eigentlich hätte es nicht zur heutigen unbefriedigenden Situation kommen müssen, denn:

- Die Produzenten der wissenschaftlichen Information, meistens Universitäten und staatliche Forschungsinstitute, sind gleichzeitig auch deren Konsumenten. Die Universitäten kaufen also letztlich die für viel Geld von ihnen selbst erzeugten Forschungsergebnisse mit ihren Bibliotheksbudgets wieder zurück.
- Technologisch gesehen gibt es längst viel billigere und erst noch schnellere Wege der wissenschaftlichen Kommunikation über allgemein zugängliche Datennetze wie das Internet. Dieses wird für die informelle wissenschaftliche Kommunikation intensiv benutzt.

Doch wieso gibt es trotzdem so viele teure gedruckte Zeitschriften, die immer noch verkauft werden und den Verlagen Geld einbringen? Oder anders formuliert, welche unverzichtbaren Elemente stecken in der heute noch üblichen Art der formellen wissenschaftlichen Kommunikation? Um diesen Elementen auf die Spur zu kommen, werfen wir einen Blick auf die geschichtliche Entwicklung der wissenschaftlichen Kommunikation.

#### Ein Blick zurück

Bekanntlich war in Europa während des ersten Jahrtausends ein beträchtlicher Teil des antiken Wissensschatzes vergessen gegangen. Zahlreiche Texte waren jedoch dank ihrer Aufbewahrung bei den Arabern erhalten geblieben und konnten im Mittelalter durch Übersetzungen aus dem Arabischen in das Lateinische wieder zugänglich gemacht werden. Neue wissenschaftliche Erkenntnisse wurden in jener Zeit vor allem durch Gelehrte, die von einer Universität zur anderen reisten, verbreitet. Diese langsame und unvollständige Informationsverbreitung begrenzte die Geschwindigkeit des wissenschaftlichen Fortschritts.

Mit der Erfindung des Buchdrucks in der Mitte des 15. Jahrhunderts konnten die Ergebnisse der Forschungen in grösserer Auflage verbreitet werden. Allerdings musste einiges zusammenkommen, bis sich die Herstellung eines Buches lohnte. Zunächst

verlegten die Professoren oder die Universitäten ihre Bücher selbst. Sie mussten sich auch um den Vertrieb und den Verkauf ihrer Bücher kümmern. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts begannen Verleger/Buchhändler diese Aufgaben zu übernehmen. Eine echte Beschleunigung der Kommunikation bewirkte das Aufkommen von zuverlässigen Postdiensten im 16. und 17. Jahrhundert. Briefe mit Forschungsberichten wurden oft der örtlichen wissenschaftlichen Gesellschaft vorgelesen. Dadurch entstanden ganze Kreise der wissenschaftlichen Kommunikation, ähnlich den heutigen Newsgroups im Internet.

Im 17. Jahrhundert begann sich wissenschaftlicher Fortschritt als wirtschaftlicher Vorteil abzuzeichnen. In der Folge wurden Forscher staatlich unterstützt und es entstanden Akademien, wie etwa die 'Academia Naturae Curiosorum' in Schweinfurt (1652), die 'Royal Society of London' (1662) und die 'Académie des Sciences' in Paris (1666).

Nachdem Zeitungen allgemeinen Inhaltes bereits seit Beginn des Jahrhunderts bekannt waren, begannen diese Akademien mit der Herausgabe von wissenschaftlichen Zeitschriften, wie etwa 'Miscellanea Curiosa', 'Philosophical Transactions of the Royal Society of London' und 'Le Journal des Scavans'. Diese Zeitschriften wurden grösstenteils von den Forschern persönlich abonniert und bezahlt. Es gab nur wenige Bibliotheken, und auch die führten nur einen Teil der wissenschaftlichen Zeitschriften. So konnten Wissenschaftler (schon damals) nur eine kleine Auswahl der Forschungsberichte regelmässig lesen. – Um alle Interessierten zu erreichen, wurden Forschungsergebnisse meist gleich in mehreren Zeitschriften publiziert.

Im 18. Jahrhundert entstanden zahlreiche, fachlich spezialisierte Zeitschriften, vor allem in Mittel- und Nordeuropa. Dort war das Umfeld besonders günstig: liberales geistiges Klima, politische Stabilität, wirtschaftliche Prosperität, Erfahrung in Handel und Unternehmen, gute Postverbindungen, weit verbreitete Druckereibetriebe und zahlreiche Forscher als Autoren. Die Sprache der Artikel war das Latein und in zunehmenden Masse auch die Nationalsprachen. Forschung wurde damals in erheblichem Mass von nicht professionellen Gelehrten ausgeübt. Diese waren in teilweise kleinen, geographisch sehr verstreuten Gesellschaften organisiert, die oft ihre eigenen Publikationen herausgaben. Dies führte zu einer sehr inhomogenen und unübersichtlichen Zeitschriftenproduktion. Bereits in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts entstanden daher 'Abstract-Zeitschriften', um die Informationen leichter zugänglich zu machen und 'Review-Zeitschriften' um sie zu gewichten.

Die Technologisierung mancher Forschungsgebiete und die Konzentration auf die Zentren durch verbesserte Transportmöglichkeiten führten gegen Ende des 18. Jahrhunderts zu einer Professionalisierung der Forschung und der entsprechenden Zeitschriften. Ab dem 19. Jahrhundert liessen die Industrialisierung und die technologische Entwicklung im Transport- und Kommunikationswesen die Produktion von Forschungsergebnissen geradezu explodieren. Dies führte zu einer Zunahme bei der Anzahl und beim Umfang der Zeitschriften, die immer mehr von kommerziellen Verlegern produziert wurden.

Im 20. Jahrhundert, speziell nach dem zweiten Weltkrieg, entstanden zahlreiche Bibliotheken, die die hauptsächlichen Abnehmer dieser Zeitschriften waren. Bereits um die Jahrhundertwende entstanden in vielen Forschungsgebieten grosse Fachbibliographien, wie zum Beispiel die 'Chemical Abstracts', die das Auffinden der interessierenden Artikel enorm erleichterten. Ab 1967 wurde diese mit Abstracts und

normierten Deskriptoren angereicherte Bibliographie in elektronischer Form gespeichert und später weltweit online abfragbar gemacht. Noch heute sind darin in erster Linie Artikel aus Fachzeitschriften nachgewiesen. Der übliche Weg zur Beschaffung dieser Artikel ist, sie in einer Bibliothek vom gedruckten Exemplar elektrostatisch zu kopieren oder kopieren zu lassen.

Die Geschwindigkeit der Produktion in der wissenschaftlichen Forschung hat in den letzten Jahrzehnten enorm zugenommen. Seit einigen Jahren stehen den Forschern für sie kostenlose Datennetze zur raschen und unkomplizierten Kommunikation über beliebige Distanzen zur Verfügung. Diese Rahmenbedingungen haben zu einer Zunahme der informellen Kommunikation geführt.

Zunächst waren es die sogenannten 'Preprints', das heisst vorläufige Versionen von Zeitschriftenartikeln, die per Post an interessierte Kollegen verschickt wurden. Auf diese Weise wurden die Artikel lange vor deren formellen Veröffentlichung in Fachzeitschriften einer Auswahl des Fachpublikums bekannt.

Später wurde die Post durch das Internet ergänzt, was die Geschwindigkeit weiter steigerte und Distanzen bedeutungslos werden liess. So werden Artikel von verschiedenen, geographisch weit getrennten, Autoren gegenseitig korrigiert und ergänzt, bis eine publikationswürdige Version entstanden ist. In vielen Fachgebieten ist die formell publizierte Information nicht auf dem neuesten Stand, denn von der Fertigstellung eines Artikels bis zu dessen Veröffentlichung in einer Zeitschrift vergehen oft mehrere Monate.

Die informelle Kommunikation hat an Bedeutung gewonnen und droht dem langsamen und teuren formellen Weg über Zeitschriften den Rang abzulaufen.

#### Ein Blick nach vorne

Die Vorteile des elektronischen Publizierens beschränken sich nicht nur auf die Kosten und die Geschwindigkeit. Vielmehr können auf diese Weise auch neue Arten der Informationsvermittlung nutzbar gemacht werden. Beispielsweise dreidimensionale Modelle von Molekülen, Tomogramme in digitaler Form, Multimedia-Darstellungen von Beobachtungen, Hypertext-Dokumente etc. – Hier zeichnen sich grossartige Möglichkeiten ab, die eine neue Ära der Informationsvermittlung bedeuten könnten. Durch noch leistungsfähigere Kommunikationsnetze, die sich im Aufbau befinden, werden die erforderlichen Übertragungskapazitäten in nicht allzu ferner Zukunft allgemein verfügbar sein.

#### Die Vorteile der formellen Kommunikation

Die Gegenwart beschert uns allerdings immer mehr gedruckte Zeitschriften zu steigenden Preisen und es erhebt sich die Frage, warum die Bibliotheken Unsummen für deren Abonnemente ausgeben.

Warum akzeptieren die Benutzer einen umständlichen Beschaffungsprozess, der im Vergleich zur Technologie der übrigen Arbeitsumgebung etwas antiquiert wirkt? Was bringt Autoren dazu, auf ein Honorar zu verzichten und die Urheberrechte ent-

schädigungslos an den Verlag abzutreten? Was bringt Wissenschaftler dazu, kostenlos für kommerzielle Verlage Artikel anderer Autoren zu begutachten und ebenso kostenlos Herausgeberfunktionen zu übernehmen?

Es sind all die Eigenschaften der formellen wissenschaftlichen Kommunikation, die sich im Laufe der Jahrhunderte als unverzichtbar erwiesen haben:

*Zitierfähigkeit.* Ein publizierter Artikel kann einfach in anderen Arbeiten zitiert werden. Ausserdem kann im 'Science Citation Index' für praktisch jeden Artikel nachgewiesen werden, wie häufig und von wem er zitiert wurde. Dies wird unter anderem als Indikator für die Abschätzung der Bedeutung von Forschern oder Instituten benutzt. Für das Weiterkommen eines Forschers sind in bedeutenden Zeitschriften veröffentlichte Artikel unabdingbare Voraussetzung. Ohne solche wird er Mühe haben, eine neue Stelle zu finden oder Geld für ein Projekt zu erhalten.

*Archivierung.* Die Bibliotheken sorgen dafür, dass die Zeitschriftenbände auf unabsehbare Zeit aufbewahrt werden und zugänglich bleiben.

*Peer Review.* Alle seriösen Zeitschriften leiten einen eingereichten Artikel an mindestens zwei voneinander unabhängige Experten weiter, die sich beide positiv zum Artikel äussern müssen. Andernfalls können sie Nachbesserungen verlangen oder die Ablehnung empfehlen. Dieses Verfahren sorgt für ein gewisses Qualitätsniveau.

*Das Image einer Zeitschrift.* Es gibt renommierte Zeitschriften. Sie erhalten viele Artikel von bekannten Autoren. Sie können wählerisch sein und ein hohes Qualitätsniveau verlangen. Trotz relativ hoher Auflagen darf das Abonnement teuer sein, denn der Verzicht wäre für viele Institute und Bibliotheken nicht akzeptabel. Die Artikel dieser Zeitschriften werden häufiger zitiert. Es ist nicht einfach, und es dauert eine lange Zeit, bis ein exzellentes Image aufgebaut ist.

*Priority Claim.* Das Eintreffen der Artikel beim Herausgeber wird registriert. Wenn nun mehrere Forschungsgruppen dasselbe herausfinden, kann einfach und glaubhaft bewiesen werden, wer die erste war.

*Retrieval.* Alle einigermaßen bedeutenden Zeitschriften werden von den Datenbankproduzenten ausgewertet. Das heisst, ein bestimmter Artikel kann weltweit durch eine online Recherche gefunden werden.

*Copyright.* Der Verlag bietet einen gewissen Schutz des Copyrights. Er möchte für die Benutzung seiner Zeitschriften entschädigt werden. Die Autoren, die im heutigen System meistens die Rechte an den Verlag abtreten, wünschen einen gewissen Schutz vor Verfälschungen und Missbrauch. Ansonsten ist ihnen an einer möglichst grossen Verbreitung ihrer Artikel gelegen.

### Das Beste aus beiden Welten?

Der wissenschaftliche Fortschritt war schon immer eng gekoppelt mit der Verfügbarkeit der entsprechenden Informationen. In der heutigen Zeit kommen den Faktoren Schnelligkeit und in zunehmendem Masse auch den Kosten besondere Bedeutung zu. Anzustreben wäre, die Schnelligkeit und die niedrigen Kosten der informellen Kommunikation mit den unverzichtbaren Eigenschaften der formellen Kommunikation zu verbinden. Doch wie lassen sich die einzelnen Kriterien der formellen Kommunikation auf neue Verfahren und Medien übertragen?

*Zitierfähigkeit.* Im Prinzip können in einem Artikel auch elektronische Informationen zitiert werden. Allerdings wird ein solches Zitat nur dann akzeptiert, wenn die Quelle bekanntermassen einer Qualitätskontrolle von einem gewissen Niveau unterliegt (Siehe unter 'Peer Review'). Ein Zitat muss verifiziert werden können. Das heisst, der zitierte Artikel muss für sehr lange Zeit in der Originalfassung allgemein zugänglich sein (Siehe unter 'Archivierung').

*Archivierung.* Die Technik der Archivierung von maschinenlesbarer Information wird sicherlich weiter perfektioniert werden. Wichtig ist, dass die archivierende Institution die Informationen auf lange Zeit archivieren kann und will. Dies hat auch nur dann einen Sinn, wenn die Information allgemein und zu tragbaren Kosten zur Verfügung steht. Ausserdem sollte die Archivierung weltweit an verschiedenen Orten durchgeführt werden. Diese Voraussetzungen erfüllen nur staatliche und andere bedeutende nicht kommerzielle Institutionen.

Ein *Peer Review* kann auch auf elektronischem Wege realisiert werden. Dank des Zeitgewinns bei der Datenübertragung könnten mehr Referenten als auf konventionellem Wege einbezogen werden. Es gibt bereits elektronische Zeitschriften, die solche Verfahren anwenden. Doch wer wählt die Referenten aus, schickt ihnen den Entwurf und sorgt für ihre Anonymität? – Dies ist die klassische Aufgabe der Herausgeber, welche die Infrastruktur der Verleger benutzen. Die Herausgeber sind meistens selbst Wissenschaftler und die Infrastruktur des Internet liesse die Organisation eines *Peer Review* auf nicht professioneller Ebene zu. Entstehen so mit der Zeit verlagslose, elektronische Zeitschriften?

*Das Image einer Zeitschrift.* Genau den obigen Zustand wollen die Verleger verhindern und sie haben dabei einige Trümpfe in der Hand. Gut eingeführte Zeitschriftentitel stehen für eine gewisse Qualität. Bekannte Verlagsnamen wecken ebenfalls Vertrauen bezüglich Qualität und vor allem bezüglich Kontinuität. Reine Herausgeberzeitschriften könnten starken Wechseln unterworfen sein. Es wird wohl auch schwierig zu überblicken sein, welche Herausgeber zur Zeit für speziell hohe Qualität bürgen.

*Priority Claim.* Die Registrierung dürfte technisch kein Problem darstellen. Eher schon die Glaubwürdigkeit eines Herausgebers, hinter dem nicht ein seriöser Verlag oder eine bekannte Organisation steht. Ein Hauptproblem, auch generell im Internet, ist die Feststellung der Vertrauenswürdigkeit eines nur auf elektronischem Wege bekannten Partners, dessen wahre Identität nicht mit Sicherheit bekannt ist.

*Retrieval.* Es gibt heute Instrumente, mit denen grosse Bereiche des Internet nach gegebenen Themen abgesucht werden können. Doch können solche Verfahren nicht mit der Suche in einer Datenbank mit begrenzten Fachgebieten und kontrollierten, indexierten und einheitlichen Datensätzen verglichen werden. Die Auswahl und Erschliessung der Information durch Datenbankproduzenten wird auch bei elektronischen Zeitschriften unumgänglich sein. Hingegen lässt sich die Herstellung der Datenbanken durch die Datenkommunikation mit vertrauenswürdigen Herausgebern und Verlagen vereinfachen.

*Copyright.* Das Problem des Copyright-Schutzes in elektronischen Medien geht weit über das der wissenschaftlichen Information hinaus. Darum können wohl Lösungen angepasst werden, wie sie für kommerziell ergiebigere Bereiche entwickelt werden.

Es sind also weniger technische Hindernisse, sondern strukturelle, die dem Fortschritt bei der formellen wissenschaftlichen Kommunikation im Wege stehen. Insbe-

sondere haben die Verlage Mühe, ihre Rolle bei der Qualitätssicherung und der Vertrauensbildung in einem informationstechnologisch revolutionierten Umfeld wahrzunehmen.

### Strukturen und Kosten

Die technisch mögliche, rationellere Zeitschriftenherstellung auf elektronischem Wege, bei der einige Aufgaben der Verlage durch die Autoren und Herausgeber übernommen werden könnten, müsste zu einer Kostendämpfung führen und damit die vom Markt geforderten Preissenkungen ermöglichen. Doch die Verlage tasten sich nur sehr vorsichtig an die neuen Möglichkeiten heran. Nicht etwa weil sie technologisch rückständig wären, sondern aus der Befürchtung heraus, ihre zentrale Rolle bei der Zeitschriftenproduktion einzubüssen.

Seit der Verbreitung von Fotokopiergeräten befürchten die Verlage, die Kontrolle über die Verteilung ihrer Zeitschriftenartikel zu verlieren. Solche Ängste haben durch die Möglichkeit, elektronisch gespeicherte Daten mühelos zu kopieren und zu transportieren, eine neue Dimension erhalten. So werden die Pilotprojekte des elektronischen Publizierens übervorsichtig gestaltet, aus Angst die sonst so teuer verkaufte Information versehentlich zu verschenken.

Es gibt Versuche der Qualitätskontrolle von ausschliesslich im Internet zugänglichen Beiträgen. Wenn sich solche Verfahren etablieren könnten, mit oder ohne Mitwirkung der Verlage, und die validierte Information auch sicher archiviert wird, dann würden die elektronischen Artikel zitierfähig. Die gedruckten Zeitschriften würden dann schnell überflüssig. Die Artikel würden nur noch bei Bedarf ausgedruckt. Die Abonnementseinnahmen der Verlage würden zusammenbrechen.

Besteht die Möglichkeit, für die Benutzung der Artikel Geld zu verlangen? Es gibt zwar Pläne, 'Internet-Geld' für kostenpflichtige Dienstleistungen einzuführen, doch ob die entsprechenden Einnahmen die Ausfälle bei den Abonnements wettmachen, ist unsicher. Es verwundert deshalb nicht, dass vor allem akademische Gesellschaften wie die ACM (Association for Computing Machinery) oder die APS (American Physical Society) sich für die Etablierung von elektronischen Zeitschriften im Internet einsetzen.

Rein kommerzielle Verlage bieten dort meist nur Vorschauen und Abstracts an. Die eigentlichen Artikel werden über online Datenbankanbieter angeboten, die für den Volltext eines Artikels oft um die 30 Franken verlangen. Die effektiven Kosten für die Lieferung eines fotokopierten Zeitschriftenartikels dürften in der gleichen Grössenordnung liegen. Industriebibliotheken verrechnen intern etwa diesen Betrag.

Für die gleiche Dienstleistung verlangen die Universitätsbibliotheken in der Schweiz lediglich 5 Franken. Der Rest der Kosten wird pauschal von den Bibliotheken getragen, die mit ihren Zeitschriftenabonnements Information auf Vorrat kaufen. Sie wirken als finanzieller Puffer bei der Informationsbeschaffung der Wissenschaftler: Wer Zeitschriftenartikel kopiert, der bezahlt bei der eigenen Bibliothek gar nichts und bei einer anderen nur wenig.

In zunehmendem Masse werden dezentrale Datenbanken, die bei den Institutionen der Benutzer (Universitäten, Konzerne) installiert werden, angeboten. Für die Verlage ergibt sich eine übersichtliche Ertragssituation, die Institutionen behalten die

Kontrolle über die Archivierung und die Benutzer können ohne Beschränkung recherchieren, falls der Lizenzvertrag entsprechend gestaltet ist. Ob sich diese Vermarktungsform in Zukunft auch für elektronische Zeitschriften durchsetzen wird, ist ungewiss. Wahrscheinlicher ist mindestens in einer Übergangsphase die Koexistenz verschiedener Publikations- und Vermarktungsformen.

In diesem sich rasch ändernden und unübersichtlichen Umfeld müssen die Bibliotheken zu Institutionen werden, die Informationen nicht nur anbieten und vermitteln, sondern auch den Zugang dazu für ihre Benutzer strukturieren und erleichtern. Als Träger von Know-How im Informationswesen sind sie auch prädestiniert für die Ausbildung in der für alle zunehmend wichtigen und elementaren Fähigkeit zur Orientierung in einem unüberschaubaren Informationsangebot.

#### Fazit

Durch die Einführung neuer Technologien in der formellen Kommunikation werden die traditionell gewachsenen Strukturen mit den getrennten Organisationen Forscher, Verleger und Bibliotheken teilweise in Frage gestellt. Ein derartiger Strukturwandel vollzieht sich viel langsamer als der technische Fortschritt in der Telekommunikation, was die Entwicklung zwar verzögert, aber letztlich nicht aufzuhalten vermag. Ein Rückstand im Bereich des Produktionsfaktors Information wäre für die Forschung und letztlich für die Wirtschaft ein verheerender Wettbewerbsnachteil, den sich wohl kaum jemand freiwillig einhandeln will.

## Literatur

- Association of RLOSAP: The Directory of Electronic Journals, Newsletters and Academic Discussion Lists. 5th ed. (1995). Washington, D.C.: ARL.
- Kronick, D.A. (1962): A history of scientific and technical periodicals. New York: Scarecrow Press.
- Li, X. (1993): Electronic Style: a guide to citing electronic information. Westport: Meckler.
- MacClure, C.R. (1994): Libraries and the Internet/NREN: perspectives, issues and challenges. Westport: Mecklermedia.
- Development of Science Publishing in Europe. A.J. Meadows (ed.) (1980). Amsterdam: Elsevier.
- Riehm, U. et al. (1992): Elektronisches Publizieren. Eine kritische Bestandesaufnahme. Berlin: Springer.
- Schulz, H., Georgy, U. (1994): Von CA bis CAS online. Datenbanken in der Chemie. Berlin: Springer.
- Barker, P. (1994): Electronic libraries - visions of the future. In: The Electronic Library 12/4, p. 221-230.
- Beth, T. (1995): Sichere offene Datennetze. In: Spektrum der Wissenschaft 5, S. 46-55.
- Götschel, M., Lügger, J. (1995): Die Zukunft wissenschaftlicher Kommunikation aus der Sicht der Mathematik. In: Spektrum der Wissenschaft 3, S. 39-43.
- Götschel, M., Lügger, J. (1995): Wissenschaftliche Kommunikation am Wendepunkt - Bibliotheken im Zeitalter globaler elektronischer Netze. In: Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie 42/3, S. 287-312.
- MacClure, C.R. (1994): Network Literacy. A Role for Libraries? In: Information Technology and Libraries 13/2, p. 115-125.
- Rosenberg, V. (1994): Will new information technology destroy copyright? In: The Electronic Library 12/5, p. 285-287.
- Schaffner, M.C. (1994): The Future of Scientific Journals. Lessons from the Past. In: Information Technology and Libraries 13/4, p. 239-247.
- Styx, G. (1995): Publizieren mit Lichtgeschwindigkeit. In: Spektrum der Wissenschaft 3, S. 34-39.
- Young, P.E. (1994): Access Economics. New Roles for Libraries and Librarians. In: Information Technology and Libraries 13/2, p. 103-114.

Briefe der UB als Quellen der  
Buchdruck- und Wissenschaftsgeschichte

Ein Auswahlverzeichnis als Folge von  
25 Jahren Ausstellungen in der UB

Frank Hieronymus

Schon in den ersten Jahren des Neubaus unserer UB war es nicht so einfach, neben der laufenden Arbeit Ausstellungen einzurichten. Die Folge war: Der Ausstellungssaal stand nach der Eröffnungsausstellung meist leer. Der Lesesaal war – lange vor der Eröffnung einer zentralen juristischen Bibliothek, des medizinischen Zentrums für Lehre und Forschung und des Wirtschaftswissenschaftlichen Zentrums – Tag für Tag überfüllt. Die Studenten verlangten, den Ausstellungssaal als zweiten Lesesaal einzurichten. Dessen Folge: Mischausstellungen – jede Abteilung mit einem halben Dutzend Vitrinen – wurden eingeführt. Das nicht so erwünschte Alibikind lebte nicht lange. Kam der fünfhundertste Geburtstag eines gewissen Albrecht Dürer. Aber unsere Bücher mit Arbeiten Dürers – er hatte ja nach seiner Lehrzeit, da Martin Schongauer in Colmar kurz vorher gestorben war, vorübergehend auch in Basel gearbeitet – und seine eigenen waren schon dem Kunstmuseum Olten ausgeliehen. Die Folge: 1972 kam die von Dieter Koeplin, dem Leiter des Basler Kupferstichkabinetts, schon lange als ein Desiderat postulierte Ausstellung der Basler, sogar der gesamten oberrheinischen Buchillustration der Inkunabelzeit zustande. Ohne Verhissage, ohne Propaganda, wie für die Mischausstellungen zuvor; die Basler – damals noch deren zwei – Zeitungen erfuhren davon erst nach einer ausführlichen Besprechung im ... 'Literary Supplement der Times'. Für den kleinen Katalog der daraufhin nach der damals noch üblichen Sommerschliessung nochmals zur Verlängerung eröffneten Ausstellung konnte auch die Druckvorlage (für Wachsmatrizen!) noch von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der UB geschrieben werden.

1975 war das Denkmalschutzjahr. Die UB stellte die Geschichte der Ausgrabungen von Augst und Kaiseraugst aus. Das Erziehungsdepartement ermöglichte ihr den auswärtigen Druck eines grösseren, farbigen Plakats; für dessen Anschlag an den Kultursäulen, die dasselbe Departement der Publicitas verpachtet hatte, reichte der Beitrag natürlich nicht auch noch. Immerhin stellte dann die Stiftung 'Pro Augusta Raurica' gleich zu Beginn der Ausstellung Geld zur Verfügung, so dass aus den Beschriftungen nachträglich eine Art Katalog zusammengestellt und verkauft werden konnte. Er kostete schon mehr als das Doppelte desjenigen von 1972: fünf Franken (und ist doch auch schon lange vergriffen).

Ende 1977 wurde, angeregt durch eine kleine Treppenhausausstellung der ZB Zürich und eine von dort kommende Anfrage, das Werk des aus Ungarn stammenden, seit 1930 im Tessin ansässigen Typographen, Buchillustrators und Malers Imre Reiner ausgestellt, mit Schwergewicht auf der Buchillustration – in den vierziger Jahren hatte Reiner eine Zeitlang in Basel im Verlag Schwabe gearbeitet. Die Ausstellung wurde von der Landesbibliothek in Bern übernommen, was, im Anschluss an die Gegengabe einer Ausstellung der Bücher von François Louis Schmied 1979, zu mehrjähriger Zusammenarbeit in den Ausstellungen dieser beiden Bibliotheken führte. So wurde z.B. unsere Reiner-Ausstellung zum 85. Geburtstag des Künstlers im Jahre 1985, mit Schwergewicht auf dem typographischen Werk ('Schrift im Bild'), von der

Landesbibliothek übernommen, umgekehrt dann deren Reiner-Ausstellung zur Umsetzung realer Landschaft in Aquarell und später Buchgraphik ('San Bernardino') sowie ihre Ausstellung 'Ulrich Becher, Vom Unzulänglichen der Wirklichkeit, Bilder und Texte' 1993 von uns. 1977 hatte ein ehemaliger Basler Schüler Reiners, der von diesem von der Ausstellung erfahren hatte, diese zuerst im Kupferstichkabinett, dann im Gewerbemuseum gesucht, bis er dort schliesslich erfuhr, dass sie vielleicht bei uns sei. Die Folge seiner Beschwerde, nirgends ein Inserat gefunden zu haben: Seit 1978 zeigt die UB ihre Ausstellungen in der wöchentlichen Ausstellungsrubrik der Basler Zeitungen an, nicht mehr nur einmal zu deren Beginn nach dem Gutdünken der Zeitung.

Auch eine 700-Jahresausstellung konnten wir von der Landesbibliothek improvisiert kurzfristig übernehmen: Im Sommer 1991 machte deren Ausstellung 'Neue Künstlerbücher' mit Werken u.a. von Leonardo Bezzola, Franz Eggenschwiler, Karl Gerstner, Werner Hartmann, Alfred Hofkunst, Bernhard Luginbühl, Dieter Rot, Daniel Spoerri, Paul Talmann, André Thomkins, Jean Tinguely und Ben Vautier auf dem Heimweg aus der Stadtbibliothek Hannover bei uns Station.

Es sollen hier natürlich nicht alle Ausstellungen der UB in den letzten zwanzig Jahren aufgezählt werden, auch nicht alle des Schreibenden. Kurz sei hingewiesen auf die des Basler Malers und Buchillustrators (auch er gelernter Typograph) Heiri Strub (1989), auf die der Buchillustrationen Marta Pfannenschmids zu deren neunzigstem Geburtstag (am bekanntesten die zu Heidi und Pinocchio), die daraufhin (1990) ihre sämtlichen Originale dazu der UB geschenkt hat, und auf die des Mosaikelfanten von Bernhard und Stefanie Luginbühl (1985).

Auch der Saal hatte im Laufe der Jahre auf sich aufmerksam gemacht, ebenso unsere schlichten schönen Vitrinen. Zuerst klopfen fremde Aussteller an, bald hagelten Anfragen, auch für Wanderausstellungen, herein. Froh waren wir, dass der Saal dem anspruchsvollen Pariser Dichter und Buchgestalter Pierre Lecuire so sehr gefiel, dass er seine Werke – nach Ausstellungen an berühmteren Orten – hier zu Beginn 1991 auszustellen wünschte. Im selben Jahr folgten die Steinbücher von Paul Zimmermann und die Schriften ohne Worte von Werner Hartmann; von diesen drei Künstlern besitzt die UB seither Werke, zum Teil öffentlich aufgestellt oder aufgehängt.

Was wir mehrmals ablehnten: bookpromotion von Verlagen. In der Reihe von Ausstellungen mit Katalogen folgte 1984 die der Basler Buchillustration 1500–1545, die seit 1972 neben der laufenden Arbeit '& lucubrationibus' vorbereitet wurde. Die Reinschrift musste auch hier extern finanziert werden: von der Stiftung Pro Helvetia, der Schweizerischen Gesellschaft für Geisteswissenschaften (heute: Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften) und dem Basler Erziehungsdepartement. Angefertigt wurde sie nicht mehr auf einer mechanischen Adler-, sondern einer elektrischen IBM-Maschine für die – nun – Offsetfolien von beigezogenen Schreibkräften bei laufenden Ventilatoren in unserm Juchhe. Der Katalog kostete dann siebenmal mehr als der zu Augusta Raurica, aber auch er ist schon lange vergriffen.

Ungewollt eine kleine Tradition initiierte die Ausstellung von Werken von Basler Bildhauern im Sommer der 'Grün 80', als in ihr, finanziert vom Erziehungsdepartement, neun Abende mit Lesungen von siebzehn Basler Autoren und Werken von acht Basler Komponisten sowie einem Modern Dance-Abend im hierfür idealen Lesesaal stattfanden. Zehn solcher Abende folgten 1986 in der Ausstellung 'Das kostbare Buch

heute' und, auf wiederholten Wunsch zahlreicher Mitwirkender, folgten nochmals neun Abende 1991 inmitten der Bücher aus Stein und der Schriften ohne Worte. Als bleibende Erinnerung an diese Abende hat die UB – über den Umweg des Restaurants Salmen – den Vorlass von Guido Bachmann erhalten, der mangels literaturarchivwürdigen öffentlichen Eigenlobs der UB schon jener Bundesinstitution zuge-dacht gewesen war. Und im vergangenen Sommer hat auch die Basler Künstlerin Beth Sarasin in Erinnerung an die Ausstellung von 1980 einen repräsentativen Querschnitt durch ihre Arbeiten auf Papier, statt dem Kunstmuseum, unserer Bibliothek geschenkt. Zur Eröffnung der weiter unten angeführten Schwabe-Jubiläumsausstellung erhielt die UB schon 1988 von der Firma und dem Künstler und dessen Sohn Michele eines der beiden grossen Alphabete in Mischtechnik geschenkt, um das sich 1985 das Klingspor-Museum vergeblich bemüht hatte.

Die Anregung zu dem hier anvisierten Briefverzeichnis boten jedoch drei Ausstellungen der letzten acht Jahre, die sich mit dem Basler Buchdruck vor allem des 16. Jahrhunderts – der wohl bedeutendsten Leistung Basels, beziehungsweise der hier tätigen Zugewanderten der ersten und zweiten Generation, Gastarbeiter und Gäste für die Geistesgeschichte – befassten: im Winter 1988/89 die Jubiläumsausstellung '1488 Petri – Schwabe 1988' (der Katalog von ca. 2'000 Seiten ist bei der Firma schon länger und nun endgültig im Druck), 1992 die Ausstellung 'Griechischer Geist (nicht Wein, wie eine immer auf dem laufenden sein wollende deutsche Zeitschrift schrieb) aus Basler Pressen', ursprünglich angeregt durch die Schweizer Kolonie in Athen zur 700-Jahrfeier, deren Katalogeinschrift, vom Kanton Basel-Stadt (Jubiläum Basel 91/CH 700), vom Fonds für Förderung der Studien auf dem Gebiete der ägyptologischen, orientalischen und klassischen Altertumskunde, von der Schweizerischen Stiftung 'Pro Helvetia', der Firma Schwabe & Co. AG und einem privaten Stifter finanziert wurde. Sie wurde, den Räumlichkeiten und Beständen angepasst, von der Deutschen Staatsbibliothek zu Berlin und dem Gutenbergmuseum der Stadt Mainz übernommen, nachdem schon die Badische Landesbibliothek in Karlsruhe die Petri-Ausstellung übernommen hatte<sup>1</sup>. Sodann im Winter 1993/94, von der CIBA angeregt und zu einem guten Teil finanziert, die Ausstellung 'Theophrast und Galen, Celsus und Paracelsus: Medizin, Philosophie und Kirchenreform im Basler Buchdruck bis 1600'. Während der Petri-Katalog von der Firma Schwabe hergestellt und im Buchhandel erscheinen wird, blieb und bleibt Verlag und Druckerei der beiden Kataloge zum griechischen Druck und zum Paracelsus-Jubiläum unsere Bibliothek; ihre Druckvorlagen jedoch mussten und müssen mangels griechischer Software im Seminar für Klassische Philologie hergestellt werden: Schon allein die über 150 hier erhaltenen Briefe Hieronymus Wolfs an Johannes Oporin, auf die wir zuerst 1991 gestossen waren, verdienten philologiegeschichtlich eine Publikation; aber wer will sie, trotz den von Conrad Pfister bald nach 1600 verfassten Inhaltsmarginalien, entziffern, hat doch schon Wolf selber Fehler in einer Ausgabe mit der Unleserlichkeit seiner korrekturreichen Briefe entschuldigt – ganz zu schweigen vom Umfang der Briefwechsel Theodor und Jacob Zwingers, des Johann Jacob Grynaeus.<sup>2</sup>

Was die Vollständigkeit – oder richtiger Unvollständigkeit – dieses aus praktischen Gründen separat gedruckten (und erhältlichen) Briefverzeichnisses betrifft, so gilt hier nicht das so oft beschworene 'kann nicht und will nicht', sondern es würde sogar sehr gerne aber kann nicht, auch was allein die in Basel liegenden Briefe betrifft, vollständig sein, ähnlich wie die im Laufe der Jahre entstandenen Ausstellungskataloge

immer wieder zum Dilettieren auf neuen Gebieten zwangen: von der Illustration zur Geschichte einer Offizin, zudem der zeitweise am wenigsten profilierten, dafür vielseitigsten der grossen Basler Offizinen, zur Geschichte des Drucks und der Übersetzung der griechischen Autoren, von der Antike bis zu den Zeitgenossen, schliesslich zur Geschichte der Medizin und der ihr näher oder weiter verwandten Gebiete, zu denen nicht nur die Botanik und Alchimie, sondern auch die Medizin der Seele, die Theologie gehörte. Es müssten ja nicht nur alle Briefe von Autoren, Herausgebern, Übersetzern, Beiträgern, der Basler und anderer Drucker (die müsste man erst kennen ...) an die Basler Drucker – und umgekehrt – gefunden und aufgereiht werden, nicht nur die dieser fünf Kategorien wahrscheinlicher Verzeichnisverdächtiger an andere Basler: an Autoren, Herausgeber, Übersetzer, Beiträger, sondern auch scheinbar ganz Unbeteiligte könnten in irgendwelchen Briefen Hinweise auf Arbeit an und Entstehung von Basler Drucken, auf ihre Autoren, Herausgeber und Drucker geben – und solches lässt sich doch wohl nur mit Hilfe gütiger Zufälle finden.

Wegen ihrer häufigen Hinweise auf die Basler Verlagsproduktion sind die in den bekannten und verbreiteten neueren Ausgaben der Briefwechsel des Erasmus, des Beatus Rhenanus, Bonifacius Amerbachs und seines Sohnes Basilius (bis zum Todestag des Vaters) in der Amerbachkorrespondenz ebenfalls aufgeführt worden; doch sind die Abdrucke von hier verzeichneten Briefen in diesen Ausgaben sowie in denen Martin Luthers, Philipp Melanchthons, Huldreich Zwinglis, Joachim Vadians und des Johannes Sambucus (Wien 1968), da anhand der Daten der Briefe in diesen Corpora leicht fassbar, hier nicht zitiert. Nicht aufgenommen worden sind ebenfalls die gedruckten Basler Widmungsbriefe, identifizierbar z.B. im Katalog zur Basler Buchillustration 1500–1545 von 1984, übersetzt und zusammengefasst in den Katalogen zum griechischen Buchdruck in Basel und den im Druck befindlichen Katalogen zum Jubiläum Petri-Schwabe und zum medizinischen Buchdruck zum 500. Geburtstag des Paracelsus. Besonders hingewiesen sei hier hingegen auf das ausführliche Verzeichnis der Briefe von und an Johannes Oporin in der Basler Dissertation unseres Handschriftenkonservators Martin Steinmann 'Johannes Oporinus. Ein Basler Buchdrucker um die Mitte des 16. Jahrhunderts' von 1966 und seine Wiedergabe ganzer Briefe – die lateinischen mit deutscher Übersetzung – und von Auszügen in seinem Aufsatz 'Aus dem Briefwechsel des Basler Druckers Johannes Oporinus' in Band 69 der Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde von 1969 (S.103–203) sowie den Abdruck einer Anzahl Briefe bei Antonio Rotondò, 'Studi e ricerche di storia ereticale Italiana nel cinquecento', Turin 1974. Eine Handvoll Briefe an Nicolaus Episcopus sind 1621 in Harderwijk im Druck erschienen, die Originale seither – wie auch andere Basler Briefe, die nur noch in alten Abschriften hier erhalten sind – nicht mehr bekannt.<sup>3</sup>

Nicht untersucht werden konnte aus zeitlichen Gründen, in welchen Briefen Dritter sich tatsächlich Äusserungen zu zeitgenössischen Drucken finden, auch nicht ob der eine oder andere undatierte Brief – für einige ist es nebenbei gelungen – anhand seines Inhalts oder neuerer Literatur sich jetzt nicht doch datieren, ob ein nicht genannter Adressat sich heute nicht doch noch eruieren lasse<sup>4</sup>. Aus zeitlichen Gründen und solchen des Umfangs dieser Arbeit musste auch darauf verzichtet werden, die Briefwechsel Theodor und Jacob Zwingers (Briefe und Briefkonzepte an über 30 Adressaten und Briefe von über 500 verschiedenen Absendern beziehungsweise über 125 verschiedene Adressaten und gegen 450 Absender, dazu jeweils zahlreiche Basler

und auswärtige Behörden), des Johann Jacob Grynaeus und Guillaume Arragos (Briefe und Konzepte an mindestens 50 Adressaten, zusätzlich zahlreiche Behörden, und an ihn gerichtete Briefe von über 500 verschiedenen Absendern beziehungsweise 28 Adressaten und 34 Absender) vollständig zu verzeichnen, obwohl diese ihre Gedanken und Forschungen zu einem guten Teil im Stil der Zeit vorzüglich ihren Briefen und nicht grösseren Werken anvertraut haben. Das 16. Jahrhundert ist ja auch das der ersten im Druck erschienenen Briefsammlungen, wie etwa der Briefe des Joachim Camerarius. Unser Verzeichnis erhebt nicht den Anspruch der Wissenschaftlichkeit; was es alleine will: als Hilfsmittel auf mögliche Quellen zur Geschichte des Basler Buchdrucks und zu Leben und Werken irgendwie mit Basel oder Baslern verbundener Persönlichkeiten vom Ende des 15. bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts hinweisen, ihre Benützung erleichtern, mithelfen die Briefe wissenschaftlich der Forschung zu erschliessen. Die Kenntnis der Briefe wie die Möglichkeit, das Verzeichnis zu erstellen, verdanken wir dem handschriftlichen Zettel-Briefkatalog, einem Werk mehrerer Generationen von Bibliothekaren und Konservatoren, immer noch verbesserbar wie jedes Menschenwerk, aber ebenso unumgängliche und dankbar zu benützende Grundlage. Auch an der Ausführlichkeit des Verzeichnisses mussten aus Gründen des Umfangs bald Abstriche vom ursprünglichen Plan vorgenommen werden: Schon bald wurde auf die Angabe der Signaturen der Briefe verzichtet, und dann musste auch auf die Aufführung der einzelnen Briefe mit ihren Daten zu Gunsten von Sammelangaben – wie sie sich aber auch in Katalogen renommierterer Institutionen finden – verzichtet werden, obwohl beides die Bestellung von Kopien einzelner Briefe von auswärts erschwert.

Vor über fünfzig Jahren, im gemeinsamen Konfirmationsunterricht und auf den folgenden weitgehend gemeinsamen Schulwegen sind der Schreibende und Fredy Gröbli ein erstesmal zusammengetroffen, dann zeitweise während der Studien – in der Buchhandlung wie an der Universität – und, als sich der Schreibende im Sommer 1965 nach der Stelle an der UB erkundigte, auf die ihn sein Doktorvater (und, was wir natürlich nicht wussten, damals schon seit zwanzig Jahren, und noch bis 1975, Mitglied der Bibliothekskommission) Bernhard Wyss hingewiesen hatte, wies ihn der damalige Direktor Christoph Vischer, sich über die praktische Arbeit und das Arbeitsklima an der Bibliothek zu erkundigen, an Fredy Gröbli, da wir uns ja kennen würden, der damals schon über vier Jahre an ihr tätig war. Offenbar sind seine Auskünfte positiv gewesen ...

Acht Jahre hat Fredy Gröbli neben seiner Tätigkeit als Direktor unserer Bibliothek angehende Bibliothekare und Bibliothekarinnen in Bibliographie unterrichtet. Möge die hier erstellte 'Epistolographie' von Briefen der UB ihm zeigen, dass sein jahrzehntelanges Lieblingsgebiet an seinem Wirkungsort auch über seine direkten Zöglinge hinaus Interesse geweckt hat. Gewiss findet sich in ihr mancher Brief, der über ihren streng gefassten Zweck hinaus doch nichts mit der damaligen Buchproduktion zu tun hat, fehlt umgekehrt mancher, der über sie unterrichten könnte. Und wollte man zu jeder Anfrage die vermutliche Antwort, zu jeder Antwort die mögliche Gegenfrage suchen und verzeichnen, das Verzeichnis wäre wohl nach dem Schneeballsystem noch weiter ins Monströse gewachsen und, mit Ausnahmen (nämlich unsern Lücken und Fehlern), doch nicht brauchbarer geworden. Eine besonders vorteilhafte Quote ist über das ursprüngliche Ziel hinaus zeitgemäss den Schreiberinnen und Adressat-

innen eingeräumt worden, und auch die Schreiber Helvetiens und diesem nahestehender Orte haben eine gewisse Vorzugsbehandlung erfahren, Südländer einen kleinen Sehnsuchts- bzw. Sprachenbonus geniessen dürfen. Von manchem Gelehrten dürfte man allerdings eine sicher einmal nach Basel gelangte grössere Anzahl von Briefen in unserer Bibliothek erwarten, als Briefschreiber etwa vom älteren Nicolaus Gerbel, von Johannes Honter, Joachim Camerarius, Conrad Hubert, auch von Beatus Rhenanus, als Adressaten etwa von Johannes Oecolampad, Oswald Myconius, Sigismund Gelenius (von ihm als Schreiber und als Empfänger), Simon Grynaeus, Sebastian Münster, Nicolaus Höniger, Ulrich Frölich. Bei andern ist man eher überrascht, eine grössere Anzahl an sie gerichteter Briefe vorzufinden, wie zum Beispiel beim Elsässer Reformator Matthias Erb, bei Georg Spalatin, Tycho Brahe.

Bis zum Jahre 1562 kann zudem auch für die literarische Produktion – weit über die Jurisprudenz hinaus – die Amerbachkorrespondenz mit ihren von Band zu Band reichhaltigeren Registern und Kommentaren von Alfred Hartmann und Beat Rudolf Jenny zusätzliche Auskünfte bieten, und darüber hinaus darf allgemein die Überlegung weiterhelfen, dass Adressaten von Briefen vermutlich auch Schreiber von solchen – und umgekehrt – gewesen sind, dass eine Antwort eine Anfrage bedingt, auf eine Anfrage eine Antwort gefolgt sein könnte.<sup>5</sup> Für die finanzielle Ermöglichung der Weiterführung der Amerbach-Edition – Arbeit und Druck – hat Fredy Gröbli sich über zwanzig Rezessionsjahre lang eingesetzt, und das ohne die Bibliothek zu nötigen, sich mit einer Eigenreklame des in diesen Jahren aufkommenden Sponsorenwesens zu prostituieren. Nicht was Basel reich macht, oder reich gemacht hat, soll hier gezeigt werden, sondern durch eine Auswahl von Beispielen darauf hingewiesen werden, wie auch das Kleinzeug einer Bibliothek, wozu doch die Einzelbriefe zu zählen sind, versammelt 'hilfswissenschaftlichen' Nutzen bringen könnte, wieviel davon hier vorhanden ist (auch was fehlt – hierzu sei an die in Anmerkung 3 erwähnten Froben-, Oporin-, Episcopi- und Petribriefe erinnert), und diesen Nutzen erleichtern.

## Anmerkungen

1. Dies als Gegengabe gegen die Karlsruher Leihgabe der Kinderbuchausstellung 'Lachende Kinder' von Anfang 1990, der wir ein Vorspiel mit alten Schulbüchern unter dem Titel 'Ioannes calceos meos comminxit – Joannes hat mir mine schuch bebruntzt' vorangeschickt hatten. Der Inhalt dieser kleinen Ausstellung veranlasste sofort den Münchner Latinisten Wilfried Stroh, sie für seine Freisinger Lateinwoche zu bestellen, worauf sie im Sommer 1990 unter dem selben Titel die altherwürdige Freisinger Dombibliothek in deren musealen Vitrinen zierte.
2. Für Wolf – und David Höschel – sei auf die Dissertation von Helmut Zäh, Hieronymus Wolf: Commentariolus de vita sua, masch. Diss. München 1992, hingewiesen, die demnächst auch im Druck erscheinen soll und in der Wolfs Briefwechsel verwertet ist. Die Autobiographie Wolfs, die nur in einer späten Kopie erhalten ist, hätte in Basel gedruckt werden sollen, worüber auch Höschel korrespondiert hat.

3. Als Beigabe zur Ausgabe der *Iusti Lipsi Epistolarum* (Quae in Centuriis non extant) *Decades* XIII von Johannes Isaac Pontanus; Neuausgabe dieser acht Briefe nach diesem Druck mit Übersetzungen und Kommentar: Ein vergessener Brief des Rhenanus und andere vergessene Briefe an Nicolaus Episcopus, in: *Annuaire de Sélestat* 1987, S. 157–175. Zu weiteren veräusserten Basler Briefen siehe: Landolt, Elisabeth (1986): Fünf Briefe des Aurelius Erasmus Froben an Basilius Amerbach. In: *Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde*, Bd.1986, Nr. 2, S. 105–108.  
 Der von Martin Steinmann in seiner Dissertation auf S. 134/35 angeführte Briefband der Österreichischen Nationalbibliothek 9737i enthält ausser den dort verzeichneten Briefen Caspar von Nydbrucks an Oporin u.a. auch solche Nydbrucks an Heinrich Petri und Petris. Ein Brief Hieronymus Frobens und des Nicolaus Episcopus vom 26.12.1536 an Johannes a Lasco ist erschienen bei S.A.Gabbema, *Epistolarum ab Illustribus & Claris Viris scriptarum Centuriaes tres*, Harlingen 1663: S.23/24 Nr.10. Siehe auch Anmerkung 4.  
 Schliesslich darf auch nicht vergessen werden, dass in Basel auch das Staatsarchiv – neben seinem reichen, bis 1520 von Karl Stehlin in seinen berühmten Regesten im Archiv für die Geschichte des deutschen Buchhandels Bd. 11, 12 und 14 (1888, 1889 und 1891) erschlossenen Urkundenmaterial – Briefe aufbewahrt, u.a. einen lateinischen Cosimo de Medicis zur Fortführung des Buchhandels unter dem Index von 1559, mit deutscher Übersetzung für die Bürgermeister und seine Ratskollegen von Heinrich Petri und deren Beglaubigung durch seinen Sohn, den Juristen, Historiker und Stadtschreiber Adam Henricpetri.
4. Immerhin konnte das eine oder andere Datum neu richtig gelesen, konnte der einzige hier aufgenommene Brief, dessen Unterschrift bisher nicht entziffert und dessen Autor nicht erschlossen worden war, seinem Autor – Jacob Micyllus – zurückgegeben werden. So warf die Arbeit nebenbei für den Briefkatalog der Bibliothek, unter Mithilfe von Martin Steinmann, einige Ergänzungen und Korrekturen ab.
5. Zu Charakter und Erhaltung des Amerbach'schen Briefwechsels, auch einigen andern Briefen und Briefcorpora der Basler Bibliothek siehe: Jenny, Beat Rudolf (1983): Die Amerbachkorrespondenz. Von der humanistischen Epistolographie zur bürgerlichen Briefstellerei. In: *Der Brief im Zeitalter der Renaissance*. Mitteilung IX der Kommission für Humanismusforschung. Weinheim. S.204–225.

Bibliothek und Buchhandel  
Bibliothek und Verlag

Sechs Thesen zum Wandel von  
Beziehungen und Gewichten in der  
Partnerschaft auf dem Informationsmarkt

Hannes Hug und Hanspeter Schwarz

## Einleitung

Ausgangspunkt für unsere Thesen ist das Zusammenspiel zwischen Autor, Verlag, Buchhandel / Zeitschriftenagentur, Bibliothek und Leser. Die Rollen in diesem Beziehungsgefüge, der Umgang untereinander und das Gewicht der einzelnen Partner scheinen sich seit einigen Jahren rasch und grundlegend zu wandeln.

Folgende Entwicklungen haben wohl in besonderem Masse dazu beigetragen:

- Immer mehr wissenschaftliche Bücher und Zeitschriften werden fast nur noch von Bibliotheken gekauft. Dadurch rücken die Verlage und Bibliotheken enger zueinander, d. h. sie geraten in eine engere gegenseitige Abhängigkeit.
- Das Aufkommen und die zunehmende Verbreitung der elektronischen Informationen und Dienstleistungen wirken sich immer stärker auf das oben erwähnte Beziehungsgefüge aus.
- Immer mehr elektronische Informationen wenden sich direkt an die Benutzer, unter Umgehung eines gewichtigen Teils der Akteure auf dem Informationsmarkt.
- Das Internet mit seinen Möglichkeiten stellt zunehmend die Rollenverteilung zwischen den Akteuren in Frage, erlaubt es doch auf einfache Weise die Direktkommunikation zwischen Autor und Leser. Der Leser wird so selber zum Informationsproduzenten und -verteiler. Als Folge davon müssen Bibliotheken, Verlage und Buchhandel sich mit der sich wandelnden Bedeutung der gedruckten Information im allgemeinen und der Bücher und Zeitschriften im besonderen befassen und ihre Rolle grundsätzlich neu definieren.

Wir beschäftigen uns in der ETH-Bibliothek Zürich seit einigen Jahren mit diesem sehr komplexen, sich rasant und nachhaltig wandelnden Umfeld. Unsere Thesen stellen einen vereinfachten Ausschnitt aus diesen Überlegungen dar. Sie besitzen notgedrungen nur vorläufigen Charakter, denn so wie das Umfeld selbst unterliegt auch dessen Einschätzung dauernden Anpassungen.

Es bedarf kaum der besonderen Erwähnung, dass sich die genannten Entwicklungen in Bibliotheken mit unterschiedlichen Aufgabenstellungen und abweichender Grösse anders darstellen. Mögen die Leserinnen und Leser selber die Analogien zu ihren Bibliotheken herstellen.

## Thesen

1. Der Buchhandel nimmt für die ETH-Bibliothek bedeutungsmässig ab. Er entwickelt sich vom Hauptpartner zu einem immer zufälligeren und immer spezialisierteren Partner.

Der Buchhandel – und hier vorwiegend der lokale, jedenfalls schweizerische Buchhandel – war früher der mit Abstand wichtigste Partner der ETH-Bibliothek. Alles, was die ETH-Bibliothek an Büchern und Zeitschriften einkaufte, bezog sie über die Buchhandlungen; es gab ja auch kaum Materialien, für deren Vertrieb nicht die Buchhandlungen zuständig und kompetent waren. Die Kommunikation zwischen der ETH-Bibliothek und dem lokalen respektive schweizerischen Buchhandel war einfach. Man kannte sich, oft persönlich, und der Handel gab kaum grosse Probleme auf. Entsprechend unkompliziert waren die Geschäftsbeziehungen. Jeder Buchhändler lieferte alles, man hielt sich gegenseitig die Treue, selbst wenn die Lieferqualität, Zuverlässigkeit und Preisgestaltung zu wünschen übrig liessen. Die Verhältnisse waren somit überschaubar, einfach und stabil über lange Zeiträume.

Heute verfügt die ETH-Bibliothek, wie die meisten grossen Bibliotheken, über ein Netzwerk von über die ganze Welt verstreuten Lieferanten. Diese Partner sind grösstenteils anonym, d.h. man kennt sich nicht mehr persönlich. Die Kommunikation ist schwieriger geworden, nicht nur wegen der unterschiedlichen Sprachen, sondern auch immer öfter wegen unterschiedlicher Auffassungen darüber, ob und wie schriftliche Mitteilungen zu beantworten sind. Die Buchhandlungen sind spezialisiert, manche recht extrem, in bezug auf die geographische Herkunft oder die Art der Materialien, oder in thematischer Hinsicht. Wenn sich die Konditionen verändern, oder wenn die Dienstleistungsqualität nachlässt, erfolgt der Wechsel des Lieferanten ziemlich rasch und ohne Gewissensbisse.

Wir stellen fest, dass sich die Beziehungen zwischen den Buchhändlern und der ETH-Bibliothek von der 'unverbrüchlichen' Partnerschaft zu einem emotionslosen, auf seiten der ETH-Bibliothek sehr selektiven Verkäufer-Kunde-Verhältnis gewandelt haben. Noch gibt es in Einzelfällen die alte Art von Beziehungen zwischen Buchhändlern und der ETH-Bibliothek; sie sind jedoch im Schwinden begriffen.

Ursache dieser Entwicklung ist nicht nur unsere im Vergleich zur Vergangenheit eher nüchterne Betrachtung des Verhältnisses zu den Buchhändlern, sondern auch die veränderte Rolle, in die die Buchhändler zum Teil aus ökonomischen Gründen gedrängt wurden, zum Teil sich aber auch drängen liessen.

2. Im gleichen Masse, wie sich die Beziehungen zwischen der ETH-Bibliothek und den Buchhändlern abschwächen, verstärken sich die Beziehungen zu den Verlagen und anderen Informationsproduzenten.

Immer mehr von dem, was die Bibliotheken im allgemeinen und die ETH-Bibliothek als technische und naturwissenschaftliche Bibliothek mit nationalen Funktionen im besonderen benötigen, kann von den Buchhändlern schon gar nicht mehr angeboten werden. Dies betrifft vor allem den rasch und stark wachsenden Markt der elektronischen Informationen. Das Informationsspektrum der ETH-Bibliothek geht längst weit über das Buchhandelssortiment hinaus, selbst wenn sich dieses in letzter Zeit durch neue Medien etwas angereichert hat. Die Anknüpfung direkter Beziehungen zu den Informationsproduzenten, darunter zu den Verlagen, ist deshalb geradezu unumgänglich.

Aber noch aus einem anderen Grund ist die Intensivierung der Beziehungen zwischen der ETH-Bibliothek (gemeinsam mit anderen grossen Bibliotheken) und aus-

gewählten wichtigen Verlagen von Bedeutung. Wenn die Verlage einen Grossteil der Bücher und Zeitschriften sowie der elektronisch gespeicherten respektive vertriebenen Informationen ausdrücklich für die Bibliotheken anbieten, bietet sich hier den Bibliotheken erstmals die Chance, Einfluss zu nehmen auf diese Produktion und den Vertrieb. Das Ziel könnte darin bestehen, dass nicht mehr alles nur in gedruckter Form und somit mit starker zeitlicher Verzögerung angeboten wird, sondern dass das Angebot differenziert wird, je nach Art der Information, deren Dringlichkeit und Verwendungszweck. Beispielsweise könnte das, was geringen Umfang besitzt und rasch 'unter die Leute' gebracht werden soll (Stichwort: Zeitschriftenartikel) zunächst einmal nur online erhältlich sein und erst nachträglich noch in gedruckter Form, dafür 'billiger' (Beispiel: Jahresband einer Zeitschrift statt monatliche Hefte) verkauft werden. Oder ein Teil der naturwissenschaftlichen und technischen Bücher wird von dem in einem gedruckten Buch üblicherweise mitgelieferten, aus bereits bekannter Information bestehenden 'Ballast' befreit. Die verbleibende Kerninformation könnte dann sowohl online als auch gedruckt angeboten werden.

Es ist leicht, sich vielfältige Varianten vorzustellen, welche es den Benutzern ermöglichen, die benötigte Information gezielt zu beschaffen, statt sie nach langer Wartezeit mühsam aus einem Wusch überflüssiger Information herauszuschälen. Und die Bibliotheken könnten von namhaften Einsparungen an Geld, Bearbeitungsaufwand und Magazinraum profitieren.

Deshalb ist die ETH-Bibliothek daran interessiert, in Zusammenarbeit mit den Verlagen mehr über die Bedürfnisse der Benutzerinnen und Benutzer herauszufinden. Die Frage, auf welche Weise die Benutzerinnen und Benutzer die Bücher benutzen, müsste die Verlage eigentlich interessieren: Erfolgt die Lektüre eines Buches vollumfänglich oder nur in kleinen Auszügen? Falls nur in Auszügen, was wird gelesen, die Zusammenfassung, ein bestimmtes Kapitel, nur eine Abbildung, das Literaturverzeichnis? Erfolgt die Benutzung durch den gleichen Benutzer mehrmals oder nur einmalig? Derartige Analysen können nur in Bibliotheken durchgeführt werden. Es ist vorstellbar, dass die Verlage auf diese Weise die spezifisch für die Bibliotheksbenutzerinnen und -benutzer vorgesehene Information aus der Sicht der Publikationsform im Vergleich zu heute gezielter und bedarfsgerechter anbieten könnten.

Zwangsläufig in engen Kontakt kommt die ETH-Bibliothek mit Verlagen, wenn letztere elektronische Dienstleistungen anbieten, für deren Verbreitung (z.B. zur Schulung der Benutzerinnen und Benutzer) sie die Bibliotheken benötigen.

### 3. Die Beziehung zwischen Verlag und Bibliothek droht zu einem eigentlichen Abhängigkeitsverhältnis zu werden.

Manche Zeitschriftenverlage entwickelten in den letzten Jahren sowohl gegenüber den publizierenden Wissenschaftlern als auch gegenüber den Bibliotheken eine Monopolfunktion. Die einen 'müssen' in den renommierten Zeitschriften publizieren, die anderen müssen diese Zeitschriften abonnieren, um ihre Rolle als verlässliche Informationsvermittler weiterhin spielen zu können. Diese Monopolstellung wird hinsichtlich der Preisgestaltung von vielen Verlagen weidlich ausgenützt. Dass die Bibliotheken das Doppelte des Preises für Privatabonnenten bezahlen müssen, ist mittlerweile üblich; die Steigerungen gehen aber in einzelnen Fällen bis zum Vierfachen.

Den Wissenschaftlern kommen die Verlage entgegen, indem sie die grosse Zahl von publizierungswerten Artikeln mittels dickeren Heften, zusätzlichen Heften pro Jahrgang/Band und zusätzlichen Bänden bewältigen. Den Preis dafür bezahlen vor allem die Bibliotheken; die Privatabonnenten sind hierzu schon längst nicht mehr bereit.

So verwundert es nicht, dass immer mehr Zeitschriften – und leider ausgerechnet die unverzichtbaren – nur noch von wenigen (grossen) Bibliotheken abonniert werden. Je geringer jedoch die Verteilung von Zeitschriften im Land ist, desto eher sind die spezialisierten Bibliotheken zu einem Abonnement gezwungen. Den dadurch bewirkten Rückgang der Zahl der Abonnemente versuchen die Verlage über den Preis zu kompensieren. Bei gewissen Büchern, namentlich bei teuren Nachschlagewerken, geschieht das gleiche. Da die Bibliotheken ihre Einkäufe untereinander noch schlecht abstimmen und deshalb nicht gemeinsam gegenüber den Verlagen auftreten, müssen sie sich mit ihrer undankbaren Rolle zwischen den – manchmal schamlos abkassierenden – Verlagen und den anspruchsvollen Bibliotheksbenutzerinnen und -benutzern abfinden.

Aber auch die Abhängigkeit der Verlage von der Kaufmöglichkeit und Kaufwilligkeit der Bibliotheken hat zugenommen, nicht nur bezüglich der Zeitschriften, auch bei den Büchern. Deshalb haben manche Verlage ihre Produktion stark umgestellt. Von sehr teuren Büchern auf höchstem wissenschaftlichem Niveau für eine Handvoll Leute, die den Inhalt verstehen, werden nicht mehr genügend Exemplare in rentabler Auflagenhöhe verkauft. Sie produzieren jetzt vermehrt Sachbücher, durchaus auch auf hohem Niveau, aber doch für einen breiteren Leserkreis.

Diese gegenseitige Abhängigkeit zwischen Verlagen und Bibliotheken dehnt sich jetzt zunehmend auf die von Verlagen produzierten elektronischen Dienstleistungen aus. Einerseits streben die Verlage danach, diese Dienstleistungen direkt an die Endnutzer (d.h. an deren PC und Drucker) heranzutragen, unter Umgehung des (hierfür irrelevanten) Buchhandels und der (photokopierenden respektive kopieren lassenden) Bibliotheken. Andererseits benötigen die Verlage die Bibliotheken als Orte, wo die Neuerungen angeschaut und ausprobiert werden können, sowie für die Schulung der potentiellen Benutzer der elektronischen Medien. Die ETH-Bibliothek ist in dieser Hinsicht stark 'gefährdet', zum Werkzeug von Verlagen zu werden.

Wir betrachten das Verhältnis zwischen Verlagen und ETH-Bibliothek bis auf weiteres noch als Kooperation im gegenseitigen Interesse, d.h. im Interesse letztlich der Bibliotheksbenutzerinnen und -benutzer. Es ist aber nur eine Frage der Zeit, bis dieses Verhältnis neu ausgehandelt werden muss, unter Zuweisung der neuen Rollen an die Partner.

#### 4. Die Bibliotheken finden ihre neue Rolle leichter als der Buchhandel und die Verlage.

Wie schon angemerkt, wechseln die Buchhändler zusehends ihre Rolle vom Berater zum reinen Verkäufer. Für das Verkaufen sind die Versandbuchhandlungen geeigneter, weil effizienter und kostengünstiger arbeitend, als die Ladengeschäfte. Wie aber informieren sich die Käufer? Indem sie in die Bibliotheken gehen, dort die Biblio-

graphien und Datenbanken nutzen und die aktuelle Literatur möglichst im Freihandbereich anschauen. Das betrifft besonders jene Literatur, welche der Buchhandel niemals vorrätig hat. Zusätzlich gelangen die Interessierten in den Bibliotheken auch gleich an die ausschliesslich online vertriebene Information, was besonders für diejenigen wichtig ist, welche nicht selber über die hierzu erforderlichen Einrichtungen verfügen. Auch der online angebotene Bibliothekskatalog mit der Sacherschliessung darf als (immer öfter verbundweite) Informationsquelle nicht unterschätzt werden.

Die Verlage, auch wenn sie noch so viel Katalog- und Prospektmaterial streuen und Anzeigen in Zeitschriften erscheinen lassen, erreichen die Leserinnen und Leser mit ihren Informationen über die von ihnen publizierte Literatur nicht genügend wirkungsvoll. Dasselbe ist von den Buchhandlungen mit ihren eigenen Informationen zu sagen. Beiden, den Verlagen und den Buchhandlungen, geht es in ihrer Werbung beinahe ausschliesslich um die momentan erhältliche gedruckte Information. Das aber ist nur ein bescheidener Teil der überhaupt verfügbaren Informationen.

Die ETH-Bibliothek ist ein typischer Teil der öffentlichen Recherche-Infrastruktur geworden. Beratung und Informationsvermittlung gehören je länger je mehr zu den Standardangeboten jeder Bibliothek, so auch der ETH-Bibliothek. Die zunehmende Vertrautheit des Bibliothekspersonals und der Benutzerinnen und Benutzer mit den Online-Katalogen, mit Online- und CD-ROM-Datenbanken, Internet und anderen elektronischen Möglichkeiten macht die Bibliotheken zu vorrangigen, den Verlagen und vor allem auch Buchhandlungen weit überlegenen Informationsquellen.

5. Trotz der alternativen Informationsträger wird immer noch viel Papier bedruckt. Weil das Verhältnis zwischen gedruckter und elektronischer Information, die Verwertungsmöglichkeiten, die Absatzchancen und vieles mehr noch unklar sind, wissen die Produzenten nicht, wie sie die elektronischen Informationen vermarkten sollen.

Aus Sicht der Bibliotheken ist die Archivierung und Archivierungswürdigkeit der elektronischen Informationen noch unklar. Zitierbar aufgrund der überlieferten Gepflogenheiten oder Notwendigkeiten in den Wissenschaften sind sie nicht. Denn nur was gedruckt vorliegt, ist zitierbar und damit für Leserinnen und Leser zeitlich unbefristet nachvollziehbar. In dieser Beziehung müssen sich die Usanzen des Umgangs mit elektronischer Information erst noch entwickeln.

Es ist deshalb nicht verwunderlich, dass die Verlage vieles sowohl online respektive auf CD-ROM als auch in gedruckter Form veröffentlichen – und oft den Kauf der einen Publikationsform vom gleichzeitigen Kauf der anderen abhängig machen. Und ebenso wenig darf es erstaunen, dass am Ende immer Papier bedruckt wird. Entweder bedruckt es schon der Verlag (Buch, Zeitschrift), oder der Endnutzer bedruckt es auf seinem dem PC angeschlossenen Drucker.

Die Bibliotheken, so auch die ETH-Bibliothek, stehen somit vor dem Problem, zusätzlich zur gedruckten Information auch immer mehr elektronisch gespeicherte zu erschliessen und zu vermitteln und diese darüber hinaus langfristig zu archivieren. Eine Zusammenarbeit zwischen den Verlagen und Bibliotheken drängt sich auch in dieser Frage geradezu auf. Dabei sollten die Bibliotheken endlich einmal aus der

Situation derjenigen, die immer nur reagieren, herauskommen und vermehrt mitgestalten. Andererseits könnten die Bibliotheken auf diese Weise die Verlage in deren wichtiger, unverzichtbarer Rolle als selektionierende, die Qualität hochhaltende Institutionen unterstützen. Wenn Internet als unkontrolliertes Publikationsforum die Verlagsfunktionen ersetzt, schadet dies den Wissenschaftlern, den Verlagen und den Bibliotheken.

6. Die elektronischen Informationen können die gedruckten bis jetzt nur ergänzen, nicht ersetzen, und zusätzlich stehen sie immer mehr in Konkurrenz zueinander.

Vermutlich hängt, vor allem in den USA, der Einzug der elektronischen Informationen auch mit den überhöhten Preisen auf dem Zeitschriftenmarkt und den sinkenden Bibliotheksbudgets zusammen. Es wäre jedoch eine Illusion anzunehmen, dass ein Ersatz der gedruckten Medien durch die elektronischen Informationen die Lösung aller Probleme brächte. Und es wäre falsch, das Ende der Bibliotheken zu verkünden. Einerseits braucht es immer noch Bücher (und damit auch Buchhandlungen), wenn auch nicht mehr so viele und diese nicht mehr für alle bisherigen Zwecke. Andererseits lässt sich ein Teil der bisher in gedruckter Form verbreiteten Informationen problemlos und mit Vorteil nur noch online unter die Leute bringen. Die zu beantwortende Frage ist: Was soll für wen für welche Zwecke in welcher Form angeboten werden? Je schneller die Informationsanbieter diese Frage beantworten, desto rascher können die im eingangs erwähnten Beziehungsgefüge Agierenden ihre neue Rolle definieren. Für manchen Verlag dürfte das eine Überlebensfrage sein.

Für die Bibliotheken stellt sich eine weitere Frage: Besteht eine Konkurrenz zwischen ihren Online-Katalogen, den frei zugänglichen Online-Informationen und den kommerziellen Document delivery services (Uncover, etc.)? Die grösste Chance der Bibliotheks-OPACs liegt in ihren strukturierten Informationen und in ihren teilweise mehrsprachigen Thesauri. In dieser qualitativ hochstehenden Art bietet sonst kein Anbieter ein durchstrukturiertes Suchvokabular öffentlich zugänglich und einfach benutzbar an. Es wird nun darum gehen, dieses bibliothekarische Angebot mit den übrigen elektronischen Informationsangeboten zu verknüpfen. Andernfalls haben die reinen Bibliotheks-OPACs möglicherweise bald ausgedient.

# Zerfall der Kulturgüter

Helena Kanyar-Becker

In Bibliotheken, Archiven und Museen zerfallen Bücher, Urkunden und Grafikbestände. Da etwa 90 Prozent der Bücher und 50 Prozent der Archivmaterialien aus den letzten zwei Jahrhunderten stammen, weisen ihre Papiere einen hohen Säuregehalt auf. Die Fachleute bemühen sich, den Zerfall dieser Kulturgüter zu bremsen, indem sie sich für Massen- und Einzelkonservierung einsetzen.

### Magische Schriftzeichen

Ohne Papier wäre unser Alltag undenkbar. Die ersten Papierbögen brachten italienische Kaufleute in die Schweiz gegen Ende des 13. Jahrhunderts. Die Papiergeschichte ist jedoch mehr als 2'000 Jahre alt, und noch älter ist die menschliche Sehnsucht, sich schriftlich mitzuteilen. Unsere altsteinzeitlichen Vorfahren kritzelten magische Schriftzeichen an die Felswände. In Birseck-Höhlen bei Basel wurden Kiesel mit noch nicht entzifferten Botschaften aus dieser Zeit gefunden. Sie erinnern an Zeichen auf den hölzernen Alptesseln, die noch in diesem Jahrhundert für Angaben über Vieh und Käseherstellung in Gebrauch waren.

Später zählte das handgeschöpfte Papier zu den Luxusartikeln, da seine Produktion recht aufwendig war. Im spätmittelalterlichen Basel kostete ein Ries Papier (ursprünglich 500 Bogen Druckpapier beziehungsweise 400 Bogen Schreibpapier) so viel wie ein Paar Stiefel oder drei Paar Hosen.

Die Basler Papiermacher galten als Pioniere der modernen Papierindustrie. Ende der 50er Jahre des letzten Jahrhunderts stellte die Papierdynastie Thurneysen im St. Alban-Tal eine der ersten Holzstoffmaschinen auf. In ihrer Nachbarschaft, dort wo heute das Museum für Gegenwartskunst untergebracht ist, gründete Samuel Stöcklin 1878 eine weitere Fabrik für Maschinenpapier.

### Verbräunt und brüchig

Die Erfindung der Papiermaschine um 1800 vergrösserte noch die Nachfrage nach dem ohnehin knappen Ausgangsmaterial, nach getragenen Kleidern sowie Textilabfällen, die zerfasert und mit grossen Wassermengen verdünnt wurden. Das langwierige Faulen des traditionellen Faserbreis, aus dem die Büttengesellen mittels Sieben einzelne Blätter schöpften, die langsam getrocknet und gepresst werden mussten, war jedoch vorbei. Jetzt wurden die Lumpen im Schnellverfahren gekocht, mit Chlor gebleicht und künstlich getrocknet. Das Papier war zwar blütenweiss, aber Restsubstanzen bildeten saure Abbauprodukte, die die Zellulose angriffen. Die Umstellung auf Harzleimung, die eine Voraussetzung für endlose Papierbahnen darstellte, schmuggelte eine weitere Zeitbombe in die industrielle Herstellung hinein.

Das für die Leimung nötige Aluminiumsulfat enthält Aluminiumionen, die zusammen mit Wasser eine Säurewirkung hervorrufen und den Zerfall des Papiers beschleunigen.

Das Holzschliffpapier kam um 1870 auf den Markt. Die Zellulosebegleitstoffe, wie z.B. Lignin und Tannin, verbräunten es und machten es brüchig. Auch bei der heutigen Papierproduktion werden die Zellulosefasern mit Säuren und Laugen aufgeschlossen.

#### Zerlesen und zersetzt

Nicht nur die vielzitierten schädlichen Umwelteinflüsse setzen dem Billigpapier zu, die unmittelbaren Ursachen seiner geringen Haltbarkeit liegen auch in seiner Zusammensetzung. Bibliothekare, Archivare und Schriftsteller tun sich seit den Anfängen der maschinellen Papierfertigung damit schwer. Der badische Volksschriftsteller Heinrich Hansjakob schrieb um 1880: "Das Holzstoffpapier wird nur literarische Schutthaufen hinterlassen, und jene Archivare werden bloss Tagelöhner brauchen, welche mit Besen und Schaufeln die Sägemehlhügel aus den Archiven wegschaufeln..." Seine düstere Prognose wird sich vielleicht in absehbarer Zeit als richtig herausstellen, da in den Bibliotheken etwa 90 Prozent der Bestände aus den letzten zwei Jahrhunderten stammen und ihre Papiere einen hohen Säuregehalt aufweisen.

Wirksame Massnahmen gegen den Papierzerfall haben die USA eingeführt. In einem Gesetz vom 12. Oktober 1990 wird die Verwendung von alterungsbeständigem Papier bei der Buchherstellung und für Schriftgut von bleibendem Wert vorgeschrieben. Auch in der Schweiz wurde 1990 auf Bundesebene beschlossen, dass archivpflichtiges Material auf alterungsbeständigem Papier geschrieben werden muss. Diese Richtlinien wurden 1994 revidiert. Nach einem Abkommen mit den Papierherstellern darf in der Schweiz nur qualitativ gutes Papier produziert werden. Doch wird oft importiertes, billiges Papier dem einheimischen Qualitätspapier vorgezogen.

#### Das Maschinenwunder

Seit zwei Jahrzehnten diskutieren Fachleute über die Massenkonservierung des Papiers und hoffen auf eine Wundermaschine. Die 'Batelle Ingenieurtechnik' in Frankfurt a.M. entwickelte eine Massenentsäuerungsanlage, deren Prototyp in der Deutschen Bücherei Leipzig getestet wird. Im Batelle-Verfahren werden vorläufig 60'000 bis 80'000 Bücher jährlich neutralisiert. Diese relativ kleine Zahl soll aber durch einen Mehrschichten-Betrieb erhöht werden.

Das Schweizerische Bundesarchiv und die Landesbibliothek in Bern planen die Anschaffung der gleichen Anlage, um ihre eigenen Bestände und dann die der übrigen Schweizer Bibliotheken und Archive zu entsäuern. Die Massenentsäuerung ist jedoch nur ein Teil des Bestandserhaltungskonzepts. Während der Entsäuerung wird das Papier neutralisiert, aber nicht gefestigt, der Papierzerfall wird auf diese Weise hinausgezögert, aber nicht gestoppt.

Um das Büchersterben zu bremsen, stellte die Kommission für Bestandserhaltung DBI vier Regeln auf:

- Die Schriftstücke in kühlen Räumen konstant bei 18 Grad Celsius unter geringer Beleuchtung und in säurefreien Schutzhüllen lagern
- Das noch unbeschädigte Papier präventiv mit alkalischer Reserve versehen, um seine Lebensdauer und damit auch seine Ausleihbarkeit zu verlängern
- Die nicht mehr reparierbaren Schriftstücke verfilmen
- Die schon bestehenden Schäden manuell, mit traditioneller Restaurierung beheben.

### Traditionelle Restaurierung

Um das öffentliche Bewusstsein zur Rettung des schriftlichen Kulturgutes zu fördern, gründeten 1982 Schweizer RestauratorInnen mit Archiv-, Bibliotheks- und Museumsleuten die Arbeitsgemeinschaft für Papierrestaurierung Bern (AGPB). Ihre Mitglieder unterstützen Auf- und Ausbau von Restaurierungateliers sowie eine fachgerechte Ausbildung für PapierrestauratorInnen. Die Arbeitsgemeinschaft für Papierrestaurierung lancierte auch den Studiengang für Schriftgut und Grafik an der Schule für Gestaltung in Bern.

Das im Herbst 1993 eröffnete dreijährige Studium für Konservierung und Restaurierung von Archivgut, Buch, Grafik und Fotografie wurde der in den 70er Jahren gegründeten Fachklasse für Gemälde-, Wand- und Skulpturenrestaurierung angegliedert. Im Rahmen der geplanten bernischen Kunsthochschule soll im Herbst 1997 der neue Studiengang auf vier Jahre verlängert und mit einem international gültigen Diplom anerkannt werden. Die StudienbewerberInnen müssen über einen Maturitäts- oder einen Lehrabschluss in einem verwandten Beruf verfügen und ein zwölfmonatiges Praktikum geleistet haben.

Das Studium wird in zwei Teile gegliedert: In die viersemestrige Grundausbildung und eine zweiseustrige, schwerpunktmässige Spezialisierung, die mit einer Diplomarbeit abgeschlossen wird. Der Unterricht besteht aus theoretischen Vorlesungen und restauratorischer Praxis im Atelier sowie aus drei Ferienpraktika. Das Ziel dieser Ausbildung ist es, selbständig denkende, kompetente RestauratorInnen hervorzubringen, die fähig sind, sich neue Methoden anzueignen und als gleichberechtigte Partner mit Archivaren, Bibliothekaren, Kunst- und Naturwissenschaftlern zu kooperieren, um so den langsam schwindenden Bestand des kulturellen Erbes zu sichern.

### Sisyphusarbeit

StudentInnen im Grafikatelier restaurieren unter anderem im Auftrag des Bundesamtes für Kultur grafische Werke, die die Wände der Schweizer Konsulate und Botschaften schmücken. Die Kunstwerke werden schriftlich und fotografisch dokumentiert, dann wird ein Kostenvoranschlag erstellt. Zu den üblichen Arbeitsschritten gehören Trockenreinigung, Wässern, Entsäuern, Einbringen alkalischer Reserve und Nachleimen des Papiers. Fehlstellen werden durch Papiereinsetzen oder durch Anfasern geschlossen, stark geschädigte Blätter kaschiert. Die Kunst bei dieser Sisyphusarbeit liegt darin, so wenig wie möglich in die originale Substanz einzugreifen und trotzdem eine optimale Erhaltung zu sichern.

Die BuchkonservatorInnen erlernen das Restaurierungs-ABC an zerfledderten Handschriften der Stadt- und Universitätsbibliothek Bern. Ähnlich wie bei den Grafiken müssen sie Technik und Darstellungsart ihrer Objekte beschreiben, Schäden feststellen und schriftlich sowie fotografisch dokumentieren. Dann arbeiten sie ein Konservierungskonzept aus. Bevor sie das Buch auseinandernehmen, Löslichkeitsteste durchführen, reinigen und verstärken, bauen sie eine detailgetreue Kopie. In der Regel sind 400–500 Jahre alte Bücher in einem besseren Zustand als diejenigen, die nach 1830 hergestellt wurden.

Auch in diesem Atelier lernen die StudentInnen alle technologischen Möglichkeiten abzuwägen und selbständig zu arbeiten. Bei den Ledereinbänden mit Dekorationen, Metallschliessen und Beschlägen sowie bei den beschädigten und fehlenden Seiten müssen sie überlegen, ob das originalgerecht restaurierte Buch in einem Tresor stehen oder benutzt werden wird.

Diese Ausbildung kann in anderen Ländern auf eine bereits lange Tradition zurückblicken. Der Studiengang 'Schriftgut und Grafik' an der Schule für Gestaltung in Bern ist die einzige Ausbildungsstelle für Konservierung und Restaurierung von Archivgut, Buch, Grafik und Fotografie in der Schweiz.

#### SIGEGS

Als eine Nachfolgeorganisation der AGPB (Arbeitsgemeinschaft für Papierrestaurierung Bern) entstand am 1. Januar 1994 die SIGEGS (Schweizerische Interessengemeinschaft zur Erhaltung von Grafik und Schriftgut). Ihre Mitglieder – Archive, Bibliotheken, Museen, Buch- und Privatpersonen wie PapierrestauratorInnen – wollen die Öffentlichkeit auf den alarmierenden Zustand der Kulturgüter aufmerksam machen. In koordinierter Zusammenarbeit sorgen sie für die Schulung der ArchivarInnen und DiplombibliothekarInnen. Sie organisieren Weiterbildungskurse für RestauratorInnen, sorgen für Praktikumsplätze, leisten Hilfe bei der Einrichtung von Restaurierungsateliers, veranstalten Tagungen und streben internationale Zusammenarbeit an.

SIGEGS-Fachleute führen praktische Beratung in Konservierungs- und Materialfragen durch und leisten Hilfe in Katastrophenfällen wie Wasser-, Feuer- und Schädlingschäden. Zu ihren Zielen gehört die Einrichtung von Restaurierungsateliers mit 1–2 Fachkräften in jeder grösseren Bibliothek.

Nicht nur die Öffentlichkeit, auch die Berufsleute sind sich zu wenig bewusst, dass der Bücher- und Urkundenzerfall akut ist. Wenn sie einen Knicktest machen und die Ecke eines 40 Jahre alten Buches falten, bricht sie ab. Brüchig und verbräunt sind Zeitungen, grafische Blätter und Fotografien. Das Kulturgütersterben fängt an ...

## Literaturauswahl

- Arbido, Vol. 6 (1991), Konservierung – Restaurierung.  
Bern: Vereinigung Schweizerischer Archivare.
- Bestandserhaltung in Archiven und Bibliotheken. Hrsg. v. H. Weber (1992).  
Stuttgart: W.Kohlhammer.
- Giovannini, Andrea (1995): De tutela librorum. Genf: Les Editions I.E.S.
- Grundsätze bei der Konservierung von bibliothekarischem Sammelgut.  
Bearb. v. H. Böhrenz (1992). Berlin: Deutsches Bibliotheksinstitut.
- Massenkonservierung für Archive und Bibliotheken. Hrsg. v. K. Nowak (1989).  
Frankfurt a.M.: Vittorio Klostermann.
- Methoden zur Erhaltung von Kulturgütern. Hrsg. v. F. Schweizer, V. Villiger (1989).  
Bern: Paul Hartmann.
- Papierzerfall. Bericht über Ursachen, Ausmass, Wirkungen und Folgen des  
Papierzerfalls im Bibliotheks-, Archiv- und Verwaltungsbereich sowie  
Gegenmassnahmen und Empfehlungen vom 15. Juni 1992.  
Bund-Länder Arbeitsgruppe (1992). Berlin: Deutsches Bibliotheksinstitut.
- Tschudin, Peter F. (1991): Schweizer Papiergeschichte. Basel: Basler Papiermühle.

Die Freihanddiskussion in Deutschland  
nach 1945

Wolfgang Kehr

*Wenn sich meine Informationen ändern,  
ändere ich meine Schlussfolgerungen.*

*J. M. Keynes*

## Die Freihand-Diskussion in der deutschen Fachliteratur

In Deutschland werden Probleme, auch die praktischen, nicht selten mit einer auffallenden Neigung zum Grundsätzlichen, ja sogar Dogmatischen erörtert. Unduldsamkeit und der Anspruch, das einzig Richtige und Wahre erkannt zu haben, sind dann unübersehbar. Dies kommt stellenweise auch in der Diskussion über ein geeignetes oder, wie postuliert wurde, das 'beste und natürlichste' Buchaufstellungssystem zum Ausdruck. Der Traditionalist nennt hier das Bestehende gern das Bewährte und warnt vor den negativen Folgen durch riskante Änderungen; der Reformier, erfüllt von missionarischem 'élan professionnel', möchte die systematische Aufstellung am liebsten überall neu eingeführt sehen und macht sie zum entscheidenden Beurteilungskriterium für die Qualität einer wissenschaftlichen Bibliothek. Jeder von beiden ist zutiefst davon überzeugt, daß er den Benutzer, seine Arbeitsweise, Bedürfnisse und Anforderungen an die Bibliotheken am besten kennt. Aber braucht es zur laufenden Anpassung unserer Bibliotheksorganisation an die sich verändernde Umwelt wirklich solche 'Dogmen'? Genügen nicht, viel bescheidener, soziale Sensibilität (Benutzerorientierung) und die Bereitschaft zu notwendigen Innovationen, ganz einfach der Mut zum kalkulierten Risiko auf der Suche nach Problemlösungen, die sich an einem bestimmten Ort und unter genau definierbaren Umständen für eine nicht zu kurze Zeitspanne als brauchbar in der Praxis erweisen sollen? Denn sicherlich gibt es nicht 'den Benutzer' (Lohse 1974: 21) und für unsere Bibliotheken auch nicht die 'beste Methode'. Die Benutzer mit ihren ganz unterschiedlichen Arbeitsweisen arrangieren sich erfahrungsgemäss erstaunlich geduldig und findig mit der jeweiligen Organisation einer Bibliothek, vorausgesetzt, diese stellt ihnen die benötigten Informationen und Bücher überhaupt und rasch und unkompliziert zur Verfügung. Leyh sprach bekanntlich vom "Dogma der systematischen Aufstellung". Er war davon überzeugt, dass nur ein kleiner Kreis privilegierter Wissenschaftler freien Zugang zu den magazinierten Büchern erhalten sollte und meinte, schlüssig nachweisen zu können, dass "die systematische Aufstellung auf der einen Seite die Erwartung nicht erfüllen kann, die man in sie zu setzen pflegt, und dass man ihr auf der anderen Seite Vorzüge nachrühmt, von denen kein Gebrauch gemacht wird" (Leyh 1913: 97). Er hat das 'Dogma' seinerzeit mit Argumenten zu erschüttern versucht, die es verdienen, auch heute noch ernst genommen zu werden.

In den Jahrzehnten danach hat sich dieses 'Dogma' allmählich in sein Gegenteil, in das der akzessorischen Aufstellung, verkehrt. Diese wurde dann als 'bewährte Tradition' verteidigt. Erst nach 1955, offensichtlich unter dem Eindruck der 'Volksbüchereien' und des angelsächsischen Bibliothekswesens, gelangte man zu einer neuen Einschätzung der Lage. Die Reformier forderten mit dem freien Zugang der Benutzer zu den Buchbeständen auch die systematische Aufstellung und verurteilten die

Abkehr davon als bibliothekspolitischen Sündenfall mit nachteiligen Folgen für Bibliothek und Benutzer in Vergangenheit und Gegenwart.

Kunze (1958) hielt noch am 'Dogma' der geschlossenen Magazine mit akzessorischer Aufstellung fest. Er verwehrte nicht nur den Benutzern, sondern sogar den Bibliothekaren, mit wenigen Ausnahmen, den Zutritt (1958:243). Zwei Jahre zuvor hatte Tiemann (1956) auf dem Berliner Bibliothekartag gefordert, den Leser mit den aktuellen Buchbeständen wieder zusammenzuführen. Er schlug dafür Fachlesesäle mit Präsenz- und (fluktuierenden) Ausleihbeständen (insgesamt 150'000 Bände) vor, allerdings ohne konkrete Vorstellungen von technischer Abwicklung und Verwaltungsaufwand.

Bald darauf trat Kluth (1960) temperamentvoll für die Freihandaufstellung ausgewählter Teilbestände (ca. 40'000–50'000 Bände) ein. Dabei orientierte er sich an der Praxis der Öffentlichen Bibliotheken. Er ging sogar so weit, ein "Naturrecht des Bibliotheksbenutzers auf Autopsie in der Freihandbibliothek" als verpflichtend auch für die wissenschaftliche Bibliothek anzunehmen.

Als sich kurz darauf Bauhuis (1961) kritisch zu diesen neuen Forderungen äusserte, war bereits die 'Denkschrift zur Gründung der Universität Bremen' (Rothe 1961) erschienen. Er lehnte Freihand-Ausleihbestände nicht grundsätzlich ab. Vielmehr anerkannte er die Notwendigkeit, den verlorengegangenen unmittelbaren Kontakt des Lesers mit den Büchern wiederherzustellen. Doch forderte er hierfür eine gute Lösung, die sich "nach innen und nach aussen bewährt" (Bauhuis 1961:125). Die Hauptaufgabe der wissenschaftlichen Bibliothek sah er aber nach wie vor darin, mit dem vorhandenen Personal die wichtigsten Bücher und Zeitschriften zu beschaffen und rasch benutzbar zu machen. Seine zum Teil polemische Kritik richtete sich in erster Linie gegen bekanntgewordene neue (Bau-)Planungen (Hamburg, Frankfurt, Bremen) mit dem Standort systematisch gegliederter Freihandbestände für die Ausleihe in oder direkt bei Fachlesesälen und gegen den zu hohen Verwaltungsaufwand beim 'Wandern von Büchermassen zwischen Freihand und Magazin'. Am Ende gab er der Freihandausleihe in der wissenschaftlichen Bibliothek nur eine einzige Chance: die 'Bildungsbücherei für Studenten', getrennt vom Betrieb der Universitätsbibliothek, aber in ihrem Gebäude.

In der Diskussion über die Freihandaufstellung wurde seit 1960 immer wieder auf das Struktur- und Baukonzept des 1964 in Betrieb genommenen Neubaus der STUB Frankfurt a.M. hingewiesen. Rothe (1961) bezeichnete ihn als Modell für jede neue Universitätsbibliothek.

Der Planer selbst, Clemens Köttelwesch, hat sich erst ein Jahr nach Baubezug dazu geäußert (1965). Er meinte, deutlich drei Benutzergruppen mit ihren Bedürfnissen voneinander unterscheiden und ihre Anforderungen an die Bibliothek durch eine neue Struktur und durch spezielle Freihandbestände am besten befriedigen zu können:

- Die Fortbildung suchenden Bürger, interessiert an Lese-Text, Einführung, aktuellem Buch oder Werken der allgemeinen Information.
- Die anspruchsvolleren Benutzer, die über Kataloge und Nachschlagewerke zur Ausleihe bestimmter Literatur über ein Thema gelangen oder in einem Lesesaal mit den dort bereitgestellten umfassenden Werken, Informationsmaterialien und Kommentaren arbeiten wollen.

- Die mit eigener Forschungsarbeit Beschäftigten, besonders die jungen Wissenschaftler (Köttelwesch 1965: 129).

Die beiden ersten, zahlenmässig stärksten Gruppen "überfüllen Katalogräume und Lesesäle und verhindern durch eine Unsumme an Bestellungen auf eine verhältnismässig kleine Anzahl von Titeln ... die rationelle Arbeit ... in der Ausleihe" (1965: 129). Deren Literaturbedarf wollte er überwiegend durch zwei Freihand-Ausleihbibliotheken – eine Bildungsbücherei für Studenten und eine Lehrbuchsammlung – abgedeckt wissen. Vor allem die Lehrbuchsammlung, eine Einrichtung, für deren Verbreitung in Deutschland er sich mit finanzieller Unterstützung der 'Stiftung Volkswagenwerk' höchst erfolgreich engagiert hat (Köttelwesch 1967), sollte "den Massenstrom der Studenten an sich ziehen ..., den Studenten aus dem Inneren, dem Kern der Bibliothek fernhalten und die Zentralbibliothek entlasten" (Köttelwesch 1965: 130), ganz so, als sei der 'undergraduate student' auch in der deutschen Universität bereits eine Realität. Deshalb musste er auch annehmen, daß die frei zugängliche, systematisch geordnete Lehrbuchsammlung mit den wichtigsten Lehr- und Studienbüchern (max. 50'000 Bände) fast alle "Literaturbedürfnisse der Studenten befriedigen kann". Die Frage, welche unterschiedliche Rolle Lehr- und Studienbücher, neuere und ältere Monographien und neuere Zeitschriftenjahrgänge für Forschung, Lehre, Studium, Examen und Fortbildung in ganz verschiedenen Wissenschaftsfächern spielen, hat Köttelwesch nach meiner Kenntnis niemals ernsthaft geprüft. In seiner Bauplanung entschied er sich ganz bewusst für einen Standort der Lehrbuchsammlung "in unmittelbarer Nähe des Haupteingangs, gleichsam im Vorhof der bibliothekarischen Einrichtungen", räumlich weit entfernt von den geschlossenen Tiefmagazinen, wo, wie in der Vergangenheit, neben den älteren Beständen auch die ausleihbaren neuen Monographien nach *numerus currens* aufgestellt wurden (Köttelwesch 1965: 130). Dies alles war noch nicht neu. Ebenso wenig die bauliche Dreiteilung in Verwaltungs-, Benutzungs- und Magazintrakte. Im Unterschied zu den älteren Bibliotheksbauten in Deutschland rückte Köttelwesch in diesem Neubaukonzept aber die dritte Benutzergruppe ganz ins Zentrum der Planung. Er wollte den qualifizierten Wissenschaftler durch eine spezielle Variante des Freihandsystems wieder in unmittelbaren Kontakt mit dem Buch bringen und damit als Benutzer in die Zentralbibliothek zurückholen.

Den ursprünglichen Gedanken, im Sinne Tiemanns aktuelle und fluktuierende Teilbestände (Monographien) für die Freihand-Ausleihe direkt in oder bei den geplanten Fachlesesälen aufzustellen, hat er noch in der Bauzeit als "Störung des LS-Betriebes" aufgegeben. Stattdessen wurden nur drei traditionell ausgestattete Fachlesesäle für Geisteswissenschaften, Rechts-, Wirtschafts-, Sozialwissenschaften und für Naturwissenschaften und Medizin (Senckenberg) eingerichtet. *Expressis verbis* sollten sich diese systematisch geordneten Freihandbestände in Präsenzaufstellung (je max. 15'000–20'000 Bände) nicht wesentlich von denen in anderen wissenschaftlichen Universalbibliotheken unterscheiden: Nachschlagewerke, Fachbibliographien und -enzyklopädien, Wörterbücher, Einführungen, Handbücher, Kommentare sowie die ausgelegten letzten Hefte wichtiger Zeitschriften (Köttelwesch 1965: 132,135,136).

Wirklich neu im Frankfurter Bibliotheksbau waren hingegen die sogenannten Handmagazine; grosse, vom jeweiligen Fachlesesaal her zugängliche Freihandbereiche

(mit je 200'000–250'000 Bänden) mit umgearbeiteten umfangreichen Quellenwerken und mit Zeitschriften, die standortfest bleiben sollten. Nach der ursprünglichen Planung waren diese Handmagazine sowohl für die "wissenschaftliche Arbeit am ungestörten Arbeitsplatz" (150 Mini-carrels) als auch für die Ausleihe (über die zentrale Leihstelle in der Eingangshalle) gedacht. Köttelwesch nannte konkret für das Handmagazin des geisteswissenschaftlichen Lesesaals 20'000 Bände Akademieschriften, 50'000 Bände Zeitschriften, 40'000–50'000 Bände gesammelte Werke, 40'000 Bände Quellenwerke geschichtswissenschaftlicher Fächer im weitesten Sinn, 25'000 Bände Osteuropaliteratur und für die Naturwissenschaften den gesamten Altbestand (sic!) der Senckenbergischen Bibliothek mit 250'000 Bänden (1965: 133f.). Obwohl er im Gespräch mit seinen jungen Mitarbeitern stets aufgeschlossen für neue Ideen und neue Wege, vor allem im Benutzungsbereich, war, hat er ihnen seine Neubauplanung leider erst erläutert, als der Rohbau bereits im Entstehen war und die Baupläne im Masstab 1:200 vorlagen.

Die Kritik von Gattermann, Kehr und Gunter Mann während dieser (einzigen) Neubauberatung, vor allem an dem Konzept der Handmagazine, hat er seinerzeit zurückgewiesen. Änderungen lehnte er ab.

Aus neueren Trends in der Bibliotheksbenutzung war aber längst ablesbar, daß seine Aufteilung in drei Benutzergruppen mit definierbarem Literaturbedarf und genau vorhersehbarer Art der Bibliotheksbenutzung ebenso fiktiv und unrealistisch war, wie Wieland Schmidts Aufteilung der Universitätsbibliothek in zwei Typen, die Forschungsbibliothek und "die Studienbibliothek für den Massenbenutzer", beide "deutlich auseinanderstrebend" (Schmidt 1966: 141). Waren diese Bibliothekare unter dem Eindruck amerikanischer Universitäten blind für die Tatsache, dass die deutsche Universität unverändert an der Einheit von Forschung und Lehre festhielt? Schmidt, der den unscharfen und missverständlichen Begriff 'Gruppenbücher' (d.i. Fach- und Bildungsbücher für den Massenbenutzer) prägte (Schmidt 1966: 134) und Köttelwesch war entgegenzuhalten, dass "Studentenbüchereien (d.i. Lehrbuchsammlung und Bildungsbücherei) mit Studententexten und allgemeinbildender Literatur die Probleme der zentralen wissenschaftlichen Hochschulbibliotheken nur teilweise und unvollkommen lösen können ... Sie vermögen niemals den Massenbedarf an den Büchern zu befriedigen, die weder zur vielgefragten 'Gruppenliteratur' noch zur speziellen Forschungsliteratur gehören. Der Student benötigt diese Bücher (vor allem in den Geisteswissenschaften) für Seminar- und Examensarbeiten, weil sie Forschungsergebnisse übersichtlich zusammenfassen, der Gelehrte, weil sie in einzelnen Teilen neuere Ergebnisse enthalten" (Kehr 1966: 76).

Die steigende Massenbenutzung mit unterschiedlichen Studiengewohnheiten und Literaturbedürfnissen der Studenten in ganz verschiedenen Studienfächern, die Tendenz der Geisteswissenschaftler, neue Forschungsergebnisse statt in kurzen Zeitschriftenbeiträgen in Monographien zu 'verstecken' und die zunehmende Diversifikation der Examensthemen mit einer ständig wachsenden Zahl von Examensarbeiten machten, vor allem für die Geisteswissenschaften, ganz andere, rationellere und zukunftsweisende Freihand- und Baukonzepte erforderlich. Gemessen an den realen und erkennbaren Anforderungen der Wissenschaftler und Examenskandidaten an eine moderne Bibliothek mit rationeller Verwaltung erschien Köttelweschs Konzept der Freihandaufstellung und der Handmagazine schon damals als zu aufwendig und korrekturbedürftig.

Das davon abweichende Konzept im 1968 entstandenen Raum- und Funktionsplan für den Freiburger Bibliotheksneubau – ein offenes Flächenmagazin mit benutzungsintensiven Monographien der letzten 10–20 Jahre, räumlich vereinigt mit Lehrbuchsammlung und Bildungsbücherei und in unmittelbarer Nachbarschaft zur Leihstelle – ist unter dem Eindruck des Frankfurter Neubaus entstanden und hat seinerseits, nach ausführlichen, persönlichen Gesprächen mit Köttelwesch, dort zur Neuorganisation (1970/71) geführt.

Stoltzenburg hat das 'Gliederungsprinzip grosser Freihand-Fachbestände' in Frankfurt als "einen in die Zukunft führenden Schritt" begrüsst (1967: 303). Von allen Varianten der Freihandaufstellung gilt ihm die durchgehend systematische in den neuen einschichtigen Bibliothekssystemen wie z.B. in Konstanz, Regensburg, Bielefeld und Bremen als die modellhaft beste und einzig richtige. Den, wie er meinte, rein veraltungstechnischen Argumenten Leyhs hält er seine eigenen bibliothekspolitischen entgegen (1967; 1975; 1977). Dabei geht es ihm nicht um "das für die Bibliothek einfachste Aufstellungssystem, sondern um ein funktionell möglichst richtiges Bibliothekssystem einer Hochschule" (1967: 300). Er anerkennt zwar, dass der von Leyh geforderte Bruch mit der systematischen Aufstellung unter den damals obwaltenden Umständen richtig war, sieht aber darin und nicht etwa in der Streulage der Gebäude in den wachsenden grossen Universitäten und dem daraus erwachsenden Anspruch auf "Nähe zum Buch" in den Berufungsverhandlungen der Professoren die Hauptursache für die Aufwertung und Hypertrophie der Institutsbibliotheken sowie für den Funktions- und Bedeutungsverlust der Universitätsbibliotheken.

Stoltzenburg kritisierte die Bibliotheken, die in Vergangenheit und Gegenwart der Verwaltungsvereinfachung den Vorzug vor den am freien Zugang zu systematisch aufgestellten Bücherbeständen interessierten Benutzern (Studenten und Professoren) gaben. Die längst fällige Reform der Bibliotheksstruktur und der freie Zugang des Benutzers zu den Magazinen erforderte nach seiner Auffassung zwangsläufig grosse, systematisch gegliederte Freihand-Ausleihbestände mit systematischer Tiefenstaffelung. Er bestritt nicht, dass dieses Aufstellungssystem den Bibliotheken "grosse Lasten auferlegt, erheblichen Stellraum in Anspruch nimmt und schwieriger und teurer ist als die Aufstellung nach Zugang oder in Gruppen" (1967: 300). Bibliothekspolitisch erschien es ihm aber für die dringend notwendige "Umformung eines unkoordinierten Bibliothekswesens in einer Hochschule in ein Bibliothekssystem" als absolut unverzichtbar (1967: 300). Schon in der begrenzten Dezentralisierung einer (alten) Universitätsbibliothek in einem koordinierten System von einigen Teilbibliotheken erkannte er, zu Recht, "eine Chance für die Zentralbibliothek, wieder in die Universität hineinzuwachsen" (1967: 309).

Niemand wird im Rückblick bestreiten wollen, dass die neuen Modelle in Konstanz, Regensburg und Bielefeld in der Tat für viele Reformanstrengungen anderswo ermutigende Anregungen gegeben haben. Stoltzenburg hat dann 1975 und 1977 erneut seine Forderungen nach der systematischen Freihandaufstellung ausleihbarer Bücherbestände auch für die alten Universitätsbibliotheken erhoben. In seiner Entgegnung auf Hartwig Lohse (1974) fasste er die Vorteile der systematischen Freihandaufstellung noch einmal in acht Thesen zusammen (Stoltzenburg 1977).

Als einziger unter den deutschen Bibliothekaren hatte sich in der Fachliteratur seinerzeit Lohse engagiert und kritisch mit Stoltzenburg und der "Propagierung einer umfassenden Freihandaufstellung (mit hausgemachten Klassifikationssystemen)"

auseinandergesetzt. Aus der Sicht der Bibliothek überwiegen für ihn bei dieser Aufstellungsart die Nachteile. Aber auch für den Benutzer kann er für deutsche Verhältnisse kein "eindeutiges Übergewicht der Vorteile" erkennen (Lohse 1974: 25).

Der Nutzen des 'browsing' am Regal erscheint ihm überschätzt, der thematische Zugang zum Buch über Bibliographien und Sachkataloge dagegen vollständiger und erfolgreicher. Wegen der wachsenden Büchermassen und der zentralen Speicherfunktion der UB in den Universitäten behalten nach seiner Prognose die geschlossenen Magazine ihre Bedeutung. Offen ist dabei nur, ob neben die einfachste Aufstellungsform (numerus currens) zukünftig die Gruppenaufstellung tritt, da sie die Verschiebbarkeit häufig benutzter Bestände (z.B. in die Nähe der Leihstelle oder bei der Ausgliederung von Teilbeständen) erleichtert (1974: 25, 34). Die Öffnung geschlossener Magazine für den Benutzer "mit Selbstbedienung" macht er von "den personellen wie materiellen Möglichkeiten und Grenzen unserer Bibliotheken" abhängig (1974: 34). Am Ende schliesst er Teillösungen im Sinne der eingeschränkten Freihandaufstellung auch für die alten Universitätsbibliotheken nicht aus, und es ist vielleicht nicht zufällig, dass er in diesem Zusammenhang auch den 'Personal-, Raumbedarfs- und Funktionsplan der UB Freiburg' (1969) zitiert. Als empfehlenswert erscheint ihm aber bestenfalls die Freihandaufstellung "einer wachsenden Lehrbuchsammlung und eines grossen Teils der vielgebrauchten Zeitschriften" (1974: 34). Darüberhinaus sollten die personellen und materiellen Ressourcen der Bibliothek in erster Linie der verbesserten Kooperation in der Universität und in der Region dienen.

Wenn ich mich nicht irre, so ist das Problem geeigneter Aufstellungssysteme mit einer günstigen Relation zwischen den Interessen einer rationellen Verwaltung von grossen Büchermassen in einem bis dahin nicht bekannten Umfang und einem guten Benutzerservice sowohl für den Wissenschaftler als auch in der Massenbenutzung der Universitätsbibliotheken, in der deutschen Fachliteratur nach 1977 nicht mehr als vordringlich behandelt worden. Dies erstaunt umso mehr, als der Streit um die Denkschrift des Wissenschaftsrates (1986) dies hätte erwarten lassen. Schliesslich hängt bei Standortveränderungen und bei der Ausgliederung veralteter Bestände der Verwaltungsaufwand entscheidend von der Art der Buchaufstellung ab (Juntke 1931; Ellsworth 1969; Kehr 1987 u. 1994).

In den Bibliothekssystemen der neu gegründeten Universitäten, wo es selbständige dezentrale Bibliotheken gar nicht geben soll, hat man sich für grosse Freihand-Ausleihbestände in systematischer Aufstellung mit einer auch für Teilbibliotheken verbindlichen einheitlichen, allerdings zumeist 'hausgemachten' Klassifikation entschieden. Dafür gab und gibt es gute Gründe. Stoltzenburg hat sie ebenso energisch wie eloquent dargelegt (1967; 1975; 1977).

In den grösseren Universitätsbibliotheken und Bibliothekssystemen der alten traditionsgebundenen Universitäten mit ihren Studenten- und Büchermassen kann die Frage – damals und heute – aber nicht lauten, welche ist die beste Bibliotheksstruktur und welche das beste Aufstellungssystem. Vielmehr muss ganz pragmatisch geprüft werden, was gegenwärtig und in absehbarer Zukunft bibliothekspolitisch unter den jeweils vorgegebenen Umständen und Reformmöglichkeiten und mit den zur Verfügung stehenden Mitteln (Raum, Personal, Geld) dem Wissenschaftler, dem Studenten und Examenskandidaten und den nicht-universitären Benutzern an Service geboten werden kann. Welches Gewicht und welche Priorität eine systematische

Freihand-Aufstellung des grössten Teils des Bestandes oder weniger umfangreicher Teilbestände dabei erhalten soll, muss jede Bibliothek selbst prüfen und entscheiden. Die mit jeder Strukturveränderung naturgemäss verbundenen Zufälle und Risiken sind jedenfalls kein ausreichender Grund für Stagnation.

Im Rückblick fragt man sich, ob die missionarische Energie, mit der solche grossen systematisch gegliederten Freihandbibliotheken gefordert worden sind, in jedem Fall gerechtfertigt war. Schon Lohse (1974) hat dies temperamentvoll bestritten. Er wird sich durch die Entwicklung in den beiden vergangenen Jahrzehnten bestätigt sehen. In der Tat erscheint heute die 'eingeschränkte Freihandaufstellung', die sich an der Benutzungshäufigkeit des Buches und den vordringlichen und ganz verschiedenen Benutzerbedürfnissen orientiert, Verwaltungsaufwand und Benutzerinteressen in ein günstiges Verhältnis bringt und ausserdem eine wenig aufwendige Standortveränderung stark benutzter oder veralteter Gebrauchsliteratur erleichtert, als eine anzustrebende Form der Bestandspräsentation in den grossen wissenschaftlichen Bibliotheken mit ihren Büchermassen und ihrer Massenbenutzung. Die Erfahrungen in Freiburg seit 1978 lassen jedenfalls diesen Schluss zu.

#### Die interne Freihand-Diskussion (1970)

Ausserhalb der Fachliteratur wurde die Frage nach einer benutzerorientierten Buchaufstellung im ersten Halbjahr 1970 in einem kleinen Kreis interessierter Bibliotheksdirektoren erörtert – teils am Rande der Tagungen der 'Arbeitsgemeinschaft der Hochschulbibliotheken', teils in Briefen an die UB Würzburg. Das verwirrende Bild abweichender Meinungen findet sich in einem Gesprächsprotokoll und in der Korrespondenz dokumentiert (Akten der UB Freiburg 1974–84: U5.05). Erster Anlass zu diesem Meinungsaustausch, an dem sich Direktoren aus Berlin (TU), Bochum, Bremen, Frankfurt, Freiburg, Köln, Konstanz, Marburg, Münster, Saarbrücken und Tübingen beteiligten, waren die Neubauplanungen in Freiburg und Würzburg.

Begonnen hatte es mit der Anfrage von Tiwisina (Würzburg), welche Art der Freihandaufstellung für Freiburg geplant sei und mit den ausführenden Antworten vom 15.12.69 und 27.2.70 darauf. Die unveröffentlichten Dokumente sind deshalb so aufschlussreich, weil sie einerseits in vielen alten Universitätsbibliotheken eine grosse Unsicherheit, andererseits aber auch den ernsthaften Willen erkennen lassen, Magazinbestände, teilweise oder ganz, frei zugänglich zu machen.

Welche Art der Buchaufstellung war für ein neues Bibliotheksgebäude in Freiburg geplant und wie wurde sie begründet?

Einen ersten Raum- und Funktionsplan legte die Bibliotheksleitung bereits Anfang 1968 vor (UB Freiburg, Jahresbericht 1968: 10). Die detaillierten Freiburger Planungen finden sich in dem über 260 Seiten umfangreichen, 1968 entstandenen, im Januar 1969 gedruckten und an die deutschen Universitätsbibliotheken verschickten 'Personal-, Raumbedarfs- und Funktionsplan' mit einem Text über die 'Neugliederung des Bibliothekswesens', in einem Brief an Tiwisina (27.2.70) und in einigen weiteren Publikationen (Kehr 1971, 1972, 1973) erläutert. Ende 1970 wurden die Baupläne im Massstab 1:200 beim Finanzministerium eingereicht.

Am Anfang stand die Frage: "Was können wir unter den gegebenen Umständen, d.h. im Hinblick auf Geld, Personal, Stellraum, Charakter unserer Zentralbibliothek und

die bestehenden anderen Institutionen in der Universität uns leisten, was können wir wem und wie zur Verfügung stellen?" (Kehr an Tiwisina 27.2.70). Am Ende stand die nüchterne Feststellung: "Neubau, Freihandkonzept und Automatisierung des Ausleihbetriebs haben die Entwicklung der Bibliothek zu einem zentralen Dienstleistungs- und Versorgungsbetrieb nachhaltig bestimmt" (Kowark 1991: 267).

Im neuen Strukturkonzept für das Bibliothekswesen der Universität Freiburg war u.a. vorgesehen:

1. Eine Zentralbibliothek (vorwiegend für die Geistes-, Rechts-, Wirtschafts- und Sozialwissenschaften im Universitätszentrum mit folgenden Funktionen:
  - Zentraler Bücherspeicher für die UB und für die veralteten, in der UB noch nicht vorhandenen, magazinierbaren Bestände aus den dezentralen Bibliotheken der Universität
  - Zentrale Arbeits- und Ausleihbibliothek für Universität und Region
  - Informationszentrum (mit neuen Medien) für Universität und Region
  - Zentrale Verwaltungs- und Koordinierungsstelle für das Bibliothekssystem
2. Zweigbibliotheken im naturwissenschaftlichen Institutsviertel in Verwaltung der UB
3. Zentrale Klinikumsbibliothek in Verwaltung der UB

In dem neuen Bibliotheksgebäude sollten dem Benutzer die Bücher und Zeitschriften in abgestufter Weise frei zugänglich gemacht werden. Eine durchgehende feinsystematische Gliederung kam dafür nicht in Frage. "Im Hinblick auf umfangreiche Bestände, hohe Zuwachsraten und starke studentische Benutzung wird ... die Zweckmässigkeit der raum- und verwaltungsaufwendigen systematischen Buchaufstellung auf kostspieligen Nutzflächen und die freien Zugänge zur Hauptmasse der Bestände für jeden Benutzer bezweifelt" (Neubau-Bedarfsplan 1969:10). Darüberhinaus erschien diese Aufstellungsart auch deshalb zunehmend fragwürdiger und die Notwendigkeit zum 'browsing' am Regal überschätzt, weil

- die Monographien zwar noch viel benutzt würden, aber längst nicht mehr die wichtigsten Informationsträger seien, sondern andere Formen in zahlreichen Wissenschaftsfächern bedeutsamer
- elektronisch gespeicherte Informationen und Mikroformen an Umfang und Wert für die Forschung zunehmen
- die wissenschaftlichen Fragestellungen zunehmend fächerübergreifend und spezieller und die gegenseitige Fächerdurchdringung in den Buchinhalten immer häufiger würden
- Klassifikationssysteme immer rascher veralteten
- die zentrale Funktion der Universitätsbibliothek neben den Fachbereichs- und Zweigbibliotheken möglicherweise in Zukunft durch eine verbesserte Sacherschliessung mittels EDV und Zugriffsstrategien auf solche Daten, durch Bildschirm-Kataloge und einen guten Benutzerservice besser zu erfüllen sei (Kehr an Tiwisina 27.2.70)

In Freiburg war geplant, "einen grösseren, benutzungsintensiven Teilbestand teils systematisch gegliedert, teils als Ausleihbestand näher an den Leser zu bringen, aber

das Ausmass der Umstellungsarbeiten dabei möglichst klein zu halten" (Kehr an Tiwisina 27.2.70).

Projektiert waren über 500'000 frei zugängliche Bände mit Raumreserven für weitere ausleihbare Bestände in Freihandaufstellung (Neubau-Bedarfsplan 1969:9). Dies sei zwar eine "theoretisch verwaschene Lösung, aber in den alten Universitäten am ehesten realistisch und realisierbar" (Kehr an Tiwisina 27.2.70). Konkret waren folgende Buchbereiche geplant:

1. In geschlossenen Tiefmagazinen mit kontrolliertem Zugang nur für einen beschränkten Benutzerkreis: Die Altbestände vor 1968 in systematischer Gliederung. Von den Neuzugängen ab 1968: Die wertvolle und schützenswerte Literatur, sehr spezielle Monographien, Dissertationen, Kleinschrifttum, ein Teil der Zeitschriften, Zeitungen, Mikroformen und veraltete, aber ausleihbare Literatur aus den dezentralen Bibliotheken der Universität. Die Neuzugänge ab 1968 wurden in separaten Signaturblöcken mit Jahres-numerus currens oder laufender Nummer aufgestellt. Dadurch sollte u.a. frühzeitig die Voraussetzung für eine spätere Auslagerung von selten oder gar nicht mehr benutzten Teilbeständen in 'Blöcken' und ohne Korrekturen an Katalogen und Buchbeschriftung geschaffen werden. (Neubau-Bedarfsplan 1969:11).
2. In offenen Selbstbedienungsbereichen (SB-Ausleihe) für alle Benutzer: Ausleihintensive Bestände der Lehrbuchsammlung und der Bildungsbücherei räumlich benachbart zu 200'000–400'000 Monographien der letzten 10–20 Jahre (ab Erwerbungs-jahr 1968) in einem offenen Flächenmagazin (Freihandmagazin) direkt über oder unter der Leihstelle. Und zwar die Bücher von Lehrbuchsammlung und Bildungsbücherei systematisch gegliedert (innerhalb nicht zu kleiner Gruppen akzessorisch), die Monographien des Freihandmagazins in der seit Januar 1968 praktizierten Aufstellung in vier Grossgruppen (Geisteswissenschaften = GE; Rechts- und Sozialwissenschaften = SW; Naturwissenschaften = NA; Medizin = MD) jeweils kombiniert mit der Zahl des Erwerbungs-jahres und einer laufenden Nummer in der Buchsignatur (z.B. GE 68/1).
3. In den Lesebereichen und im Informationszentrum für alle Benutzer: Ca. 200'000 Nachschlagewerke, Bibliographien, grundlegende Darstellungen und ausgewählte Quellen, Studien- und Examensliteratur (zum Teil mehrfach), die letzten 20 Jahrgänge der wichtigsten 2'000–3'000 Zeitschriften mit den ungebundenen Heften. Dies alles systematisch gegliedert (innerhalb nicht zu kleiner Gruppen akzessorisch) für fächerübergreifende Forschung, wissenschaftliche Arbeit, Studium, Examen und allgemeine Information.

Die Abweichung dieser Planung von dem Konzept des Neubaus der STUB Frankfurt ist unschwer zu erkennen. Die 'Studentenbücherei' mit Lehrbuchsammlung und Bildungsbücherei in zwei getrennten Blöcken (50'000 und 15'000 Bände) als 'care collection' (Kehr 1966) liegt nicht separat, sondern bildet gemeinsam mit dem anschliessenden Freihandmagazin den Kernbereich für die (Massen-)Ausleihe mit Selbstbedienung. Schon damals schätzte man, dass "der grösste Teil der Ausleihe (ca. 75 Prozent) dann über die Studentenbücherei und dieses Freihandmagazin erfolgen wird" (Neubau-Bedarfsplan 1969:200).

Der Gedanke, die meistbenutzte Literatur "als Ausleihbibliothek in die nächste Nähe der Gebrauchsstellen zu bringen" (Leyh 1913: 134) war nicht neu. Neu war nur der Umfang der Bestände und die 'Selbstbedienung des Benutzers'. Mit der Aufstellung nach den 1968 neu eingeführten Buchsignaturen sollte im Freihandmagazin erreicht werden, dass der Bestand stets begrenzt und benutzungsintensiv gehalten wird und veraltete, d. h. weniger gefragte Bestände (je nach Alterungsschnelligkeit in den vier Gruppen) in chronologischer Schichtung in die geschlossenen Tiefmagazine 'abgesenkt' werden konnten, ohne dass dadurch die gefürchteten Folgearbeiten, deren Kosten Ellsworth (1969) berechnet hatte (Titelaussonderung, Umsignieren, Katalogkorrekturen, Neubeschriftung), notwendig würden. Allgemeine Hinweisschilder mussten genügen.

Nicht 'browsing' war das Ziel, sondern ein schneller Zugriff des Lesers auf die meistgefragte Literatur und eine Bewältigung der immer drängender werdenden Probleme in der Ausleihe und bei der Ausgliederung von Teilbeständen. Nicht Stellraum und ein erhöhter Verwaltungsaufwand wie bei der feinsystematischen Buchaufstellung waren das Risiko, sondern die Ungewissheit, ob und wie der Benutzer auf ein grosses Freihandmagazin dieser Art reagieren würde. Erfahrungen in der freien Magazinbenutzung für einen privilegierten Benutzerkreis vor 1968 gaben Anlass zu Zweifeln.

Im Fall des Scheiterns (Verluste, Verstellungen, Vandalismus) konnte man aber bei diesem Konzept das Freihandmagazin ohne Nachteile für die Bibliotheksverwaltung wieder schliessen. Es blieben dann immer noch solche Vorteile wie einfache Signaturen, übersichtliche Aufstellung, leichte Bestandsrevision, keine Veränderung an Büchern und Katalogen, eine günstige Lage zur Leihstelle (mit Fördereinrichtung) und die erleichterte Sofortausleihe.

Aber auch das Lesebereichskonzept wich von dem in Frankfurt ab. Im Unterschied zu Lesesälen mit traditionellen Handbibliotheken und Arbeitsplätzen an Tischreihen sollten in Freiburg durch umfangreiche Präsenzbestände (über 150'000 Bände) unmittelbar bei rund 800 (Einzel-) Arbeitsplätzen in einer Art 'Leselandschaft' optimale Arbeits- und Informationsmöglichkeiten für Wissenschaftler und Studenten mit einer Arbeitsplatznutzung von nahe 100 Prozent in betriebsstarken Zeiten erreicht werden. Ausserdem wurden die geschlossenen Tiefmagazine und die Lärmzonen der 'Selbstbedienungsausleihe' ganz bewusst von den ruhigen Arbeitsflächen der grossen Lesebereiche getrennt. Nur das Informationszentrum mit 35'000 allgemeinen Nachschlagewerken und Bibliographien (heute erweitert durch Arbeitsplätze für CD-ROM und für Recherchen in universitären und externen Datenbanken) sollte, in räumlicher Nachbarschaft zum Sachkatalog, unweit der 'Selbstbedienungsbereiche' im Eingangs-Hauptgeschoss lokalisiert werden (Neubau-Bedarfsplan 1969:108).

Eine weitere Unterteilung der vier Grossgruppen für das geplante Freihandmagazin wurde bereits im Februar 1970 als unzweckmässig bezeichnet (Kehr an Tiwisina 27.2.70). Gleichwohl führte die 'interne Freihanddiskussion' in Deutschland auch in der UB Freiburg im Frühjahr 1970 zu einer erneuten Überprüfung der Pläne von 1968. Der Vorschlag eines offenen Freihandmagazins mit einer Bestandsgliederung in 150 und mehr Gruppen (wie in Bochum und Würzburg geplant) wurde verworfen, nachdem alle Auswirkungen auf die Benutzung und den Geschäftsgang geprüft worden waren. Gegenüber der feinsystematischen Ordnung erschienen bei dieser Form die Vorteile für den Benutzer als zu gering, die Nachteile für die Verwaltung als

zu gross. Aber auch die Alternative einer Aufstellung in 25–30 Gruppen (z.B. Gesch 70/1) analog den Fächern in den Lesebereichen wurde nicht akzeptiert. Es blieb am Ende bei den alten Plänen. Dabei verzichtete man zwar aufs 'browsing', vermied aber auch einen höheren Arbeitsaufwand im Geschäftsgang sowie Folgearbeiten bei der Bestandsaktualisierung und bei der Ausgliederung von Teilbeständen. Der Benutzer musste zwar die Signatur am Zettelkatalog (oder am Bildschirm) ermitteln, hatte aber (wie der Magaziner beim Rückstellen der Bücher) kurze Verkehrswege und konnte den Standort der Bücher schnell und leicht finden. Man war in Freiburg zuversichtlich, dass die Benutzer diese Form des offenen Flächenmagazins mit Selbstbedienung akzeptieren und stark nutzen würden.

Bei den Bibliothekaren aber stiess diese Planung während der 'internen Freihanddiskussion' und danach überwiegend auf Skepsis oder gar Ablehnung. Man war der Ansicht, dass ein solches Freihandmagazin ohne systematische Buchaufstellung oder ohne eine in mehreren hundert Gruppen den Benutzer zum Magazingehilfen herabwürdigenden und ein Chaos verursachenden würde. Eine Übertragung der überall längst selbstverständlichen Selbstbedienungspraxis auf eine wissenschaftliche Bibliothek galt als 'sittenwidrige Zumutung'.

Die Meinungen, welche Art der Buchaufstellung jetzt und in Zukunft bedarfsgerecht, benutzerfreundlich und zweckmässig sei, gingen in der 'internen Freihanddiskussion' weit auseinander. Gebhardt (Tübingen) und Cordes (Saarbrücken) lehnten sowohl die systematische als auch die Gruppeneinstellung – ganz oder von Teilbeständen – als unzweckmässig ab. Sie empfahlen Tiwisina (Würzburg), im Neubau die Aufstellung nach numerus currens in geschlossenen Magazinen beizubehalten. Die systematische Aufstellung grosser Bestände in offenen Buchbereichen wurde als "Glorifizierung des Chaos" bezeichnet (an Tiwisina 11.2.70 und 23.3.70). Haenisch (Marburg) hingegen sah in dem Zwang zur Rückarbeitung veralteter Teilbestände aus Freihand in geschlossene Magazine eine zu grosse Arbeitsbelastung im laufenden Betrieb und neigte daher zur Öffnung der gesamten Magazine im bestehenden Zustand (Tiwisina an Kaegbein 30.1.70). In die Praxis umgesetzt hat er dies allerdings zu keiner Zeit.

Auf der anderen Seite bagatellisierten die entschiedenen Verfechter einer feinsystematisch gegliederten grossen Freihandbibliothek nach amerikanischem Vorbild in Bremen (Kluth) und in Konstanz (Stoltzenburg) den Aufwand beim laufenden 'Durchforsten' der Freihandbestände zwecks Aktualisierung sowie den bei der Umarbeitung von älteren Beständen, die nach numerus currens aufgestellt waren, in Freihand. Der UB Würzburg wurde die Anwendung der Regensburger oder der Konstanzer Klassifikation empfohlen (Kluth an Tiwisina 5.3.70 und 11.5.70). Stoltzenburg anerkannte anfangs noch die spezielle Situation in der alten Würzburger Universitätsbibliothek und schlug vor, im Neubau "150'000 Bände kanonischer Art" systematisiert in den Lesebereichen und 150'000 Bände Zeitschriften präsent für Kopierzwecke in einem offenen Buchbereich sowie eine Lehrbuchsammlung anzubieten. Den Gedanken, 300'000 Bände in 150 Gruppen Freihand aufzustellen, wies er dann aber als "frustrierend für den Benutzer" zurück (an Tiwisina 4.3.70 und 17.3.70). Einige Reformer scheuten sich nicht, die Probleme des Aussonderns nach etwa 25 Jahren, wie sie schrieben, "den Erben zu überlassen".

Auch die 'Gemässigten' in den alten Universitätsbibliotheken fanden in ihren Beratungen und in ihrer Korrespondenz zu keiner einheitlichen Lösung.

Während Krieg (Köln) für den Würzburger Neubau jede andere Aufstellungsart als "ausgewählte neuere Monographien systematisch geordnet und frei zugänglich unmittlbar bei den Fachlesesälen" (d.h. den Vorschlag von Tiemann 1956) als "Kappes" abwertete und gegen die "magische Grössenordnung" von 300'000 Bänden polemisierte (an Tiwisina März 70), war für Liebers (Münster) nicht einmal Ende Oktober 1970 klar, ob und wie er im Neubau weitere Freihandbereiche (ausser denen in LS und LB) einrichten sollte. Ganz offensichtlich fehlte vielerorts der Mut zu solchen Reformen. Pflug (Bochum) hingegen sah in der Freihandaufstellung nur Vorteile für Benutzer und Bibliothek, da "die Sofortausleihe von einer bestimmten Grössenordnung an im traditionellen System nicht mehr zu realisieren ist". Er schwankte allerdings zwischen einer Gliederung in 50 und einer in bis zu 650 Gruppen (an Tiwisina 6.3.70 und 17.3.70).

Der weitestgehende Konsens wurde in einer Beratung in Münster (12.3.70) erreicht, an der Kaegbein, Kehr, Braun (Hamburg), Liebers und Tiwisina teilnahmen. Alle stimmten darin überein, dass es zweckmässig sei, neben den Freihandbibliotheken in Lesesaal, Lehrbuchsammlung und Bildungsbücherei einen weiteren Teilbestand von ca. 300'000 Bänden Monographien mit Ausnahme spezieller Kategorien wie Rara, Ephemerer und nicht bindefähiges Schrifttum überschaubar frei zugänglich aufzustellen. Unklar blieb allerdings, ob einzelne veraltete Titel laufend ausgesondert werden sollten oder ein 'Durchforsten' nach 25–30 Jahren praktischer sei. Ferner wurde keine Klarheit darüber erzielt, wie fein dieser Freihandbestand systematisiert oder in Gruppen gegliedert werden sollte. Die Freiburger Planung – vier Gruppen und die Kennzeichnung des Erwerbungsjahres bereits in der Buchsignatur – wurde als abwegig verworfen. Auf eine tief gestaffelte sachliche Ordnung glaubte keiner der anderen Gesprächsteilnehmer verzichten zu können, auch wenn niemand wusste, wie das Problem der Folgearbeiten bei Standortveränderungen gelöst werden könnte (Beratungsprotokoll v. 12.3.70). Auch Tiwisina zeigte sich von den praktischen Erfolgchancen der Freiburger Lösung nicht überzeugt (an Kehr 17.3.70). Im Mai 1970 entschied sich das Kollegium der UB Würzburg einstimmig für die systematische Aufstellung. Gruppen mit bis zu 300 Bänden wurden dabei als noch zumutbar betrachtet (Tiwisina an Kehr 8.5.70).

Eine Ausnahme bei der Beurteilung der Freiburger Planung machte nur Köttelwesch. Im Laufe des Jahres 1969 hatte er in ausführlichen persönlichen Gesprächen den Freiburger Bedarfsplan und speziell die Planung der Freihandbereiche im Detail kennengelernt. Zum Zeitpunkt der 'internen Freihanddiskussion' 1970 hatte sich an der Konzeption des Frankfurter Neubaus, wie Köttelwesch sie 1965 dargestellt hatte, noch nichts geändert. In den Handmagazinen standen nur Zeitschriften, Akademieschriften, Festschriften und einige grössere Quellensammlungen, aber keine Monographien; ausserdem waren die Handbibliotheken der Sonderabteilungen (Musik und Theater, Orient, Osteuropa, Francofurtensien, Handschriften) gut ausgebaut. Köttelwesch erkannte in der für den Freiburger Neubau geplanten räumlichen Vereinigung von Lehrbuchsammlung und Bildungsbücherei mit einem offenen Monographienmagazin (und gemeinsamer EDV-Verbuchungsstelle) Vorteile für den Benutzer und eine Chance, die Massenprobleme in der Ausleihe besser zu bewältigen. Als Praktiker und Pragmatiker reinsten Wassers war er zum zweiten Mal bereit, vom "ursprünglichen Baukonzept abzurücken" (Tiwisina an Pflug 25.2.1970). Bereits Ende 1969 nach meinem letzten Gespräch über das Neubaukonzept mit ihm hat er

sich dazu entschlossen, die Lehrbuchsammlung aus der Eingangshalle ins Untergeschoss zu verlegen und organisatorisch mit einem angrenzenden Flächenmagazin zu kombinieren. Mit den Vorbereitungen wurde 1970, nach Abschluss der 'internen Freihanddiskussion' begonnen. Im Unterschied zu Freiburg verzichtete man in Frankfurt aber auf eine Gliederung in Grossgruppen und die Kennzeichnung des Erwerbungsjahres in der Signatur, ebenso auf eine weitergehende Auswahl bei den Neuzugängen. Diese sollten weitestgehend im offenen Magazin stehen, mit Ausnahme solcher, die aus formalen Gründen dafür nicht geeignet waren (Kleinformat, Kapselschriften, Bücher größer als 30 cm, Rara). Mit Beginn des Jahres 1971 erhielten in Frankfurt alle neu eingegangenen Monographien (auch die durch Tausch und Geschenk) eine siebenstellige laufende Nummer als Buchsignatur, die durch Hinzufügen einer Prüfziffer gleichzeitig als Buchungsnummer für die EDV-Verbuchung verwendet werden konnte (z.B. 10.212.34). "Alle aus dem offenen Magazin zu entleihenden Bücher mussten in den Katalogen deutlich (mit gelben Zetteln) für den Benutzer gekennzeichnet sein" (Erfahrungsbericht als Anlage zum Jahresbericht 1972 der STUB Frankfurt a. M. S. 22f.). Ab Mai 1972 war dieser neue Ausleihbereich mit Lehrbuchsammlung und den Monographien (ab 1971) benutzbar.

Diese in einigen Punkten von der Freiburger Lösung abweichende Organisationsform erwies sich sehr schnell als ein Erfolg. 1983 enthielt das offene Magazin bereits 250'000 Bände. Von 800'000 Bestellungen am Ort entfielen 50 Prozent auf Lehrbuchsammlung und Freihandmagazin, 36 Prozent auf die geschlossenen Magazine und 14 Prozent auf Handbibliotheken (Sonderabteilungen) und Handmagazine. In der Jubiläumsschrift konnt Lehmann (1985: 267) ausserdem berichten, dass "die neue Gliederung des Buchbestandes (Lehrbuchsammlung und offenes Magazin; geschlossene Magazine für ältere und besonders wertvolle Literatur; Präsenzbestände der Handbibliotheken und Handmagazine; externes Speichermagazin ab 1978) den Zugriff wesentlich erleichtert und beschleunigt, den Verwaltungsaufwand reduziert und für den Benutzer ein differenziertes Angebot ermöglicht (hat)."

Dieser erfolgreiche Test in Frankfurt stärkte in Freiburg die Zuversicht, dass man sich mit dem für den Neubau geplanten 'SB-Bereich' (Selbstbedienungsausleihe) auf dem richtigen Weg befand (Kehr 1995).

## Literatur

- Amedick, J. (1991): Spielwiese: von der AL zur FZ. (Akad. Lesehalle, Studentebücherei mit Lehrbuchsammlung, Freizeitbücherei). In: Tradition – Organisation – Innovation. 25 Jahre Bibliotheksarbeit in Freiburg. Hrsg. v. Albert Raffelt, Freiburg i.Br.: Univ.bibl. Bd. 1, S. 283–306.
- Arnold, E. (1994): Die Benutzungsabteilung der UB Freiburg 1991–1994. In: Die Universitätsbibliothek Freiburg: Perspektiven in den neunziger Jahren. Hrsg. v. B. Schubel. Freiburg i.Br.: Univ.bibl. S. 5–21.

- Bauhuis, W. (1961): Für und wider Freihandsysteme. In: ZfBB 8, S. 116–126.
- Ellsworth, R.E. (1969): *The Economics of Book Storage in College and University Libraries*. Metuchen, N.J.: Scarecrow Press.
- Frühwald, W. (1987): Der Bücherberg und das System wissenschaftlicher Bibliotheken in der Bundesrepublik Deutschland oder Von der Zumutung des Umdenkens. In: 77. Deutscher Bibliothekartag in Augsburg 1987. ZfBB. Sonderheft 46, S. 95–109.
- Gesamtplan für das wissenschaftliche Bibliothekswesen (1973–75): Arbeitsgruppe Bibliotheksplan Baden-Württemberg. Bd 1.2. München: Saur.
- Hauser, Hans-Jörg (1983): Ausweichmagazin oder Speicherbibliothek. Zur Auslagerung von Literaturbeständen aus wissenschaftlichen Bibliotheken. In: ZfBB 30, S. 371–389.
- Juntke, F. (1931): Magazinierung toter Literatur. In: ZfB 48, S. 394–421.
- Kehr, W. (1962): *Modell einer Studentenbücherei*. Köln.
- Kehr, W. (1966): Studentenbüchereien und Hochschulbibliothek. Zur Frage der 'core collections' in deutschen Bibliotheken. In: Aktuelle Probleme der Bibliotheksverwaltung. Wiesbaden: Harrassowitz, S. 62–81.
- Kehr, W. (1971): Die Universitätsbibliothek Freiburg. Reform und Neubau. In: Freiburger Universitätsblätter. H. 31., S. 27–33.
- Kehr, W. (1972): Bildungspolitik für Studenten. Die Lehrbuchsammlung in der Universitätsbibliothek. In: Freiburger Universitätsblätter. 38, S. 21–28.
- Kehr, W. (1973): Universitätsbibliothek Freiburg i. Br. Planung und Strukturwandel 1968–1971. In: Vom Strukturwandel deutscher Hochschulbibliotheken. Frankfurt a. M. ZfBB. Sonderheft 14, S. 140–168.
- Kehr, W. (1987): Vom Wachstum wissenschaftlicher Bibliotheken. In: 77. Deutscher Bibliothekartag in Augsburg 1987. ZfBB. Sonderheft 46, S. 110–120.
- Kehr, W. (1994): Grenzen des Bestandswachstums in wissenschaftlichen Bibliotheken. In: Bücher für die Wissenschaft. München: Saur, S. 357–365.
- Kehr, W. (1995): Differenzierte Buchaufstellung für wissenschaftliche Arbeit, Massenbenutzung und Bestandsausgliederung. Planung und Praxis in Freiburg i. Br. (1967–1994). In: Eucor-Bibliotheksinformationen H. 7. Freiburg i. Br.: Im Druck.
- Kluth, R. (1960): Die Freihandbibliothek. In: ZfBB 7, S. 97–110.
- Köttelwesch, C. (1965): Zum Neubau der Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt a. M. In: Buch und Welt. Wiesbaden: Harrassowitz, S. 125–136.
- Köttelwesch, C. (1967): Die Lehrbuchsammlungen in deutschen Bibliotheken. In: ZfBB 14, S. 73–82.
- Kowark, Hannsjörg (1991): Die Universitätsbibliothek auf dem Weg zur Massenbenutzung. Der Ausleihbereich in den Jahren 1978–1990. In: Tradition – Organisation – Innovation. Hrsg. v. Albert Raffelt. 25 Jahre Bibliotheksarbeit in Freiburg. Freiburg i. Br.: Univ.bibl. Bd. 1, S. 266–282.
- Kowark, Hannsjörg (1994): Die Erwerbung in der UB Freiburg 1968–1993. In: Die Universitätsbibliothek Freiburg: Perspektiven in den neunziger Jahren. Hrsg. v. B. Schubel. Freiburg i. Br.: Univ.bibl. S. 43–80.
- Kunze, H. (1958): *Bibliotheksverwaltungslehre*. 2. verb. Aufl. Leipzig: Harrassowitz.
- Lehmann, Kl.-D. (1985): Die Stadt- und Universitätsbibliothek 1950–1984. In: *Bibliotheca Publica Francofurtensis*. Frankfurt a. M. Bd 2. S. 266f.

- Leyh, G. (1912 und 1913): Das Dogma von der systematischen Aufstellung.  
In: ZfB 29, S. 241–259; 30, S. 97–136.
- Liebers, G. (1978): Die zentrale Forschungsbibliothek der Hochschule – auch ein Modell. In: Die Hochschulbibliothek. ZfBB. Sonderheft 27, S. 138–153.
- Lohse, H. (1974): Buchaufstellung in deutschen wissenschaftlichen Bibliotheken.  
Bonn: Bouvier.
- Lorenz, B. (1993): Systematische Aufstellung in deutschen wissenschaftlichen Bibliotheken. 3. Aufl. Wiesbaden: Harrassowitz. (Beiträge zum Buch- und Bibliothekswesen 21).
- Moser, K. (1991): Leihstelle und Magazin 1967–1978. In: Tradition – Organisation – Innovation. 25 Jahre Bibliotheksarbeit in Freiburg. Hrsg. v. Albert Raffelt. Freiburg i. Br.: Univ.bibl. Bd 1, S. 251–265.
- Raible, W. (1992): Erwartungen eines Hochschullehrers an seine Universitätsbibliothek. In: Das wissenschaftliche Bibliothekswesen zu Beginn der 90er Jahre. Symposium in der Universitätsbibliothek Freiburg i. Br. 1991. Freiburg: Univ.bibl.
- Ratcliffe, F. (1968): Problems of Open Access in Large Academic Libraries.  
In: Libri 18, S. 95–111.
- Rothe, H. W. (1961): Über die Gründung einer Universität zu Bremen. Denkschrift.  
Bremen: Schünemann.
- Schmidt, W. (1966): Offene Buchbestände in Universitätsbibliotheken. In: Aktuelle Probleme der Bibliotheksverwaltung. Wiesbaden: Harrassowitz, S. 125–142.
- Schubel, B. (1994): Der Neubau der Universitätsbibliothek Freiburg i. Br. Ein Erfahrungsbericht nach 15 Jahren. In: Bibliotheksneubauten in der Praxis. Erfahrungen und Bewertungen (1994). Wiesbaden: Harrassowitz.
- Stoltzenburg, J. (1967): Bibliothekssystem und systematische Aufstellung.  
In: ZfBB 14, S. 298–315.
- Stoltzenburg, J. u. Wiegand G. (1975): Die Bibliothek der Universität Konstanz 1965–1974. München: Saur.
- Stoltzenburg, J. (1977): Thesen und Antithesen zur Freihandaufstellung in grossen wissenschaftlichen Bibliotheken. In: Die wissenschaftliche Bibliothek 1977. ZfBB. Sonderheft 26, S. 191–201.
- Tiemann, Hermann (1956): Neue Lesesaalaufgaben in den wissenschaftlichen Universitätsbibliotheken. In: ZfBB 3, S. 171–186.
- Tradition – Organisation – Innovation, 25 Jahre Bibliotheksarbeit in Freiburg.  
Hrsg. v. A. Raffelt (1991). Bd 1.2. Freiburg i. Br.: Univ.bibl.
- Universitätsbibliothek Freiburg i. Br. Jahresbericht. 1968ff. Freiburg i. Br.: Univ.bibl.
- Universitätsbibliothek Freiburg i. Br. (1969): Neubau. Personal-, Raum-, Bedarfs- und Funktionsplan. Freiburg i. Br.: Univ.bibl.
- Universitätsbibliothek Freiburg i. Br. (1994): Perspektiven in den neunziger Jahren.  
Hrsg. v. B. Schubel. Freiburg i. Br.: Univ.bibl.
- Wissenschaftsrat (1986): Empfehlungen für den Magazinbedarf wissenschaftlicher Bibliotheken. Köln.

Macht hoch die Tür ...  
Freier Zugang zu Beständen in der  
Zentralbibliothek Zürich  
Ein Erfahrungsbericht

Ludwig Kohler

Die Zentralbibliothek Zürich bietet zur Zeit freien Zugang zu rund 800'000 Bänden, d.h. zu etwa 30 Prozent des gesamten Buchbestandes. Voraussichtlich wird bis zur vollen Ausnützung der Kapazität der frei zugänglichen Magazine der Bestand in zehn Jahren ca. 1,2 Millionen Bände umfassen. Ich werde im folgenden sowohl den Begriff 'Freihand' als auch frei zugänglicher Bestand gleichwertig brauchen, obwohl die Regelung des freien Zugangs in der Zentralbibliothek Zürich nicht dem klassischen Freihandbegriff entspricht. Abgesehen davon verwenden wir den Begriff dem Publikum gegenüber nicht, weil er erfahrungsgemäss nicht verstanden wird.

Wie alle grossen schweizerischen wissenschaftlichen Bibliotheken hat die Zentralbibliothek als klassische Magazinbibliothek keine Freihandtradition. Natürlich waren die Präsenzbestände in Lese- und Katalogräumen immer systematisch geordnet und frei zugänglich.

Wie es sich aber für alte wissenschaftliche Bibliotheken gehört, hatte auch die Zentralbibliothek einen Kreis privilegierter Benutzer, denen freier Zugang zu Magazinbeständen gewährt wurde: In Zürich waren dies die Mitglieder der 'Freunde der Zentralbibliothek' (GFZB), mit deren Jahresbeiträgen teure Anschaffungen getätigt werden konnten. Sie hatten mehr oder weniger freien Zugang zu den Magazinen. Ausleihscheine brauchten sie nicht auszufüllen, sie waren nur gehalten, die aus den Magazinen entnommenen Bücher in ein im Lesesaal bereitliegendes Ausleihbuch einzutragen. Das scheint beim eher gemächlichen Betrieb ohne Schwierigkeiten funktioniert zu haben. Probleme entstanden erst, als die Mitgliederzahl stetig anstieg, da immer mehr Benutzer die Vorteile der direkten Magazinbenutzung gegen einen relativ bescheidenen Jahresbeitrag erkannten.

Die Ausleihkontrolle wurde bei steigender Mitgliederzahl und zunehmender Ausleihe immer illusorischer. Die Frage war nur, mit welcher Begründung man alte Privilegien abbauen könnte. Massive Diebstähle anfangs der 70er Jahre, die nachweislich nicht von GFZB-Mitgliedern stammten, lieferte uns den Anstoss und eine allgemein verständliche Begründung, 1975 sämtliche Magazine mit alten und wertvollen Beständen zu vergittern und den Zugang zu verbieten. Gestattet wurde den Mitgliedern der GFZB weiterhin der Zugang zu neueren Beständen, allerdings nur gegen Abgabe eines speziellen Benutzerausweises und nach rigoroser Zutrittskontrolle. Bei Anzahl der Ausleihen und Ausleihfristen wurden keine Privilegien mehr gewährt.

Es lag aber in der Natur der Sache, dass man nach und nach nicht nur den Mitgliedern der GFZB, sondern auch anderen Benutzern für 'Sonderfälle' Zutritt zu den Magazinen gestattete: Das System wurde mehr und mehr durchlöchert, bedingt vor allem durch steigende Wartezeiten auf bestellte Bücher, da die Ausleihzahlen explosiv anstiegen. Nicht nur die Wartezeiten wurden immer länger, auch die Ausleihkontrolle geriet völlig aus den Fugen, sodass ein geregelter Ausleihbetrieb nicht mehr gewährleistet werden konnte: Die Zentralbibliothek wurde in den Augen der

Benutzer und im Gefühl der Mitarbeiter zu einem chaotischen Betrieb. Zum Glück trat nicht ein, was eigentlich zu befürchten war, nämlich ein massiver Rückgang der Benutzung. Das Gegenteil war der Fall: Die Ausleihzahlen stiegen ununterbrochen, was uns zeigte, dass unsere Anschaffungspolitik den Wünschen des Publikums entsprach. Zwei Probleme waren nun zu lösen: Reduzierung der Wartezeit auf ein erträgliches Mass und Reorganisation der chaotischen Ausleihkontrolle.

Für die Lösung des Ausleihproblems war es unter diesen Umständen kein Problem, die notwendigen Kredite für die Automatisierung der Ausleihkontrolle zu erhalten. Im Jahre 1981 nahm die Arbeitsgruppe 'Automatisierung der Ausleihe' ihre Arbeit auf. 1982 wurde der Kredit bewilligt, im Frühjahr 1984 konnte mit der EDV-Ausleihe begonnen werden.

Das Problem der Wartezeiten war nicht mit Hilfe der EDV zu lösen. Der erste spontane Lösungsversuch war die Forderung nach neuen Planstellen für das Magazin. Notwendig war aber schnelles, unkonventionelles und effektives Handeln ohne zusätzlichen Verwaltungsaufwand: Freier Zugang zu den Magazinen wurde von einer absurden zur konkret realisierbaren Idee.

Von der Idee zur Ausführung: Bibliotheksleitung und Bibliothekskommission liessen sich trotz mannigfach vorgetragener Befürchtungen überzeugen und stimmten der Öffnung der Magazine zu.

Wir sprangen nun über unseren bibliothekarischen Schatten und missachteten das Dogma der systematischen Aufstellung ebenso wie Vorgaben über Achsabstände und andere in der Lehre als unabdingbar vorgesehene Massnahmen.

Der grösste Vorteil bei der Öffnung der Magazine war die Bestandesstruktur der Zentralbibliothek, die in diesem Rahmen kurz erklärt werden muss, damit diese Aussage verständlich wird.

1916 waren nach langjähriger Vorbereitungs- und Bauzeit fünf bestehende zürcherische Bibliotheken, deren grösste Bestände aus der 1619 gegründeten Stadtbibliothek und aus der 1835 gegründeten Kantonsbibliothek bestanden, zur Zentralbibliothek vereinigt worden. Zum Glück für unser Vorhaben wurde die von verschiedenen Seiten geforderte systematische Vereinigung aller Bestände nicht durchgeführt: Die fünf bestehenden Bibliotheken konnten so als abgeschlossene Bibliotheken ohne Neueingang kompakt aufgestellt werden. Für die Bestände der neu geschaffenen Zentralbibliothek wurde eine neue Aufstellungsordnung mit neuen Signaturen entworfen: Die Signaturen bestehen aus drei Elementen, nämlich aus zwei Grossbuchstaben und einer laufenden Nummer. Der erste Grossbuchstabe trennt die Bestände nach Erscheinungsart in Einzelwerke (A-C), Broschüren (D), Reihen (T) und Zeitschriften (U,X,Y). Der zweite Grossbuchstabe bezeichnet das Fachgebiet (A, allgemein -V, Varia). Das dritte Element, die laufende Nummer dient bei Einzelwerken zugleich als Formatbezeichnung.

Die Formatbezeichnung sieht folgendermassen aus: Bücher bis 33 cm Höhe erhalten die Nummern 100-199, 1'000-1'999, 10'000-19'999, bis 27 cm Höhe die Nummern 200-299, 2'000-2'999, 20'000-29'999, bis 24,5 cm die Nummern 300-599, 3'000-5'999, 30'000-59'999, bis 21,5 cm die Nummern 600-999, 6'000-9'999, 60'000-99'999. Damit die neuesten Monographienbestände möglichst nahe der Bücherabgabe plaziert werden konnten, führte man chronologische Schichten nach Erscheinungsjahr ein: A = Werke bis 1880, B = Werke 1881-1915, C = Werke 1916-1950, F = Werke 1951-1982, G = Werke ab 1983.

Dies soll kurz an einem Beispiel verdeutlicht werden: Bei einem Buch mit der Signatur FN 250 ist für den Kenner ersichtlich, dass es sich: 1. um eine Monographie aus der Zeit zwischen 1951 und 1982, 2. um die Fachgruppe Geschichte (N) und 3. um ein Buch mit dem Format in der Höhe zwischen 24,5 und 27 cm handelt.

Bei diesen Vorgaben, einfacher Signaturen und grober sachlicher Gliederung der Bestände in 21 Fachgruppen, konnten wir es verantworten, die Benutzer zur Selbstbedienung an die Regale zu lassen. Da die Ausleihstatistik zeigte, dass ca. 60 Prozent der Ausleihen aus neuesten Monographienbeständen stammten, entschlossen wir uns, den Zugang zu den Beständen F, G, und T mit einem Umfang von ca. 450'000 Bänden freizugeben.

Vor der endgültigen Zulassung der Benutzer waren folgende Massnahmen zu treffen: Da wir gleichzeitig mit der Öffnung der Magazine auch die automatisierte Ausleihe einführen, mussten alle Freihandbände mit maschinenlesbaren Etiketten versehen werden, um bei den Verbuchungsterminals lange Wartezeiten zu vermeiden. Ebenfalls mussten die springenden Formatsignaturen in die natürliche Zahlenfolge umgestellt werden, um beim Publikum Verwirrung zu vermeiden. Dies hat sich in der Folge nicht als Nachteil erwiesen, vorausgesetzt, die Planung für die Neuzugänge werde seriös durchgeführt.

Im September 1985 konnten wir nach Beendigung dieser Arbeiten sämtliche F-, G- und T-Bestände freigeben. – Wir mussten nun den Beweis antreten, dass die Öffnung den Wünschen des Publikums entsprach und der Bibliothek keine gravierenden Nachteile brachte. Den Beweis konnten wir antreten:

- Vom Publikum kam einhellige Zustimmung.
- Die Ausleihe funktionierte wieder einwandfrei.
- Der Umgangston zwischen Publikum und Personal wurde wieder so, wie es einem Dienstleistungsbetrieb entspricht.
- Gewandte Besucher merkten schnell, wo in dieser Gruppeneinstellung die neueste Literatur zu finden war.
- Die Verlustquote nach der jährlichen Revision bewegte sich auf dem gewohnt tiefen Niveau von ca. 0,5 Prozent des Bestandes.
- Die vorausgesagte Unordnung im Magazin trat nicht ein.

Die eigentliche Nagelprobe mussten wir während der Umbauzeit der Zentralbibliothek von 1990 bis 1994 bestehen.

Wir standen vor folgender Situation: Alle Magazine mussten abgebrochen und die Bestände ausgelagert werden. Für die Umbauzeit blieb uns der als Büchermagazin ausgebaute Predigerchor mit einem Fassungsvermögen von ca. 300'000 Bänden. Es stellte sich nun die Frage, ob wir einen Teil des Freihandbestandes dem Publikum im Chor zur Verfügung stellen und den Rest im Aussenlager magazinieren sollten, mit dem Nachteil, dass nun bisher frei zugängliche Bestände wieder hätten bestellt werden müssen.

Die Meinung, auch während der Umbauzeit den ganzen Freihandbestand frei zugänglich anzubieten, setzte sich durch. Wir wollten damit vor allem sicherstellen, dass die einmal eingeführte und erprobte Ordnung lückenlos in den Neubau überführt werden konnte.

Etwa 15 Gehminuten vom Zähringerplatz entfernt konnten wir den ganzen Freihandbestand im freigewordenen Zeughaus 2 der Zürcher Kaserne unterbringen. Den Unmut vieler Benutzer über die Regelung, dass Freihandbestände auch während der Umbauzeit nicht bestellt werden konnten, sondern in Provisorien direkt am Gestell geholt werden mussten, nahmen wir bewusst in Kauf. Uns schien die Zumutbarkeit gegeben. Die Ausleihzahlen sanken zwar am Anfang massiv, stiegen aber bis zum Ende des Provisoriums wieder stetig an. Die Erkenntnis aus den Beobachtungen während des Provisoriums bestätigte nur eine Binsenwahrheit: Je einfacher der Zugang zu Information und Beständen, desto mehr wird das Angebot der Bibliothek benutzt. Der sprunghafte Anstieg der Ausleihe im Neubau war eine weitere Bestätigung dieser Weisheit. Was ich aus langjähriger Erfahrung erwartet hatte, aber niemals in diesem Ausmass, zeigte sich ebenfalls: Auch 'Wissenschaft' wird mit minimalem Aufwand betrieben, wo die Mühe zu gross wird.

Lichtblicke brachten viele Benutzer, vor allem jüngere und neue, die sich selbstverständlich mit der Situation arrangierten.

Beim Planen des provisorischen Aussenlagers hiess die Devise: Freier Zugang unter allen Umständen zu allen dafür vorgesehenen Beständen, keine Konzessionen in bezug auf Sicherheit von Personen und Beständen.

Der vorhandene Platz wurde bis in die letzten Ecken ausgenutzt. Die höchste Gangbreite zwischen den Gestellen, die unter diesen Umständen möglich war, betrug 80 cm, teilweise mussten wir bis an die Schmerzgrenze von 60 cm gehen. Bedenken, ob dies bei freiem Zugang für Benutzer bei gleichzeitiger Arbeit der Magaziner überhaupt praktikabel war, konnten wir uns gar nicht leisten. Es musste einfach funktionieren, und es funktionierte.

Die Vermutung, dass sich kaum je viele suchende Benutzer und arbeitende Magaziner ausgerechnet in einem Gang treffen und sich gegenseitig behindern würden, bestätigte sich.

Die meisten Besucher waren im Gegenteil überrascht, dass die Bände wie eh und je in der richtigen Reihenfolge am neuen Ort auf den Tablaren standen.

Eine grosse Unbekannte war die von vielen befürchtete Zunahme von Diebstählen, konnten wir doch im Zeughaus aus finanziellen Gründen keine bewachte Garderobe einrichten. Wir mussten deshalb die Benutzer mit Mänteln, Taschen und Regenschirmen in die unübersichtlichen Magazine lassen. Das Desaster trat nicht ein, denn die Totalrevision der rund 700'000 Bände im September 1993 ergab eine unveränderte Verlustquote von 0,5 Prozent. Das Experiment konnte als gelungen bezeichnet werden.

Es galt nun, Erfahrungen und Erkenntnisse für die Einrichtung und die Organisation im Neubau zu machen. Es stellte sich wieder die Frage nach der systematischen Aufstellung, die aber schnell beantwortet war. Wir sahen nach den positiven Erfahrungen keinen Anlass, das Konzept zu ändern. So wurde die bisherige Aufstellungsart auch für den Neubau beibehalten.

Einig waren wir uns hingegen darin, dass die frei zugänglichen Präsenzbestände im Publikumsbereich systematisch aufgestellt werden sollten. Dazu kann hier in Kürze folgendes gesagt werden: Der in der alten Bibliothek vorhandene Präsenzbestand umfasste ca. 60'000 Bände, getrennt nach Beständen im Lesesaal (LS), den Beständen im Lesesaalmagazin (Praes) und den Beständen im Katalogsaal (Bibliogr). Wir entschlossen uns, diese Gruppen zu vereinigen und in einer neuen systematischen Ord-

nung aufzustellen. Die Fachreferenten erhielten die Aufgabe, bestehende Präsenzbestände auf Aktualität und Brauchbarkeit durchzusehen und entweder in die neu geschaffene Systematik einzugliedern oder ins Magazin zu versetzen. Zugleich sollten sie Neuerwerbungen und bestehende Magazinbestände auf Tauglichkeit für die Aufstellung im neuen Präsenzbestand prüfen und ebenfalls mit der neuen Signatur aufstellen. In den kommenden Jahren soll die zur Zeit ca. 70'000 Bände umfassende Präsenzbibliothek auf die vorhandene Gestellkapazität von ca. 150'000 ausgebaut werden.

Frei zugänglich im Publikumsbereich aufgelegt sind ebenfalls die laufenden Jahrgänge von 7'500 Zeitschriften aus einem Bestand von 10'000 abonnierten Zeitschriften. Vorgesehen ist ferner, in zwei Dachmagazinen im Publikumsbereich die neuesten fünf gebundenen Jahrgänge der im Zeitschriftensaal aufgelegten Hefte frei zugänglich zu machen.

Nun aber zurück zum Hauptthema. Nachdem wir uns entschlossen hatten, auf die systematische Aufstellung zu verzichten, mussten wir uns Gedanken machen über die Unterbringung der Bestände, über Achsabstände, Höhe der Gestelle, Tiefe der Tablare und Zugangsmöglichkeiten zu den Magazinen. So absurd es auch tönen mag, das wichtigste Problem, wie wir den auf 750'000 Bände angestiegenen Freihandbestand und den Zuwachs für die kommenden Jahre unterbringen konnten, wurde lange Zeit vernachlässigt. Klar war nur, dass die Bestände weiterhin zugänglich sein mussten.

Zugang über Treppen und Lifte war nur für das oberste der unterirdischen Magazine mit einer Bruttofläche von 2'000 m<sup>2</sup> gewährleistet. Der Zugang zum darunterliegenden Magazin mit der gleichen Fläche ist für das Publikum nur über Lifte erschlossen. Das waren die Vorgaben, mit denen wir uns abfinden mussten. Die bisherige Erfahrung hat gezeigt, dass der Publikumsverkehr zu und aus den Magazinen reibungslos funktioniert.

Auch Achsabstände, Gestellhöhe, Tablartiefe und Anzahl Tablare pro Gestell konnten wir nicht nach Normen festlegen, wir passten uns den Umständen an: Es standen zwei Magazine von je 2'000 m<sup>2</sup> Bruttofläche zur Verfügung. Viel Stellfläche aber ging verloren durch Treppen, Lifte, Teleliftanlage und Installationen für Kühlung und Belüftung. Wir mussten einen Kompromiss suchen zwischen Benutzerkomfort im Magazin und möglichst hoher Zahl von Freihandbänden.

Das Ziel war, die rund 800'000 Bände und den Zuwachs für ca. zehn Jahre in den beiden Magazinen unterzubringen, d.h. wir mussten die Magazine mit freistehenden Gestellen und einer Kapazität für ca. 1,2 Millionen Bände einrichten. Gelungen ist uns dies mit folgenden Massnahmen: Doppelgestelltiefe 48 cm, d.h. Tablare von 23 cm Tiefe, 2 cm Zwischenraum zwischen den Tablaren, durchschnittlicher Achsabstand von 1,35 m mit durchschnittlicher Gangbreite von 87 cm.

Die Gestelle wurden je nach Formatgrösse der Bücher mit fünf bis acht Tablaren bestückt, wobei wir darauf achteten, dass die obersten Tablare nicht höher montiert wurden als auf 1,90 m. So konnten wir das gesteckte Ziel erreichen. Für einen eventuellen Ausbau auf eine Kapazität von ca. 1,5 Millionen Bände haben wir folgende Vorkehrungen getroffen:

Für den ganzen F-Bestand (1951–1982) liessen wir Gestelle auf Rollwagen montieren, die zur Zeit blockiert sind, bei Bedarf also jederzeit durch Lösen der Bremse und

Anbringen der Drehkurbel fahrbar gemacht werden können. Wenn in zirka zehn Jahren dieser Bestand immer noch hohe Ausleihfrequenzen aufweist, soll der Versuch gewagt werden, ihn kompakt als fahrbaren Bestand zur freien Benutzung freizugeben. Sollte dannzumal das Experiment scheitern, wird der Bestand ins Magazin verschoben und die freie Kapazität gänzlich für G und T reserviert.

Die bisherigen Erfahrungen seit der Eröffnung am 1. November 1994 sind positiv: Trotz relativ bescheidener Gangbreiten kommen sich Magaziner und Benutzer auch bei steigender Frequenz nicht in die Quere. Wir können deshalb feststellen, dass der von uns eingeschlagene Weg für die Zentralbibliothek, für Bücher, Bibliothekspersonal und Publikum richtig ist und sich bewährt.

Ein Problem allerdings zeigte sich in Zusammenhang mit der Übernahme des Systems ETHICSplus. Das System wurde für Magazinbibliotheken entwickelt. Der Vorteil aus der Sicht der Ausleihkontrolle liegt vor allem darin, dass eine erfolgte Bestellung eines Dokumentes keine weitere Bestellung, sondern nur Reservationen zulässt, die jeweils nach Rückgabe des bestellten Bandes aktiviert werden. Das blockiert das bestellte Dokument zugunsten des Erstbestellers und erspart den Magaziniern Leergänge. Natürlich können auch ausgeliehene Werke nicht mehr bestellt, sondern nur vorgemerkt werden. Eine weitere starke Seite des ETHICS-Konzeptes ist die Möglichkeit für jeden eingeschriebenen Benutzer, Bücher gegen Gebühr (zur Zeit 5 Franken pro Dokument) direkt nach Hause zu bestellen. Die Zentralbibliothek bietet diesen Service zur Zeit für ausleihbare Magazinbestände an und ist auch bereit, Freihandbestände direkt an Einzelbenutzer nach Hause zu liefern.

Da Freihandbestände aber per definitionem dem Benutzer zuerst zur Verfügung stehen soll, der sich am Gestell selber bedient, lehnen wir eine Blockierung eines Dokumentes durch eine Postbestellung ab, solange es noch im Gestell frei zugänglich ist. Selbstverständlich sind auch hier Vormerkungen ausgeliehener Bücher für den Direktversand möglich. – Sobald das Programm so erweitert ist, dass Postzustellungen ohne Blockierung der Bücher und ohne zusätzliche organisatorische Aufwendungen möglich sind, werden wir auch den Freihandbestand für die Postzustellung durch Einzelbenutzer freigeben.

Denken, Sprechen, Schreiben, Lesen  
Vorläufige Bemerkungen zu einem  
unverbindlichen Entwurf des provisorischen  
Versuchs eines rudimentären Ansatzes zu einer  
Epistemologie der Bibliothek

Hermann Köstler

## Denken

Wenn man überaus wohlwollend annimmt, dass Menschen wenigstens ab und zu denken, so kommt man nicht umhin, sich mit dem Begriff 'Begriff' zu beschäftigen. Was landläufig als Begriff verstanden wird, entsteht durch Abstraktion. Dabei handelt es sich, bedenkt man die sprachliche Herkunft des Wortes, um einen eigentlich recht groben Vorgang: Abstrahieren heisst 'Wegnehmen, Wegreissen'. Wenn wir denkend einen Begriff bilden, entfernen wir mehr Inhalt von unserem Denkgegenstand, als wir bewahren. Nur durch solche Einschränkung der Wirklichkeit oder Beraubung vieler ihrer Bestimmungen gelingt es dem Menschen, seinem bescheidenen Denkvermögen Verfügbares herzustellen. Unserem Bedarf gemäss nehmen wir aus dem Wirklichen einige wenige Merkmale heraus und sehen von allen anderen ab. Der sinnliche Gegenstand wird auf das eingeschränkt, was für das jeweilige Denken von entscheidendem Belang ist; dieses Eingeschränkte wird selbständig gesetzt. Über das, wovon abstrahiert wird, entscheidet der Zweck des Denkaktes. So kann von quantitativer, qualitativer, isolierender oder generalisierender Abstraktion gesprochen werden. Geschieht dabei ein Zusammenschluss wesentlicher Merkmale, dann kommt es zum Art- oder Gattungsbegriff. Das gelingt, indem bestimmte Vorstellungs- beziehungsweise Begriffsinhalte vernachlässigt werden, sodass die Abstraktion bezüglich eines Gegenstandes isolierend wirkt, bezüglich einer Menge generalisierend. Sie kann demgemäss sowohl als Vorgang wie auch als Resultat verstanden werden: Abstraktion vermindert den Inhalt und erweitert den Umfang.

"Und weil die begriffliche, aus Worten bestehende Sprache ihrem Wesen nach gezwungen ist, die Wirklichkeit zu berauben, von Sinneseindrücken der unmittelbaren Anschauung zu abstrahieren oder abzusehen, daraus allein wird es schon verständlich, dass die menschliche Sprache ein untaugliches Werkzeug zur Erkenntnis der Wirklichkeit sei."

(Mauthner, Fritz (1910/11): Wörterbuch der Philosophie. Neue Beiträge zu einer Kritik der Sprache. Nachdruck 1980. Zürich: Diogenes Verlag. 1, S. 10)

Nunmehr dürfte es klar sein, dass bei jeder Abstraktion ein meistens sehr grosser unbegrifflicher Rest der Individualität eines Gegenstandes als unfassbar übrigbleibt. ('Individuum est ineffabile'.) Das einzelne halten die Sinne gegenwärtig, oder die Vorstellung fasst es. Somit unterscheidet sich der Begriff sowohl von der Sinneswahrnehmung wie auch vom Bild. Er ist das, womit der Mensch denken kann. Nimmt man ernst, was die Abstraktion leistet, so kann man dem Begriff nur Begreifewollen zuschreiben, eine Annäherung bestenfalls an das Ziel des Erkennens. Gefühl zum Beispiel und freie Entscheidung entziehen sich einer restlosen Erfassung durch Begriffe.

## Sprechen

Definitionen von Sprache gibt es wie Sand am Meer, und dies seit Jahrtausenden. Sie reichen vom "Ausdruck von Gedanken durch Laute" über "internalisiertes System von Regeln, das Laut und Bedeutung in Beziehung setzt" bis zu "Enkodierung, Übertragung und Dekodierung von Gedanken". Auf solche Verrenkungen soll hier nicht eingegangen werden. Einige Tatsachen sind, abgesehen von allen Definitionen, für unsere Überlegungen festzuhalten: Der geringste Teil unserer sprachlichen Äusserungen dient, entgegen landläufiger und veröffentlichter Meinung, der Mitteilung von Gedanken an andere. Wer meint, die Sprache als Träger von Informationen bezeichnend zu bestimmen, lässt den grössten Teil ihres Einsatzes beiseite.

Der bei weitem grössere Betrag unserer Verlautungen enthält Gefühle, Erlebnisse, Aufforderungen usw. Das Sprachmodell unserer Lexika und Lehrbücher orientiert sich an einem wirklichkeitsfremden Sprachmodell, am Gedankending der Philologen und Sprachwissenschaftler. Dazu kommt, dass die natürliche Umgangssprache sowohl des Selbstbezugs, der Reflexion, fähig ist als auch imstande, ihre eigene Metasprache zu sein. Insofern erübrigt sich eine Definition der Sprache in der Sprache, selbst wenn sie möglich ist.

Bausteine der Sprache im engeren Sinne sind die Begriffe. Die Bibel führt Sprache auf Namengebung durch Gott und Menschen zurück. ("Mit deinem Namen habe ich dich gerufen, mein bist du.") Wir bemächtigen uns der Welt mittels der Sprache. Seit Beginn sprachwissenschaftlicher Überlegungen bei den alten Griechen zieht sich durch das abendländische Denken gleich einem Ariadnefaden die immer wieder neu und anders formulierte Frage: "Kommen die Namen den Dingen von Natur zu oder durch Vereinbarung der Menschen?" Dieses Thema vollführt jahrhunderteweite Sprünge in der europäischen Geistesgeschichte, dazwischen ruht es oder scheint verschüttet: Nach der Antike taucht das Problem erst wieder im 14. Jahrhundert als Universalienstreit des Nominalismus auf, dann neu gegen Ende des 19. Jahrhunderts und vor allem als eine der Hauptfragen der Sprachphilosophie im zwanzigsten. Für unsere Zwecke genügen die Überlegungen zur Begriffsbildung: Bedeutet der Begriff, mit dem wir uns die Wirklichkeit handbar und verfügbar machen, eine grosse Verarmung gegenüber dieser Wirklichkeit, so setzt sich dieser Prozess beim Sprechen weiter fort. Das einzelne Wort der Sprache, die Verknüpfung von Wörtern zu Sätzen, von Sätzen zu Mitteilungen, entfernen sich mehr und immer mehr vom Anfang des Erkennens, als die Berührung mit dem Wirklichen Keim für die Begriffsbildung war. Beim Sprechen ist es eine recht eigentliche Aufgabe zu bedenken, in welchem Abstand wir uns vom Wirklichen befinden und wie sehr wir uns in einer selbst geschaffenen, überaus engen Begriffs- und Sprachwelt bewegen.

## Schreiben

Beim seit Wittgenstein so genannten Sprachspiel verwenden wir ein Geflecht sprachlicher Ausdrücke im Zusammenhang von Handlungen, und zwar auch und sogar häufig von sprachfreien Handlungen. Aristoteles bezeichnete Laute als Zeichen der Vorstellungen der Seele, die Schrift als Zeichen dieser Laute. Andere als schriftliche

Kommunikationsformen gibt es in mannigfaltigster Art: Mienen- und Gebärdensprachen, Licht- und Rauchsignale zur visuellen, Pfeifen, Klatschen u. ä. zur akustischen, Berühren, Stossen, Streicheln usw. zur taktilen Wahrnehmung. Alle diese Formen menschlicher Kommunikation sind zeitlich auf den Augenblick ihrer Hervorbringung und räumlich auf die mehr oder weniger grosse Entfernung von 'Sender' und 'Empfänger' beschränkt. Von alledem unterscheidet sich die Schrift durch Überwindung zeitlicher und räumlicher Einschränkungen, indem ihre Zeichen auf einem dauerhaften Träger angebracht werden.

Hier ist darauf aufmerksam zu machen, dass wir es mit einer weiteren Abstraktion zu tun haben: Wie dies in Begriffs-Bilderschriften der Fall ist, muss die Schrift eigentlich nichts mit der Sprache gemein haben. Steht die Schrift als Lautschrift der Sprache zur Wiedergabe ihrer Laute näher, dann entfernt sie sich mit mehr oder weniger genauer Wiedergabe der Laute weiter vom Begriff, noch weiter von der Wirklichkeit – ein x-ter Schritt der Abstraktion in unseren Erkenntnis-, Denk-, Ausdrucks- und Mitteilungsvorgängen:

Auf einer ersten Entwicklungsstufe gibt die Schrift keine bestimmten sprachlichen Elemente wieder, geschrieben wird in einfachen Bildern oder Bilderfolgen, weitgehend unabhängig von der gesprochenen Sprache, also von der äusseren Form oder Lautung der sprachlichen Mitteilung, vorsprachlich sozusagen als vereinfachte (und insofern auch abstrahierte) Abbildungen von Gegenständen. Einen grossen Schritt in der Geschichte der Schrift bringt die Phonetisierung, der Übergang von der Begriffs-Schrift zur Laut-Schrift, die nun ihrerseits von Inhalt und Sinn der sprachlichen Mitteilung absieht. Spätestens jetzt wird die Schrift von einer selbständigen Kommunikationsform zum 'Gefäss' für Sprache, zu 'geschriebener Sprache'.

Die Sprache schaltete mit der ihr zugrundeliegenden Abstraktion die Zeit von der Wirklichkeit aus, die Schrift konkretisiert nun die Sprache ins Materielle und fügt somit den Raum hinzu. Anders, als sie es in der Wirklichkeit sind, macht das Wort der Sprache ein Ding, einen Gedanken, eine Person durch Bezeichnung verfügbar und anders kombinierbar. Das Zeichen der Schrift vertritt das Ding, z.B. in einer Urkunde, so vollständig, dass es die Verfügung in Abwesenheit des Bezeichneten möglich macht. Beispiele dafür sind Vertrag, Banknote, Grundbuch, Testament, Wertpapier. Es lohnt sich nachzudenken, welch ungeheuer grosses Vertrauen hierbei in das geschriebene Wort gesetzt wird. Eine Art logischen Überschlag bedeutet es dann freilich, wenn das anwesende, konkrete Individuum zum Beweis seiner Identität (!) eines schriftlichen Zeugnisses bedarf, eines 'Ausweises': Nicht die Realität gilt dann in letzter Instanz, sondern die extreme Abstraktion durch Begriff, Sprache, Schrift und Schriftträger! Immerhin ist an diesem Beispiel zu sehen, dass die Schrift Dinge über ihre wirkliche Existenz hinaus bewahren, dass sie Ideen unbegrenzte Gegenwärtigkeit sichern kann.

### Lesen

Die verständige Aufnahme von Geschriebenem, Gedrucktem ins eigene Erkennen und Denken läuft auf eine Wiederherstellung des in Begriff, Sprache und Schrift Festgehaltenen hinaus. Angesichts der mannigfachen 'Beraubung' des Wirklichen auf

den vielen Stufen, die bis zur Erstellung von etwas Lesbarem vorausgegangen sind, muss angenommen werden, dass ein Leser als Ergebnis seines Lesens eine starke Mischung von Vorgefundenem und Mitgebrachtem erlebt. In einem sehr tiefen Sinn gilt also die klassische Regel "quidquid recipitur, ad modum recipientis recipitur". Hier wäre die seit Kant verschärfte Diskussion fällig, welche Kategorien wir im Erkennen dem Erkannten auferlegen, welche Denkstrukturen wir mitbringen, in welche wir das Erkannte und das Gedachte zwingen. Von selbst versteht sich, dass sich hier das Tor für Illusionen aller Art auftut. Zusammenhängende oder unverbundene Wirklichkeitsstücke können eine bewusstseinsimmanente, der Wirklichkeit kaum noch entsprechende Bedeutung erlangen. Der Raum zum Beispiel ist die formale Anschauung, in welcher wir unsere Geometrie aufbauen. Genau betrachtet, ist die Geometrie unserer kategorial geprägten Erkenntnis ziemlich unbestimmt, keineswegs eine der mathematisch möglichen Geometrien. Auf jeden Fall handelt es sich, wie mehr oder weniger man den Einfluss der Kategorien ansetzen mag, um eine weitere Entfernung vom Wirklichen. Die Grenze zwischen Mitgebrachtem und Aufgenommenem auszuloten, ist Pflicht bei verantwortungsvollem Umgang mit Texten. Nicht oft genug kann sich der Leser daran erinnern, wie weit weg er sich von der Wirklichkeit tatsächlich befindet, wenn er ihr in anregender Lektüre so nahe zu sein glaubt. (Dies gilt nicht nur für die Erzeugnisse der Tagespresse.) Lesen kann verständiger Umgang mit Texten sein, muss es aber bekanntlich nicht. Mit Sicherheit ist das Ergebnis dieses Umganges etwas Neues, das weder dem Aufgenommenen noch dem Mitgebrachten eins zu eins entspricht. Lesen als schöpferischer Akt, das ist es, wozu Bibliotheken einladen.

### Bibliotheken

Wie stehen nun Bibliotheken im Zusammenhang des Erörterten? Sie werden allenthalben 'Gedächtnis der Menschheit' genannt. Gemeinsam mit Archiven kommen sie dieser Aufgabe tatsächlich nach.

Sammlung und Erschliessung von Informationsträgern bieten der Gesellschaft die Deckung eines Grundbedürfnisses, auf welche ebensowenig verzichtet werden kann wie auf Wasser, Nahrung, Luft und Freiheit. Ohne Information für alle sind Demokratie und menschliche Gesellschaft nicht mehr zu denken. Die nun schon bekannte Abstraktionskette setzt sich in den Bibliotheken fort: Texte über Bücher werden genutzt, den Erwerb von Büchern zu entscheiden; Kataloge vertreten die Bücher, die ihrerseits durch Inhaltsverzeichnis und Register aufgeschlüsselt sind. Die Reihe der abstrahierenden Stellvertretungen nimmt kein Ende. Der Benutzer einer Bibliothek bedenke, in welchen Meta-Meta-Ebenen er sich tummelt, wenn er Kataloge konsultiert, Bücher durch Inhaltsverzeichnisse und Register verfügbar macht, die Tatsache der wohl geplanten, geordneten und durch verschiedene abstrahierende Instrumente erschlossenen Sammlung von Informationsträgern als mehr oder weniger selbstverständlich hinnimmt.

Wieviel an geistiger Such- und Doppelarbeit die Bibliotheken der Menschheit ersparen, ist unberechenbar. Bibliotheken mögen das Gedächtnis der Menschheit sein, sie massen sich aber nicht an, ihr Gehirn zu spielen. Denken muss jeder für sich selbst,

Stellvertretung dabei gibt es nicht; und wenn sie auch immer wieder versucht wird, so ist der Misserfolg dabei auch immer wieder sicher. Bibliotheken massen sich nicht an, Informationen zu bieten, sie bescheiden sich vielmehr, Informationsträger zu sammeln, zu erschliessen und den verantwortungsvollen Umgang mit dieser ungeheuren Macht 'Information' und ihre verantwortungsbewusste Verwendung dem einzelnen in unserer Gesellschaft anzuvertrauen, der Bibliotheksbenutzer genannt wird. Freier Zugang zu allen Informationsträgern und freie Nutzung der Information gehören zum Wesen einer freien Gesellschaft. Das bedeutet im Umkehrschluss: Beschränkungen des einen oder des anderen sind Schritte von der Freiheit der Gesellschaft weg. Ein chinesisches Sprichwort soll sagen, die ausgebleichteste Tinte sei mächtiger als das beste Gedächtnis. Dies trifft auf Bibliotheken zu, denn sie bewahren auf, sie bewahren unverändert auf, sie bewahren grössere Mengen an Gedanken und Erkenntnissen auf, als nicht nur jeder einzelne, sondern als auch jede Generation zu speichern vermögen. Bibliotheken bieten mit der Aufbewahrung der ihnen anvertrauten Denkinhalte der Gesellschaft einen Dienst, der grundsätzlich Unabhängigkeit von Zeit und Ort bringt: Was vor Jahrtausenden wo auch immer gedacht und schriftlich niedergelegt, was vor Jahrzehnten im Bild eingefangen wurde, steht heute und künftig zur Verfügung. Bücher- und Bibliothekenverbrennungen haben in der Vergangenheit dem Gedächtnis der Menschheit nicht viel anhaben können, und so manch Verlorenem mag man in guten Treuen nicht besonders nachtrauern. (Das zu belegen, genügt ein Blick auf die Zeitschriftenwand eines Kioskes im Jahr 1995.) Ein amerikanischer Bibliotheksdirektor sagte es amerikanisch-pragmatisch so: "Ich weiss ja, dass die Hälfte der Bücher nicht gelesen wird, die wir kaufen. Aber (damn!) ich weiss nicht, welche Hälfte".

Was Bibliotheken ihren Benutzern bieten, ist also einerseits weit von aller Wirklichkeit entfernt, wenn man die Kette Denken – Sprechen – Schreiben – Lesen bedenkt. Es ist von der Wirklichkeit sehr weit entfernt – aber was ist ihr näher?

Bibliographia comica et curiosa BCC  
Centum tituli eloquentes, loquaces, in primis  
mentem moventes ad usum  
discipulorum in rebus bibliographicis  
100 phantasietreibende Titel zur Belebung des  
Bibliographie-Unterrichts

Franz Georg Maier

Das vergnügte Schulmeisterlein Maria Wuz in Auenthal, dessen Leben Jean Paul in einer Idylle schildert, pflegte jedes Jahr nur ein Buch in sein Haus einzulassen, den Katalog der Büchermesse zu Leipzig. In diesem Verzeichnis der Buchneuerscheinungen fand er bereits jene Titel angestrichen, von denen der Rezensor Friedrich Nicolai annahm, dass sie das Interesse des Schulmeisterleins finden dürften. Wuz ging dann ohne Umschweife daran, für jeden Titel den zu ihm passenden Inhalt zu schreiben. Auf diese Weise brachte er im Laufe der Jahre eine ansehnliche Bibliothek zusammen – wie hätte er sich auch bei seinem Salär gedruckte Bücher kaufen können? In seinem Büchergestell standen Schillers 'Räuber', Goethes 'Werther', Lavaters 'Physiognomische Fragmente', Kants 'Kritik der reinen Vernunft', die 'Reisen des Kapitän Cook' neben vielen anderen Werken. Wuz gehörte nicht zu den übeln Nachdruckern, die in seiner Zeit so zahlreich waren; seine Buchgeschichten waren vom eigenen Hirn erfunden, von eigener Hand geschrieben. Kein Original und keine Kopie lagen ihm bei seinem literarischen Schaffen vor. Dass sein Wort der gelehrten Mit- und Nachwelt verborgen blieb, schien ihn nicht zu bedrücken.

Was lehrt uns das Schulmeisterlein Wuz? Wohlklingende Titel, die den Inhalt von Büchern mehr andeuten als umschreiben, lösen in einem phantasiebegabten Menschen lebhaftere Vorstellungen aus. Die vorliegende Bibliographie will die Leser nicht zur Nachahmung von Wuz animieren – sie sollen die Bücher aus unseren Bibliotheken entleihen und sie nicht selber schreiben – sie möchte vielmehr die Berufskollegen zu lustvoller Informationsvermittlung hinführen. Sie richtet sich an die Auszubildenden und an die Auszubildenden in unseren Bibliotheken. Titel, welche die Phantasie anregen, Geheimnis oder Spannung versprechen, lösen Neugier aus und Neugier leitet zu engagierter Sucharbeit weiter. Bibliographisches Recherchieren, im besonderen die sogenannte Titelsuche, die einem an sich bekannten, jedoch unvollständigen, lückenhaften Titel gilt, gehört bei den Bibliotheksvolontären nach meinen Erfahrungen nicht zu den Lieblingsbeschäftigungen der Lehrzeit. Fredy Gröbli hat es als Lehrer verstanden, die bibliographische Praxis attraktiv und abwechslungsreich zu gestalten. Seine originellen Fragestellungen belebten die Titelsuche mit Neugier, Entdeckerlust und mit Humor. Ende der 80er Jahre schloss er nach mehr als einem Jahrzehnt seine bibliographische Lehrtätigkeit zum Bedauern der Kollegen ab.

Seitdem sind weit über hunderttausend Bücher erschienen, unter ihnen manche mit Titeln versehen, welche die Einbildungskraft in Bewegung zu setzen vermögen. Es mag sich zuweilen sogar ereignen, dass es dem suchenden Bibliographen nicht mehr genügt, bloss den Titel zu finden, zu identifizieren und zu ergänzen, sondern dass er zum krönenden Abschluss seiner Sucharbeit das Buch selbst in Händen halten möchte, um seine stoffliche Neugier zu befriedigen. Es ist deshalb wünschbar, dass die eine oder andere Schrift, deren Titel in der BCC zu finden ist, von der 'Bibliothek Schweiz' erworben und ihr Standort durch das helvetische Datenbanknetz nachgewiesen wird.

Zunächst soll die BCC in analytisch-terminologischer Weise bestimmt und identifiziert werden, wie es das Typoskript 'Bibliographien ... für bibliothekarische Kurse in der Deutschen Schweiz' (Bern, VSB, 1983 u. 1989) von Fredy Gröbli einfach und überzeugend vorschlägt. Nach der Art der *erfassten* Literatur handelt es sich bei der BCC um eine Bibliographie aus dem deutschsprachigen Sprachraum, deren Berichtszeit sich von 1988 bis 1995 erstreckt. Man kann sie als deutschsprachige Allgemeinbibliographie bezeichnen, weil die angezeigten Bücher alle Fachbereiche betreffen, man kann sie indessen ebensowohl für eine Spezialbibliographie halten, weil die Titel auf ein spezielles Ziel hin ausgewählt worden sind: Motivation zur Titelsuche. Schwierig ist es allerdings, die Auswahlkriterien dabei sachlich und präzise zu beschreiben. Auffallend mussten die Titel sein, um ausgewählt zu werden, ihre Aussagen oder besser Andeutungen phantasie- oder geheimnisvoll, aggressiv oder provokativ, bewusst oder unbewusst komisch. Auch Wohlklang und Stil bestimmten die Auswahl der Titel mit. Kurz: Sie sollen über kurze oder längere Zeit die menschliche Einbildungskraft aktivieren.

Von der Art der *Literaturerfassung* ist die BCC eine sogenannte Sekundärliteratur, die Titel wurden von der Deutschen Nationalbibliographie/Wöchentliches Verzeichnis übernommen. Wenn man im weiteren die Art der *Literaturverzeichnung* zur Bestimmung heranzieht, dann hat man es mit einer reinen Titelbibliographie zu tun, die bloss diejenigen Titelelemente anzeigt, welche ein Werk eindeutig zu identifizieren erlauben. Den Fragestellern bleibt es überlassen, die bibliographischen Aufgaben durch Kürzung oder Veränderung der Suchtitel zu erschweren ... Die *Ordnung* der Titel in der BCC erfolgt vom Inhalt der Werke her und zwar nach der Systematik der 65 Sachgruppen, wie sie die Redaktion der Deutschen Nationalbibliographie vor einem Jahrzehnt für das 'Wöchentliche Verzeichnis' festgelegt hat. Diese Sachgruppen entsprechen den DK-Hauptabteilungen 0 bis 9. Die BCC ist eine sogenannte *versteckte* Bibliographie; eine Festschrift gilt erfahrungsgemäss als sicheres Versteck. Sie darf als eine abgeschlossene *retrospektive* Bibliographie betrachtet werden, denn eine Periodizität ist – zumindest unter der Verantwortung der alten Redaktion – unwahrscheinlich.

An dieser Stelle sei auf andere Publikationen aufmerksam gemacht, die sich als fruchtbare Quellen für didaktisches Titelmateriale erweisen: 'Titulus ... oder ein unbetitelter Roman eines Bibliotheksbeamten' von Werner Bergengruen, die witzige Stilfibel des deutschen Buchtitels vom Kollegen Walter Barton aus Siegen 'Denn sie wollen gelesen werden' und sein ergänzender Aufsatz 'Der Zweck zeitigt die Titel' sowie der Artikel 'Magie der Buchtitel' von Gustav Sichelschmidt und die 'Bibliographia Curiosa' von Peter Genzel mit bibliographischer Berichtszeit bis 1979. Sie setzen sich zwar mit Ausnahme von Genzel ein anderes Ziel als die BCC, nämlich die Entwicklung eines Titelstils als Ausdruck sozial-kulturellen Wandels in unserer Gesellschaft darzustellen, doch lassen sie mit einer Reihe origineller Titel das Herz eines Bibliographen höher schlagen.

Alle diese Titel sind, wie erwähnt, primär zur Aufgabenformulierung für die sogenannte Titelsuche bestimmt. Die Stich- und Schlagwortregister der Halbjahres- und Fünfjahresbände der Deutschen Nationalbibliographie ermöglichen es indessen

auch, aus einer Titelsuche eine thematische Literatursuche (nach Schrifttum über ein Spezialgebiet oder einen Sachverhalt) zu entwickeln. Für die Abfrage von Datenbanken gelten im Grunde die gleichen Suchtechniken wie bei einer traditionell konventionellen bibliographischen Recherche; einzig die Zahl der Titelemente als Ausgangspunkte jeder Titelsuche kann stärker eingeschränkt werden.

## Literatur

- Bergengruen, Werner (1960): *Titulus oder Unbetitelter Lebensroman eines Bibliotheksbeamten*. Zürich: Verlag der Arche.
- Barton, Walter (1968): *Denn sie wollen gelesen sein*. Hamburg: Furche.
- Barton, Walter (1984): *Der Zweck zeitigt die Titel*. In: *MuK*. 26. Siegen: Universität.
- Sichelschmidt, Gustav (1965): *Magie der Buchtitel*. In: *Der junge Buchhandel*. 8. Beilage zum Börsenblatt für den deutschen Buchhandel 61.
- Genzel, Peter (1980): *Bibliographia Curiosa*. In: *Marginalien*. Heft 77.

### DK 0 (Sachgruppen 1–8)

#### 1 *Kultur allgemein:*

Mit Liebe, dieser Flammenschrift. Opfermythen und Weiblichkeitsentwürfe im 20. Jahrhundert. Hrsg. v. G. Kohn-Waechter (1991). Berlin: Orlanda Frauenverlag.

#### 2 *Bibliothek:*

Ceynowa, K. (1994): *Von der 'dreigeteilten' zur 'fraktalen' Bibliothek. Benutzerorientierte Bibliotheksarbeit im Wandel. Das Beispiel der Stadtbibliothek Paderborn*. Würzburg: Königshausen und Neumann.

#### 7 *Jugendliteratur:*

Lawrence, D. (1993): *Schule ist wie Robinson*. Alle warten auf Freitag. Überlebensstips für die fünf schlimmsten Tage der Woche. Giessen: Brunnen-Verlag.

### DK 1 (Sachgruppen 9–11)

#### 9 *Grenzgebiete der Wissenschaft:*

Leadbeater, C.W. (1993): *Die Chakras. Eine Monographie über die Kraftzentren im menschlichen Ätherkörper*. Freiburg i. Br.: Bauer.

10 *Philosophie:*

Paulos, J. A. (1988): Ich lache, also bin ich. Einladung zur Philosophie.  
Frankfurt a. M.: Campus.

Ich weiss, dass ich nichts weiss – und kaum das. Karl Popper im Gespräch über  
Politik, Physik und Philosophie (1991). Berlin: Ullstein.

11 *Psychologie:*

Feyler, G. (1991): Lebenskompass Traum. In 16 Tagen kreativ träumen lernen.  
2. Aufl. Freiburg i. Br.: Bauer.

Jeffers, S. (1991): ... aber lieb sind sie doch. Die notwendige Demontage des  
Feindbildes Mann. Düsseldorf: Econ Taschenbuch Verlag.

LeBoeuf, M. (1991): Mehr leisten – weniger arbeiten. Doppelt so erfolgreich  
in der halben Zeit. Mit Übungsanleitungen. München: mvg – Moderne  
Verlagsgesellschaft.

Birkenbihl, M. (1992): Im Zweifelsfall allein entscheiden. Das Märchen vom  
mündigen Mitarbeiter. München: mvg – Moderne Verlagsgesellschaft.

Siegert, W. (1992): Wie führe ich meinen Vorgesetzten? Eine interaktive Anleitung  
zur besseren Zusammenarbeit. Ehningen: expert-Verlag.

'Auch Geist ist eine erogene Zone'. Frauen Weisheiten von A–Z. Hrsg. v. W. Spring  
(1994). Berlin: Ullstein.

Pause, B.M. (1994): Die zentralnervöse Geruchsverarbeitung beim Menschen. Zur  
Differenzierung endogener und exogener Modulatoren der geruchsevozierten  
Hirnstromaktivität. Bonn: Holos. (Angewandte Psychologie 4).

Krusche, H. (1992): Der Frosch auf der Butter. NLP – die Grundlagen des  
neurolinguistischen Programmierens. Düsseldorf: Econ.

DK 2 (Sachgruppen 12 und 13)

12 *Christentum:*

Meissner, T. (1993): Moses, hol die Tafeln ab! Über den Verlust der alten Tugenden  
und unsere neue 'Moral'. Stuttgart: Kreuz.

DK 3 (Sachgruppen 14–25)

14 *Soziologie / Gesellschaft:*

Ley, K. (1992): Und sie paaren sich wieder. Über Fortsetzungsfamilien.  
Tübingen: Edition Diskord.

(Soziopschoanalytische und ethnopschoanalytische Forschungen 1).

Weissberg, M. (1994): Oben ohne. Hat die Frau den Verstand verloren?  
München: Peter Erd.

Augustat, K. (1994): Frauen und Bodenerosion.

Eine entwicklungsethnologische Fallstudie in den West-Usambara-Bergen,  
Tanzania. Saarbrücken: Verlag für Entwicklungspolitik Breitenbach.  
(Sozialwissenschaftliche Studien zu internationalen Problemen 194).

Song, Kap-Keun (1995): Shimdo – der Weg des Herzens.

Umdenken durch Erkennen des Fraktalen im Weltsystem.  
Münster: Waxmann.

Grün, H. (1995): Frauen wollen immer nur das Eine und Männer können nicht Autofahren. Das Buch der Vorurteile.  
Frankfurt a. M.: Eichborn.

17 *Wirtschaft:*

- Bernstein, A. J. (1992): Das Dinosaurier-Syndrom. Vom Umgang mit sich und anderen schwierigen Kollegen. Düsseldorf: Econ Taschenbuch Verlag.
- Morzseck, G. von (1993): Titelhandel. Ein aktuelles Verzeichnis in Deutschland tätiger Titelhändler, Titelmühlen, Promotionsberater, Vermittler und dergleichen. Burgwedel: Schmidtman Literatur.
- Kühl, S. (1994): Wenn die Affen den Zoo regieren. Die Tücken der flachen Hierarchien. Frankfurt a. M.: Campus.
- Mit Platon zum Profit. Ein Philosophie-Lesebuch für Manager. Hrsg. v. A. und W. Weimer (1994). Frankfurt a. M.: Frankfurter Allgemeine Zeitung. Verlagsbereich Wirtschaftsbücher.
- Planspiel Jeansfabrik. Betriebliche Leistungsprozesse. Version 2.4. Hrsg. v. Peter Preiss (1994). Wiesbaden: Gabler. Diskette und Bedienungshandbuch.

19 *Recht:*

- Britting, E. (1989): Die postmortale Insemination als Problem des Zivilrechts. Frankfurt a. M.: Campus. (Gentechnologie 22)
- Heinrich, U. (1990): Der gewillkürte Parteiwechsel. Zur Rechtsnachfolge im Zivilprozess. Köln: Carl Heymann.
- Roth, Siegwand (1991): Die Kriminalität der Braven. München: C. H. Beck (Beck'sche Reihe 431).
- Ziegler, Antje (1992): Die anfängliche Unmöglichkeit der Leistung in der schweizerischen Lehre. Bern: Paul Haupt.  
(St.Galler Studien zum Privat-, Handels- und Wirtschaftsrecht 29).

22 *Erziehung, Unterricht:*

- Mosler, B. (1991): Die Musenkussmischmaschine. 120 Schreibspiele für Schulen und Schreibwerkstätten. Essen: NDS Neue Deutsche Schule.
- Gerstendörfer, M. (1994): Sine laude! Sexismus an der Hochschule. ... was sich Studentinnen von manchen Hochschullehrern bieten lassen müssen ... Metzigen: Glühwurm-Team.
- Reichel, Gusti (1994): Lebendig statt brav. Handbuch für Erziehung und Animation mit Kindern. 3. Aufl. Münster: ökotopia.
- Block, K. (1995): Geht es Ihnen gut oder haben Sie Kinder am Gymnasium. Insider-Tips vom Schulprofi. Frankfurt a. M.: Eichborn.

25 *Volkskunde, Völkerkunde:*

- Driessen, M. (1994): Wenn die Frau die Kühe füttert, so geben selbst die Hörner Milch. Haustiere in Bauernregeln und Sprichwörtern. Essen: Item.
- Guting, K. (1991): Rivgu. Zur Marginalisierung der Frau in der samischen Renzüchterbevölkerung Schwedens. Bonn: Holos.

DK 5 (Sachgruppen 26–32)

26 *Naturwissenschaft allgemein:*

Auf den Spuren des Tohuwabohu. Zu neueren Ergebnissen der Chaosforschung (1992). Bergisch Gladbach: Thomas-Morus-Akademie Bensberg. (Bensberger Protokolle 69).

28 *Informatik:*

Schweiger, P. (1992): Gotik in Pascal. Rosenprogramme und andere Prozeduren für gotisches Masswerk in Turbo Pascal 4.0/5.0. München: Oldenbourg.

29 *Physik:*

Meissner, Walter (1992): Wie tot ist Schrödingers Katze? Physikalische Theorie und Philosophie. Mannheim: B. I. Wissenschaftsverlag.

32 *Biologie:*

Dixon, Bernard (1995): Der Pilz, der John F. Kennedy zum Präsidenten machte und andere Geschichten aus der Welt der Mikroorganismen. Heidelberg: Spektrum.

Bär, Siegfried (1993): Forschen auf deutsch. Der Machiavelli für Forscher - und solche, die es werden wollen. 2. Aufl. Thun: Harri Deutsch.

Gribbin, J. (1993): Ein Prozent Vorteil. Wie wenig uns vom Affen trennt. Basel: Birkhäuser.

Thyen, Y. (1993): Zusammenhänge zwischen Sozialstruktur und Belastung bei weiblichen Hausmeerschweinchen (*Cavia aperea f. porcellus*). Egelsbach: Hänsel-Hohenhausen. 2 Mikrofiches.

Kempker, Kerstin (1991): Teure Verständnislosigkeit. Die Sprache der Verrücktheit und die Entgegnung der Psychiatrie. Berlin: Lehmann.

Tanner, N. M. (1994): Wie wir Menschen wurden. Der Anteil der Frau an der Entstehung des Menschen. Frankfurt a. M.: Campus.

DK 6 (Sachgruppen 33–44)

33 *Medizin:*

Lipman, D.S. (1991): Schnarchen. Die Säge an der Liebe. Das medizinische Selbsthilfeprogramm. Genf: Ariston.

Hackl, M. (1992): Hui-chun-gong: die Verjüngungsübungen der chinesischen Kaiser. Ein praktisches Übungsbuch. 4. Aufl. München: Hugendubel.

Die Pupille des Bettnässers. Hypnotherapeutische Arbeit mit Kindern und Jugendlichen. Hrsg. v. Siegfried Mrochen (1993). Heidelberg: Carl-Auer-Systeme.

Kamermans, J. (1995): Künstliche Geschlechter. Nirwana oder Götterdämmerung? Hamburg: Ed. Hathor.

Ross, H. M. (1995): Die Seelendiät. Die Ernährungsdiät zur Überwindung von Depressionen. München: Ehrenwirth.

Bourre, Jean-Marie (1992): Intelligenz und Ernährung. Eine Hymne auf gutes Essen und eine Kampfansage gegen den Moralismus trister Diäten. Hildesheim: Claassen.

39 *Landwirtschaft:*

Kötter, E. (1992): Rennmäuse. Anschaffung, Pflege, Ernährung, Krankheiten, Zucht. Sonderteil: Rennmäuse verstehen lernen. 4. Aufl. München: Grafe und Unzer.

41 *Verkehrswesen:*

Tamra-reiyan-khap-rath-yant-leeh-kat-caracar-samhrap-phu-sa'ap-pai-khapkhi-prah-bhed-3 = Lehrbuch zum Erwerb des Führerscheins Klasse 3 (1991). Ottenhofen: Caann-Verlag.

Klenke, D. (1995): Freier Stau für freie Bürger. Die Geschichte der bundesdeutschen Verkehrspolitik 1949–1994. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft. (WB-Forum 97).

42 *Textiltechnik:*

Bast, W.-A. (1991): Produktlinienanalyse Babywindeln. Eine vergleichende Untersuchung von Baumwoll- und Höschenwindeln. Hrsg. v. Institut für Produktanalyse und Umfeld. 2. Aufl. Klein-Umstadt: Knoll.

44 *Umweltschutz:*

Baladur, R. (1991): Gründe, warum es uns nicht geben darf. Frontbericht von einem sterbenden Stern mit Motiven des Widerstandes. Essen: Die Blaue Eule.

DK 7 (Sachgruppen 45–50)

46 *Bildende Kunst:*

Shy, M. (1991): Fetischpark. Die vergessene Kunst, vor Liebe zu sterben. Tübingen: Konkursbuchverlag Gehrke.

Grieshaber, J. M. (1992): Vom Bauhaus ins Land der Riesenwaschkraft. Nachdenken über Grafik-Design. Stuttgart: Edition Cantz.

Körner, W. (1992): Die Frau als Nussknacker oder der Mann als Korkenzieher. Erotisches im Alltag zwischen Kunst und Kitsch. Berlin: Ed. q.

Zimmermann, O. (1993): Tax: ein Computerprogramm zur Ermittlung von möglichst realistischen Verkaufspreisen für Kunstwerke. Mönchengladbach: Ed. Zimmermann und Franken.

Ästhetik der Absenz. Bilder zwischen Anwesenheit und Abwesenheit. Hrsg. v. U. Lehmann und P. Weibel (1994). München: Klinckschardt und Biermann.

47 *Photographie:*

Apropos Po. Der Rückenakt in der Photographie. Sammlung Uwe Scheid (1992). Weingarten: Kunstverlag Weingarten.

48 *Musik:*

Schütte, Wilfried (1991): Scherzkommunikation unter Orchestermusikern. Interaktionsformen in einer Berufswelt. Tübingen: Gunter Narr.

(Forschungsberichte des Instituts für Deutsche Sprache Mannheim 67)

Beiträge zur Geschichte evangelischer Posaunenarbeit. Mit Registerband.

Von A bis Z: über 1'200 Namen, über 1'700 Orte. Hrsg. v. H. D. Schlemm (1994). Gütersloh: Gütersloher Verlags-Haus.

50 *Sport:*

Höllenglut an Himmelfahrt. Die Geschichte der Aufstiegsrunden zur Fussball-Bundesliga 1963-1974. Hrsg. v. U. Homann (1990). Essen: Klartext-Verlag.

Möller-Griehsel, E. (1989): Badewannen-Gymnastik. Freude an der Bewegung. Lünen: Wuth.

Herzog, U. (1993): Fahrradheilkunde. Ein Reparaturhandbuch für Velocipedfahrer. 17. Aufl. Kiel: Moby-Dick-Verlag.

DK 8 (Sachgruppen 51-59)

51 *Vergleichende Literaturwissenschaft:*

Gendolla, P. (1991): Phantasien der Askese. Über die Entstehung innerer Bilder am Beispiel der 'Versuchung des heiligen Antonius'. Heidelberg: Universitätsverlag C. Winter. (Reihe Siegen 99).

52 *Englische Literaturwissenschaft:*

Poole, R. J. (1992): Sind Frauen essbar? Zur Symptomatik des weiblichen Körpers im Werk Margaret Atwoods. Egelsbach: Hänsel-Hohenhausen. (Deutsche Hochschulschriften 464). 1 Mikrofiche.

56 *Klassische Sprachwissenschaft:*

Wissemann, M. (1992): Schimpfworte in der Bibelübersetzung des Hieronymus. Heidelberg: Carl Winter.

(Bibliothek der klassischen Altertumswissenschaften. Neue Folge. Reihe 2. 86)

58 *Sprachwissenschaft sonstiger Sprachen:*

Fürniss, S. (1991): Die Jodeltechnik der Aka-Pygmäen in Zentralafrika. Eine akustisch-phonetische Untersuchung. Berlin: Dietrich Reimer.

Fürsten, Weiber und Schlingpflanzen. Sanskritsprüche übersetzt oder nachgebildet von Friedrich Rückert. Hrsg. v. B. Forssman (1991). Wiesbaden: Otto Harrassowitz.

Schiefer, E. (1991): Die passive Idee im Finnischen und im Götz von Berlichingen. Erwiesen durch 77 Ausdrucksweisen. München: Congregation Ob-Ugrica. (Spicilegium Fennicarum Monacense 1).

59 *Belletristik:*

Ohde, P. (1991): Sehr geehrte Krankenversicherung! Ich habe in diesem Jahr bereits mein drittes Bein gebrochen. Kuriose Briefwechsel mit Versicherungen. Frankfurt a. M.: Eichborn.

Schafranek, D. (1991): Liebster, meine Sinne wechseln das Sprungtuch. Wien: Wiener Frauenverlag.

Warum sollt ich mich denn cremen ... Die schönsten Geschichten von Glauben, Hoffen, Lieben. Hrsg. v. T. Lardon (1991). Marburg a. d. L.: Francke.

Wendt, A. (1991): Auf der Landkarte deiner Haut.

Gedichte deutsch/polnisch = Na mapie twojej skory. Hamburg: Ed. Hamburg Bormann und von Bockel.

- Lang, Rudolf (1991): Nur der Tod ist so deutsch wie der Traum. Roman. München: Ehrenwirth.
- Lang, S. (1992): Wir Frauen ohne Kinder. Was Männer nie begründen müssen. Frankfurt a. M.: Eichborn.
- Gast, U. (1993): Jetzt lass' ich die Hormone tanzen. Ausreden für Vierzigjährige. Frankfurt a. M.: Eichborn.
- Grömmer, H. (1993): Miss Sophies Liebhaber. Die ganze Wahrheit über Dinner for one. Frankfurt a. M.: Eichborn.
- Oberle, M. (1994): Wir Männer werden immer schöner! Altwerden hat nicht nur Nachteile. Frankfurt a. M.: Haag und Herchen.
- Wiesmann, H. (1994): Freigeistgeflüster. Ein Kellner kuriert sein lädiertes Rückgrat. Gedichte. Aachen: Fischer.
- Will, R. (1994): Adam endet nicht am Nabel. Sex und Liebe in der Bibel. Berlin: Frieling.
- Mayer, J. (1995): Militärische Kriegsführung im Management. Strategien für Führungskräfte. Berlin: Frieling. (Frieling Wirtschaftswissen).
- Uhl, R. (1995): Die Anfangsbuchstaben unserer Namen ergeben die Sprache der Tauben. Gedichte. Frankfurt a. M.: R.G. Fischer.

DK 9 (Sachgruppen 60–65)

60 *Archäologie:*

- Neudecker, R. (1995): Die Pracht der Latrine. Zum Wandel öffentlicher Bedürfnisanstalten in der kaiserzeitlichen Stadt. München: Pfeil. (Studien zur antiken Stadt 1).

61 *Geographie, Reisen:*

- Mielke, Andreas (1993): Laokoon und die Hottentotten, oder Über die Grenzen von Reisebeschreibung und Satire. Baden-Baden: Valentin Koerner. (Saecula spiritualia 27).

63 *Geschichte:*

- Ackermann, V. (1990): Nationale Totenfeiern in Deutschland. Von Wilhelm I. bis Franz Josef Strauss. Eine Studie zur politischen Semiotik. Stuttgart: Klett-Cotta. (Sprache und Geschichte 15).
- Latein in unserer Zeit. Europäische Kulturgeschichte im Spiegel von Ehrenurkunden. Lateinisch und deutsch. Hrsg. v. A. Fitzek (1990). Würzburg: Johann Wilhelm Naumann.
- Speidel, M.A. (1990): Die Friseure des ägyptischen alten Reiches. Eine historisch-prosopographische Untersuchung zu Amt und Titel (jr – sn). Konstanz: Hartung-Gorre.
- Auf wen schoss Wilhelm Tell? Beiträge zu einer Ideologieggeschichte der Schweiz. Vorträge eines Seminars der Stiftung Salecina/Maloja gesammelt von S. Ferrari (1991). Zürich: Rotpunktverlag.
- Sandvoss, E. R. (1992): Die letzte Chance der Geschichte. Deutschland zwischen Freiheit und Grössenwahn. Düsseldorf: Econ.

- Bist Du Luftbild oder Leben? Brautbriefe aus zwei Jahrhunderten (1751–1833). Hrsg. v. S. Ledanff (1991). Frankfurt a. M.: Ullstein.
- Fischer, N. (1992): Das Herzchen, das hier liegt, das ist sein Leben los. Historische Friedhöfe in Deutschland. Hamburg: Verlag am Galgenberg.
- Vom Totenbaum zum Designersarg. Zur Kulturgeschichte des Sarges von der Antike bis zur Gegenwart. (Katalog zur Ausstellung im Museum für Sepulkralkultur Kassel 1.10.–5.12.1993.) Kassel: Arbeitsgemeinschaft Friedhof und Denkmal.

64 *Sozialgeschichte:*

- Hübner, Regina (1990): Der deutsche Durst. Illustrierte Geschichte eines kulturellen Phänomens. Leipzig: Urania.
- Havenith, E. (1995): Und samstags in die Badewanne. Die Geschichte kleiner Leute. Kevelaer: Butzon und Bercker. (Bercker Senioren).
- Aron, J.-P. (1993): Der Club der Bäuche. Ein gastronomischer Führer durch das Paris des 19. Jahrhunderts. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Wolter, Gundula (1994): Hosen, weiblich. Kulturgeschichte der Frauenhose. Marburg: Jonas.
- Eine Stadt der Frauen. Studien und Quellen zur Geschichte der Baslerinnen im späten Mittelalter und zu Beginn der Neuzeit (13.–17.Jh.). Hrsg. v. H. Wunder (1995). Basel: Helbing und Lichtenhahn.

Überlegungen zur Personalentwicklung der  
Zentralbibliothek Zürich 1917–1994

Roland Mathys

Leider sind die Personalakten der Zentralbibliothek bis in die 1970er Jahre nur lückenhaft aufbewahrt worden. Trotzdem soll der Versuch einer Darstellung der Personalentwicklung im Überblick seit dem Bezug des Baus von 1917 unternommen werden. Der Schreiber arbeitet seit fast dreissig Jahren in der Bibliothek und kann die Lücken der Überlieferung für einen beträchtlichen Teil der Berichtszeit durch eigenes Erleben und Hören teilweise ausgleichen.

1918, im ersten vollen Betriebsjahr im Neubau, umfasste das Personal der Bibliothek 19 Mitarbeiter mit ganzem Pensum, acht waren Akademiker, vier waren Frauen, davon zwei mit abgeschlossenem Studium. Die beiden anderen Frauen versahen einfachere Arbeiten in Büro und an der Garderobe. Daneben bestanden besondere Abreden mit sieben Personen, wovon zwei Frauen. Weitere sechs Männer stellten sich, vermutlich unentgeltlich, für verschiedene Arbeiten, z.B. in der Graphischen Sammlung, zur Verfügung. Wie der Jahresbericht vermerkt, betraf die schwere Grippeepidemie im Sommer und Herbst 1918, welche auch in der Schweiz viele Opfer forderte, die Zentralbibliothek nur unwesentlich.

In den folgenden Jahrzehnten entwickelte sich die Bibliothek stetig weiter und überstand die Krisenjahre und die Zeit des Zweiten Weltkrieges leidlich. 1935 war der Personalbestand ohne Hilfskräfte auf 25 Personen angewachsen, 1961 waren es 27 Personen, davon sechs mit Universitätsabschluss. Sieben waren Frauen, davon drei mit bibliothekarischen und zwei mit Verwaltungsaufgaben. Einmal eingetretene Mitarbeiter blieben in der Regel lange Jahre im Dienste der Bibliothek. Wechsel ergaben sich meistens durch Altersrücktritte oder gelegentliche Todesfälle. Übertritte zwischen Bibliotheken waren sehr selten. In den gedruckten Zweijahresberichten der Bibliothek wird die Personalentwicklung mit persönlicher Anteilnahme geschildert. Manch ein Mitarbeiter erhält ein besonderes Profil. Allen voran der überragende langjährige Stadtbibliothekar und erste Direktor der Zentralbibliothek, Hermann Escher, der 1932 nach einer Laufbahn von 51 Jahren 75jährig zurücktrat und indirekt bis zu seinem Tode 1938, z.B. als Mitglied der Bibliothekskommission, weiter für sein Institut wirkte.

Hermann Escher förderte die Fortbildung der wissenschaftlichen Bibliothekare durch Aufenthalte in Bibliotheken des In- und Auslandes. Er selbst machte 1919 den Anfang mit einem dreimonatigen Amerika-Aufenthalt. Seine Mitarbeiter schickte er nach Grossbritannien, Skandinavien und vor allem nach Deutschland, aber auch nach Österreich und in die Tschechoslowakei. Er beschrieb den Nutzen solcher Reisen: "Derartige Besuche auswärtiger Bibliotheken sind umso lehrreicher und wertvoller nicht nur für die Beamten selbst, sondern auch für ihre Anstalten, als unsere heimischen Verhältnisse es mit sich bringen, dass das meist auf das eigene Institut beschränkte Aufrücken des bibliothekarischen Nachwuchses die Kenntnis fremder Einrichtungen und damit auch den geistigen Gewinn aus solcher Kenntnis ein-

schränkt" (Jb. 1924/1925 S.4). Zwei Jahre später ergänzte er: "Solche Reisen sind für die Bibliotheken eines kleinen Landes wie die Schweiz umso wertvoller, je weniger wir den Anwärtern des höheren bibliothekarischen Dienstes eine systematische Einführung durch längere Vorbildungskurse zu geben imstande sind" (Jb. 1926/1927 S.5). Damit wird auch die Notwendigkeit einer praxisbegleitenden bibliothekarischen Ausbildung ausdrücklich erwähnt, welche dann in den Dreissigerjahren zu den ersten Kursen für Diplombibliothekare führte.

Felix Burckhardt (Direktor 1932 bis 1949) leitete die Bibliothek umsichtig in einer schwierigen Periode. Es gelang ihm in Zeiten, in denen häufig von Stellenabbau die Rede war, entsprechend der Zunahme der Benutzung eine leichte Vermehrung der Personalkapazität zu erreichen. Er wurde in seiner Aufgabe unterstützt von Helen Wild, einer aussergewöhnlichen Frau, welche von 1932 bis zu ihrem Rücktritt altershalber 1951 als Vizedirektorin wirkte. Vor 1932 war sie neben ihrer Arbeit in der Zentralbibliothek auch gleichzeitig in der allgemeinen öffentlichen Bibliothek der Pestalozzigesellschaft tätig. Eine sehr enge Verbindung der beiden Bibliotheken kommt darin zum Ausdruck, welche bis in die Sechzigerjahre zu mehreren vergleichbaren Doppelanstellungen führte. Regelmässig konnten dank ausserordentlicher Kredite von Stadt und Kanton arbeitslose Akademiker und kaufmännische Angestellte in der Nominalkatalogisierung beschäftigt werden. Insbesondere wurde dadurch der Aufbau eines Kataloges der Bestände in Universitätsinstituten gefördert. Ebenso wurde ein Zentralkatalog der städtischen Amts- und Verwaltungsbibliotheken in Angriff genommen. In der Zeit des Zweiten Weltkrieges entstanden grosse Ausfälle durch lange Militärdienstzeiten. Sie konnten zum Teil durch vermehrten Einsatz von weiblichen Aushilfskräften ausgeglichen werden. Dabei stellten sich nicht zuletzt Angehörige von Mitarbeitern zur Verfügung.

Auf Felix Burckhardt folgte Ludwig Forrer (Direktor von 1949 bis 1962). Seine Amtszeit gibt den Eindruck eines Stillstandes. Erwerbungs- und Benutzungszahlen gingen leicht zurück. Der ständige Personalbestand blieb unverändert mit den üblichen Schwankungen bei den Hilfskräften. Vizedirektor Leonhard Caflisch konzentrierte seine nicht geringen Energien eher auf gewisse Sondersammlungen wie Rara und Graphik. Die Weiterentwicklung der Universität mit einem starken Wachstum der Seminar- und Institutsbibliotheken lief an der Zentralbibliothek vorbei.

1963 folgte Direktor Paul Scherrer (1963 bis 1971), der im Alter von 63 Jahren von der ETH-Bibliothek berufen wurde mit dem ausdrücklichen Auftrag, der Zentralbibliothek neue Impulse zu verleihen. Dies tat er mit grossem Einsatz bis zu seinem 71sten Geburtstag. In seiner Amtszeit nahm die Zahl der ständigen Mitarbeiter mit vollem Arbeitspensum von 27 auf 66 Personen, darunter 19 wissenschaftliche Mitarbeiter, zu. Ende 1971 arbeiteten zusätzlich 42 weitere Personen mit Teilpensen oder provisorischen Arbeitsverträgen.

Hans Baer (Direktor von August 1971 bis Juni 1983) und Hermann Köstler (Direktor seit Juli 1983) konnten die Aufwärtsentwicklung stetig weiterführen. Parallel zu steigenden Erwerbungs- und Benutzungszahlen wurde auch die Personalkapazität weiter vergrössert, wenn auch langsamer als vor 1972. Dies geschah vorerst ohne festgelegten Stellenplan durch Anpassung der bewilligten Mittel. 1975 missfiel das der zuständigen Rechnungsprüfungskommission des Gemeinderates der Stadt Zürich, welche einen Augenschein vornahm und an einer anschliessenden Sitzung mit dem zuständigen Schulvorstand der Stadt und der Direktion den Istzustand geneh-

mingte und die Zahl der Planstellen einvernehmlich auf 107 festlegte. Hinzu kamen drei Ausbildungsstellen. Die 107 Stellen waren mit 116 Personen besetzt, 56 waren Frauen, 60 Männer; 32 arbeiteten mit reduzierten Pensen, 24 verfügten über einen Universitätsabschluss, 15 über ein Bibliothekardiplom.

Die besonders starke Vergrößerung des Personalbestandes in der zweiten Hälfte der 60er Jahre erfolgte in erster Linie mit jüngeren Mitarbeitern. 1971 betrug das Durchschnittsalter von 15 Kadermitarbeitern 39 Jahre. Da in den folgenden beiden Jahrzehnten verhältnismässig wenig Wechsel erfolgten, betrug das Durchschnittsalter der Inhaber der gleichen 15 Stellen 1993 50 Jahre. Sieben Personen hatten die gleiche Stelle schon 1971 inne. Vakanzen auf den anderen Kaderstellen waren mit wenigen Ausnahmen durch betriebsinterne Verschiebungen wieder besetzt worden.

Von 1976 bis 1992, also in 16 Jahren, wurde im Durchschnitt eine neue Stelle pro Jahr geschaffen. Davon waren sechs Stellen für Diplombibliothekare, sechs für Spezialisten (EDV und Foto), eine für einen wissenschaftlichen Bibliothekar. Hinzu kommen zwei Ausbildungsstellen für Diplombibliothekare und sechs befristete Stellen in der Benutzungsabteilung im Zusammenhang mit der Einrichtung des Erweiterungsbaus. In den letzten zwei Jahren wurde noch eine zweite Praktikantenstelle für zukünftige wissenschaftliche Bibliothekare eingerichtet. Zum erstenmal in der Berichtszeit wurden 1994 mit der Vergabe der Gebäudereinigung an eine Privatfirma drei Stellen aufgehoben.

Die Aufteilung der Planstellen auf die einzelnen Abteilungen entwickelte sich wie folgt:

Stellen	1975	1995
Direktion, Information	5.5	6.0
Planung, Automatisierung	3.0	7.0
Erwerbung	21.0	23.0
Nominalkatalog	14.0	16.5
Schlagwortkatalog	9.0	9.5
Buchbinderei	6.5	7.5
Fotostelle	2.0	3.0
Benutzung	27.0	33.5
Dienstleistungen für Universität	—	2.5
Hausdienst, Garderobe	6.0	4.0
Spezielsammlungen	13.0	14.0
	107.0	126.5
Ausbildungsstellen	3.0	7.0

Am 1. Januar 1995 umfasste der Stellenplan 126,5 unbefristete Stellen, die mit 147 Personen besetzt waren. 62 waren Frauen, 85 Männer; 52 arbeiteten mit reduzierten Pensen, 28 verfügten über einen Universitätsabschluss, 38 über ein Bibliothekardiplom. Ein Vergleich mit der Situation 1975 zeigt eine markante Zunahme der Diplombibliothekare. Dies ist nicht zuletzt Folge der vor 20 Jahren eingeführten und von der Zen-

tralbibliothek geleiteten Zürcher Bibliothekarenkurse. Frisch ausgebildete Volontäre konnten häufig vom Betrieb übernommen werden. Zahlreiche Mitarbeiter, welche bereits angestellt waren, konnten ebenfalls die Diplombibliothekareausbildung absolvieren. Die leichte Verschiebung des Verhältnisses Frauen-Männer zugunsten der Männer hat zwei Ursachen: Der Diplombibliothekarenberuf, der früher ein reiner Frauenberuf war, zieht heute verstärkt auch Männer an. Da die Reinigung neuerdings von einem Privatbetrieb besorgt wird, erscheinen auch die Spetterinnen nicht mehr in der Personalstatistik. Die im Vergleich mit anderen Universitätsbibliotheken schon 1975 hohe Zahl wissenschaftlicher Mitarbeiter nahm bis 1995 um drei Personen auf 27 zu. Sie ermöglicht Literaturlauswahl und Sachkatalogisierung von besonderer Qualität.

Seit 1971 werden die Stundenzahlen verfügbarer Arbeitskapazitäten (inkl. Aushilfen) in Tabellen nach Abteilungen und Mitarbeitern gegliedert Monat für Monat nachgeführt und in Übersichten dargestellt. Ende Jahr erfolgt seit 1973 auf dieser Grundlage jeweils eine Berechnung der verfügbaren theoretischen Arbeitskapazität in Arbeitsjahren unter Einbezug der Aushilfen. Sie zeigt mit einer Zunahme von 91 Arbeitsjahren 1975 auf durchschnittlich 141 Arbeitsjahre in den 90er Jahren, dass die notwendigen Arbeiten nur durch regelmässigen Einsatz von Aushilfen bewältigt werden konnten. Dies war vor allem in der Benutzungsabteilung der Fall. Ein Vergleich der Arbeitsjahre mit der Gesamtzahl der Ende Jahr jeweils beschäftigten Personen zeigt eine bemerkenswerte Konstanz der so errechneten Kennzahlen: Von 0,7/1973 über eine Spitze von 1,0/1981 zu 0,8/1993. 1975 wurden zwölf Personen als Aushilfen eingesetzt. Ihre Zahl nahm mit Schwankungen zu bis auf 52 Personen 1987 und blieb in den folgenden Jahren der Einführung der Automatisierung in der Katalogisierung und des Baubeginns für den Erweiterungsbau hoch (1990/41 Aushilfen), um sich anschliessend wieder etwas zurückzubilden (1993/25 Aushilfen).

Im Vergleich zum Gesamtbestand unter Einschluss der Aushilfen hielt sich die Personalfuktuation in einem erträglichen Rahmen (siehe Tabelle):

Personen:	Gesamtbestand	Eintritte	Austritte
1975	130	18	10
1978	128	8	11
1980	132	9	13
1986	142	21	5
1990	182	38	21
1993	178	14	23

Neben der selbstverständlichen Fluktuation bei den Aushilfen mit befristeten Verträgen hängt sie bei den anderen Personalkategorien von verschiedenen Faktoren ab. In erster Linie spielen Alter und Konjunkturlage eine wesentliche Rolle. Da der Stellenmarkt bei den wissenschaftlichen Bibliothekaren besonders klein ist, war die Stabilität in dieser Personalkategorie am grössten. Bei den Diplombibliothekaren und Buchhändlern war der Wechsel in der Hochkonjunktur verhältnismässig gross.

Seit einigen Jahren sind auch diese Personalkategorien sesshafter geworden, was neben der Konjunkturlage auch mit dem zunehmenden Durchschnittsalter und der absehbaren Verbesserung der Arbeitsbedingungen im Neubau zusammenhängen kann.

Zur Förderung von Anregungen aus anderen Betrieben wurden gelegentlich vor allem zwischen 1973 und 1980 Personalaustausche mit Bibliotheken in Grossbritannien und Deutschland organisiert. In allen Fällen äusserten sich die Teilnehmer sehr zufrieden über ihre Erfahrungen. Da der Erfolg solcher Unternehmungen nicht messbar ist und in der angestammten Bibliothek dabei auf jeden Fall Arbeit liegen bleibt, können sie nur in grösseren Abständen durchgeführt werden. Dennoch ist zu hoffen, dass es in Zukunft wieder häufiger dazu kommen wird.

Das Stiftungsstatut der Zentralbibliothek ermöglicht es der Direktion, im Personalwesen selbständig zu handeln. Anstellungsentscheide können in eigener Kompetenz schnell getroffen werden. Die spätere Bestätigung durch die Bibliothekskommission nach der vorgeschriebenen Konsultation des zuständigen Personalamtes (bis 1986 des Personalamtes der Stadt Zürich, seither der Personalbeauftragte der kantonalen Erziehungsdirektion) in Bezug auf die Einstufung erfolgt reibungslos. Die besonders grosse Selbständigkeit, welche ab 1963 von der Direktion wahrgenommen werden konnte, erfuhr eine Einschränkung durch die Einführung des Stellenplans 1975. Dieser konnte seither nur durch die Bibliothekskommission nach Konsultation des zuständigen Personalamtes erweitert werden. Verschiebungen innerhalb des Stellenplans erfolgten in eigener Kompetenz der Direktion. 1986 übernahm der Kanton 80 Prozent der Betriebsausgaben. Dies führte unter anderem auch dazu, dass, soweit sie anwendbar waren, die Personalreglemente des Kantons übernommen wurden. Bei dieser Gelegenheit wurden der Stellenplan überarbeitet und die einzelnen Stellen kantonalen Besoldungsklassen zugewiesen.

Hinter den Buchstaben der Personallisten und den Zahlen der Statistiken stehen Mitarbeiter mit vielfältigen Ausbildungen, Fähigkeiten und Lebenserfahrungen, die leider in den Jahresberichten heute kaum zum Ausdruck kommen, obwohl sie die Entwicklung der Bibliothek entscheidend beeinflussen. Ihr Reichtum äussert sich in manchen Bibliotheken in Publikationen, und sei es nur in einer Personalzeitung. Eine solche bestand in der Zentralbibliothek nur kurze Zeit. Hingegen entstanden im Laufe der Jahre manche substanzielle Ausstellungskataloge und seit 1989 die drei schönen Bände über 'Schätze der Zentralbibliothek', die 1994 zur Eröffnung des Neubaus in einem weiteren Band in Auswahl nochmals publiziert wurden. Es ist zu wünschen, dass die Eigenart der einzelnen Mitarbeiter der Zentralbibliothek sich in Zukunft trotz den Erfordernissen eines automatisierten bibliothekarischen Grossbetriebes in einem Neubau mit 20'000 m<sup>2</sup> Nutzfläche noch vermehrt zum Wohl des Ganzen äussern kann.

# Die Baselbieter Bibliothekslandschaft 1974–1994

Gerhard Matter

## Das Baselbieter Bibliothekswesen seit dem Amtsantritt von Dr. F. Gröbli als Direktor der Öffentlichen Bibliothek der Universität Basel

Auf den 1. Januar 1974 trat Dr. Fredy Gröbli das Amt als Direktor der Öffentlichen Bibliothek der Universität Basel (UB) an. Als wissenschaftliche Allgemeinbibliothek versorgt die UB die ganze Region Basel mit wissenschaftlicher Literatur sowie Basiliensia. Sie ist daher für Wissenschaftler, Lehrer, Studenten sowie für weitere Interessierte aus dem Baselbiet seit jeher von grosser Bedeutung.

In Ergänzung zur wissenschaftlichen Literaturversorgung durch die UB führt der Kanton Basel-Landschaft selbst seit 1838 eine eigene Kantonsbibliothek sowie Schul- und Verwaltungsbibliotheken. Daneben existieren von Vereinen oder den Kommunen getragene Volks-, Pfarrei- oder Gemeindebibliotheken. Die Entwicklung dieser Bibliotheken während der Amtszeit von Dr. F. Gröbli soll im folgenden kurz skizziert werden. Es waren interessante und entscheidende Jahre für die Entwicklung der Baselbieter Bibliotheken. Es galt den Anschluss an ein zeitgemässes Bibliothekswesen zu schaffen.

### 20 Jahre Bibliotheksentwicklung im Kanton Basel-Landschaft

#### Bibliothekskommission

Seit Bestehen der Kantonsbibliothek übt eine vom Regierungsrat gewählte Bibliothekskommission das Aufsichtsrecht aus. Im Reglement für die Kantonsbibliothek von 1968 wurde die Zahl der Mitglieder auf sieben festgelegt, wobei der Erziehungsdirektor von Amtes wegen Mitglied war. Sie hatte die Geschäftsführung zu überwachen, entschied über Öffnungszeiten sowie Revisionen und war für die Anschaffungspraxis zuständig. Sie sollte sich aus Vertretern verschiedener Fachrichtungen zusammensetzen und war für drei Jahre gewählt. Bis 1979 wurde sie vom Lehrer und Lokalhistoriker Fritz Klaus präsiert.

Während der Amtszeit von F. Klaus veränderten sich die Zusammensetzung und der Auftrag der Kommission grundsätzlich. Eine Arbeitsgruppe, die Regierungsrat Dr. Leo Lejeune noch in seinem letzten Amtsjahr als Erziehungsdirektor im April 1975 einsetzte, sollte ein Konzept zur Förderung aller Bibliotheken im Kanton Basel-Landschaft vorschlagen. Ihr gehörten neben F. Klaus auch der Kantonsbibliothekar sowie Achilles Reichert, Konrektor des Lehrerseminars, an. Diese Initiative wurde vom neugewählten Erziehungsdirektor Regierungsrat Paul Jenni tatkräftig unterstützt und führte zu einer Intensivierung der öffentlichen Diskussion über Bibliotheks- und Leseförderung. Die angestrebte Reorganisation wurde in der 'Regierungsratsverordnung für die kantonale Bibliothekskommission vom 27. April 1976' festgeschrieben.

Die Aufsichtskommission über die Kantonsbibliothek wandelte sich zu einem Organ, das den Auf- und Ausbau des gesamten öffentlichen Bibliothekswesens des Kantons zu fördern und zu koordinieren hatte. Zudem wurde das Aufsichtsrecht der Kommission auf alle kantonalen sowie vom Kanton subventionierten Bibliotheken ausgedehnt. Da die Gemeindebibliotheken bis 1982 25 Prozent der Ausgaben für Buchanschaffungen vom Kanton zurückerstattet erhielten, unterstanden auch sie der Aufsicht – oder wie sich die Verordnung ausdrückt – der Inspektion der Kommission.

Die neue Bibliothekskommission wurde so zur übergeordneten Planungs- und Koordinationsinstanz mit weitreichenden Kompetenzen. Die Zahl der Mitglieder wurde auf neun aufgestockt und der Erziehungsdirektor gehörte ihr nicht mehr von Amtes wegen an. Die Bibliothekskommission bildete drei Arbeitsgruppen für die verschiedenen Bibliothekstypen – Kantonsbibliothek, Gemeindebibliotheken und Schulbibliotheken – mit jeweils eigenen Kompetenzen.

Mit grossem Elan begann die Kommission mit einer Bestandesaufnahme aller vorhandenen Bibliotheken. Die Erhebung betreffend Schul- und Gemeindebibliotheken konnte im Rahmen einer VSB-Diplomarbeit 1977 durchgeführt werden. Über die Verwaltungsbibliotheken gibt eine von der Kantonsbibliothek im selben Jahr durchgeführte Befragung Auskunft. Diese umfassende statistische Erhebung gibt einen zuverlässigen Einblick in den Zustand des Bibliothekswesens im Kanton Basel-Landschaft Ende der 1970er Jahre. Die Kommission kommt in ihrer Analyse zum ernüchternden Schluss, dass der Ist-Zustand der Bibliotheken von einer "unübersehbaren Kümmerlichkeit" sei.

Unter ihrem neuen Präsidenten, Kurt Waldner, machte sich die Kommission nun daran, Vorschläge zur Verbesserung der Situation auszuarbeiten. Nach dem Vorbild deutscher Bibliothekspläne arbeitete sie einen 'Bibliotheksplan Basel-Landschaft' im Sinne eines umfassenden Entwicklungskonzeptes aus. Der 170 Seiten starke Bericht enthielt neben einer Analyse vor allem konzeptionelle Überlegungen und zukunftsweisende Verbesserungsvorschläge zuhanden des Regierungsrates. Da der Bericht 1980 bereinigt vorlag, wurde bald vom 'Bibliotheksplan 80' gesprochen. An seiner Sitzung vom 16. März 1982 nahm der Regierungsrat vom Bibliotheksplan 80 und den entsprechenden Anträgen der Erziehungsdirektion zwar zustimmend Kenntnis, verzichtete aber weitgehend auf verbindliche Beschlüsse betreffend Realisierung konkreter Massnahmen. Am konkretesten wurde die Sanierung und der Ausbau der Kantonsbibliothek sowie die Anpassung der entsprechenden Verordnung angesprochen. Die Sanierung und der sanfte Umbau der Kantonsbibliothek konnte mit der Eröffnung der Freihandbibliothek Anfang 1984 abgeschlossen werden. Der in Aussicht gestellte Aus- oder Neubau der Kantonsbibliothek kam jedoch nicht über die Stufe der Planung hinaus.

Mit der 'Regierungsratsverordnung für die kantonale Bibliothekskommission vom 27. März 1984' konnten weitere, eher formale Postulate des Bibliotheksplans 80 erfüllt werden. Die Kommission erhielt zusätzliche Aufsichts- und Mitspracherechte. Insgesamt aber fehlten die nötigen personellen und finanziellen Mittel für den kurzfristigen Ausbau des Bibliothekswesens mit dem Ziel einer gleichmässigen Literaturversorgung des ganzen Kantonsgebietes, wie es der Bibliotheksplan 80 anstrebte. Trotzdem hat er bleibende Spuren hinterlassen. Es ist sein Verdienst, weitere Kreise für die Anliegen der Bibliotheken sensibilisiert und eine politische Diskussion ausge-

löst zu haben. Da er nicht nur Mängel aufdeckte, sondern auch Entwicklungsziele formulierte, konnte der Bibliotheksplan 80 als Orientierungshilfe für kommunale Behörden und Bibliothekare dienen. Schliesslich sollte künftig mit jährlicher Berichterstattung das Erreichte aufgezeigt werden.

Mit dem seit 1986 erscheinenden Jahrbuch 'Unterwegs in der Baselbieter Bibliothekslandschaft' wird Behörden, Bibliotheken sowie allen Interessierten der Zustand des Baselbieter Bibliothekswesens dokumentiert. Es ist einmalig in der Schweiz, dass die statistischen Angaben aller kantonalen, kommunalen sowie Schulbibliotheken eines Kantons in einem gemeinsamen Jahrbuch publiziert werden.

Der seit 1986 durchgeführte kantonale Ausbildungskurs für Bibliothekarinnen und Bibliothekare im Nebenamt sowie der Ausbildungskurs für Schulbibliothekarinnen und -bibliothekare gehen ebenfalls auf Forderungen im Bibliotheksplan 80 zurück. In bisher sechs Kursen konnte 138 Personen eine fundierte bibliothekarische Ausbildung vermittelt werden. In allen Baselbieter Gemeindebibliotheken sind heute eine oder mehrere ausgebildete Bibliothekarinnen tätig. Damit wurde eine wesentliche Grundlage für schrittweise Verbesserungen in den Gemeindebibliotheken geschaffen.

Zu Beginn der 1990er Jahre drängte sich eine Veränderung der Stellung der Bibliothekskommission auf. Ihr Aufsichtsrecht über kantonale und kommunale Institutionen vertrug sich nicht mehr mit dem üblichen Status einer kantonalen Kommission. Folgerichtig wird sie denn auch in der 'Verordnung über die kantonale Bibliothekskommission vom 19. November 1991' als beratende Kommission definiert. Unter dem Vorsitz von Frau Heidi Immler, die die Kommission seit Anfang 1992 präsidiert, unterstützt und berät sie kompetent Gemeinde- und Volksschulbibliotheken und setzt sich für eine verbesserte Koordination der allgemeinen öffentlichen Bibliotheken der ganzen Regio Basiliensis im Rahmen von biblio3 ein. Schwerpunkte bilden ferner die Weiterbildung der Gemeinde- und Schulbibliothekare sowie die Visitationen und Fachberatungen einzelner Bibliotheken.

### Kantonsbibliothek

Seit 1921 befindet sich die Kantonsbibliothek im Parterre des Gerichtsgebäudes am Bahnhofplatz in Liestal. 1961 übernahm der vierzigjährige Historiker und spätere Baselbieter Kulturpreisträger Dr. Hans Sutter (1921–1988) die Leitung der Bibliothek. Ein Jahr zuvor war er bereits zum Staatsarchivar gewählt worden. Bis 1978 stand er beiden Institutionen gleichzeitig vor.

Die Kantonsbibliothek verstand sich als Studien- und Bildungsbibliothek mit dem Sammelauftrag für alle das Baselbiet betreffenden oder von Kantonseinwohnern verfassten Publikationen. Sie war als Magazinbibliothek nach dem Vorbild der damaligen wissenschaftlichen Bibliotheken organisiert, die H. Sutter als langjähriger Assistent am Historischen Seminar der Universität Basel bestens kannte. Neben dem heimatkundlichen Schrifttum bildeten wissenschaftliche Publikationen – von in erster Linie historischer und juristischer Ausrichtung – die Anschaffungsschwerpunkte. In zweiter Linie bot die Kantonsbibliothek Literatur zur 'Unterhaltung und Belehrung' an. Diese Doppelrolle bereitete ihr recht viel Mühe und die spärlichen finanziellen sowie personellen Mittel erschwerten zusätzlich das Finden einer eigenen Identität

zwischen den kommunalen Volksbibliotheken und der Universitätsbibliothek in Basel. Diese Zwiespältigkeit kommt im 'Reglement betreffend die Verwaltung und die Benützung der Kantonsbibliothek vom 16. Juni 1968' deutlich zum Ausdruck. Es waren 35 Paragraphen nötig, um die Organisationsstruktur und die Benützung zu regeln. Der Bibliothekskommission stand das Aufsichtsrecht zu. Sie entschied über die Buchwerbungen, die gemäss Reglement von "anerkannt klassischem, historischem oder bildendem Wert sein oder einem ausgesprochenen Bedürfnis entsprechen" sollten. Dafür standen 1974 Fr. 40'000.- zur Verfügung. Der Kantonsbibliothekar war der administrative und wissenschaftliche Leiter. Die Benützung der Bibliothek war grundsätzlich gebührenpflichtig und erst ab dem 16. Lebensjahr möglich. Geöffnet war sie mittwochs und samstags von 13.00 bis 15.00 Uhr. Von den Gebühren befreit waren Wissenschaftler und Lehrer.

Lediglich 100 bis 130 Personen hatten in den frühen 1970er Jahren ein Jahresabonnement der Kantonsbibliothek gelöst. Die Ausleihen lagen bei 5'000 pro Jahr. Eine Bibliothek mit derart restriktiven Benützungsbedingungen vermochte keine breiteren Bevölkerungsschichten anzusprechen und für Wissenschaftler war der Bestand schnell unzureichend.

Schon bald nach Amtsantritt war H. Sutter überzeugt, dass eine grundsätzliche Reorganisation der Kantonsbibliothek notwendig war. Insbesondere sollten die Raum- und die Personalfragen geklärt werden. Aber erst 15 Jahre später kam im Zusammenhang mit den Vorbereitungsarbeiten zum Bibliotheksplan 80 Bewegung in die Angelegenheit. Sie fiel aber in eine Zeit starker allgemeiner Sparbemühungen und eines strikten Stellenstopps. Verbesserungen in den beiden Kardinalfragen der Kantonsbibliothek – Raum und Personal – mussten hart erkämpft und konnten in den folgenden Jahren nur in sehr kleinen Schritten erzielt werden. Der von den Protagonisten erhoffte und in Konzepten erarbeitete grosse Durchbruch zu einer modernen, gut ausgebauten Kantonsbibliothek liess sich nicht realisieren.

Auf den 1. April 1978 übernahm der fünfzigjährige Achilles Reichert die Leitung der Kantonsbibliothek unter Beibehaltung seiner Funktion als Beauftragter für Schulbibliotheken und Jugendliteratur. In einem Bericht der kantonalen Bibliothekskommission vom Juni 1977 wurde die Situation wie folgt beurteilt: "Die Kantonsbibliothek mit ihrem ansehnlichen Buchbestand von 75'000 Bänden fristet noch immer das Kümmerdasein einer Buchbewahranstalt. Es fehlt ihr das nötige Bibliothekspersonal und sie leidet überdies unter unmöglichen Raumverhältnissen". Die Kantonsbibliothek brauchte eine neue Identität und eine zeitgemässe Ausrichtung, um ihre Existenzberechtigung zu beweisen. Im Rahmen der Zielsetzungen im Bibliotheksplan 80 arbeitete A. Reichert zusammen mit der kantonalen Bibliothekskommission auf eine tiefgreifende Reorganisation im Sinne einer Öffnung hin. Die Kantonsbibliothek sollte eine Freihandbibliothek mit grosszügigeren Öffnungszeiten und Buchangeboten für alle Altersgruppen werden. Vor allem mit Kinder- und Jugendliteratur sollten neue Benutzerinnen und Benutzer aus der unmittelbaren Umgebung angesprochen werden. Als äusseres Zeichen dieser Modernisierung konnte in einem ersten Schritt die Eingangs- und Ausleihzone umgebaut werden. Die schmiedeisernen Gitter und der Ausleihschalter wurden durch eine benutzerfreundlichere Ausleihtheke ersetzt. Weitere, dringend notwendige bauliche Veränderungen wurden immer wieder in Frage gestellt, weil auch die gänzliche Neuunterbringung der Kantonsbibliothek in

einem anderen Gebäude diskutiert wurde. Verschiedenste Projekte wurden skizziert, verändert, verworfen und schliesslich wieder aufgenommen, um wieder verworfen zu werden. Derweil verschärfte sich die Raumsituation und der Schimmelbefall im feuchten Keller weiter. Schliesslich kam 1983 doch eine Sanierung und ein sanfter Umbau der vorhandenen Bibliotheksräumlichkeiten im Parterre und im Keller des Gerichtsgebäudes zu Stande. Voraussetzung war eine Auslagerung von rund 70'000 Bänden ins Staatsarchiv. Damit wurde der Raum frei für die Einrichtung einer Freihandbibliothek für rund 25'000 Bände sowie die nötigen Arbeitsplätze für die Bibliothekarinnen und die Bibliothekare. Am 18. Januar 1984 konnte die umgebaute Kantonsbibliothek wieder eröffnet werden.

Für die innere Organisation, die Ausleihe und die Katalogisierung übernahm die Kantonsbibliothek die Arbeitstechnik der Schweizerischen Arbeitsgemeinschaft der allgemeinen öffentlichen Bibliotheken (SAB). Auf dieser Grundlage liess sich ein Bibliotheksbetrieb aufbauen, wie er bereits in zahlreichen Stadt- und Gemeindebibliotheken funktionierte. Die Benutzerinnen und Benutzer konnten nun direkt am Buchbestand ihren Lesestoff suchen. Zudem stand ein alphabetischer Verfasserkatalog und ein systematischer Sachkatalog in Zettelform zur Verfügung, der die bis 1975 in gedruckter Form erschienenen Kataloge ersetzte. 1980 wurde auch der Druck der Zuwachsverzeichnisse eingestellt.

In den 12 Jahren als Leiter der Kantonsbibliothek war es A. Reichert gelungen, die Bibliothek einer breiteren Öffentlichkeit bekannt zu machen. Die Ausleihen stiegen in seiner Amtszeit von 7'700 auf 69'000 und die Zahl der Benutzerinnen und Benutzer von 430 auf 3'100. Das neue Angebot an Kinder- und Jugendliteratur sowie der Ausbau der Belletristik sprachen die gewünschten Leserkreise an. Erweiterung der Öffnungszeiten, Einführungen für Schulklassen, Öffentlichkeitsarbeit sowie eine Ausstellung zum 150jährigen Jubiläum 1988 unterstrichen den Willen zur Öffnung. Aus einer wenig benutzten Magazinbibliothek mit mehrheitlich wissenschaftlich ausgerichtetem Buchbestand war eine lebhaftere Freihandbibliothek für Lesehungrige geworden.

Um die steigenden Ausleihen bewältigen zu können, konnte der Personalbestand in den 1980er Jahren in kleinen Schritten ausgebaut werden. 1984 wurde erstmals eine Diplombibliothekarin angestellt und im gleichen Jahr ein Ausbildungsplatz für Diplombibliothekare geschaffen. Trotzdem blieb die Kantonsbibliothek räumlich, personell und finanziell in ein sehr enges Korsett gezwängt. Gegenüber vergleichbaren Kantonsbibliotheken wies sie immer noch einen klaren Entwicklungsrückstand auf.

Regierungsrat Peter Schmid, seit 1989 Erziehungs- und Kulturdirektor, war von der Notwendigkeit einer Modernisierung und Weiterentwicklung der Kantonsbibliothek überzeugt. Bereits in seinem ersten Amtsjahr konnte eine Online-Verbindung zu SIBIL Basel – dem späteren Deutschschweizer Verbund (DSV) – aufgebaut werden. Damit war es von Liestal aus möglich, in den Buchbeständen der UB und ab 1991 in denjenigen der Stadt- und Universitätsbibliothek Bern (STUB) zu recherchieren. Mit dem Amtsantritt von Dr. Gerhard Matter, Historiker und wissenschaftlicher Bibliothekar, im September 1990 konnte die Automatisierung der Kantonsbibliothek in Angriff genommen werden. Die seit 1984 angeschafften Bücher und Medien wurden rekatalogisiert und im November 1991 der automatisierte Betrieb aufgenommen. Danach konnte mit dem Aufbau des Baselbieter Bibliotheksverbunds (BBV) begon-

nen werden. Momentan gehören ihm die Bibliotheken des Lehrerseminars, der Gewerblich-industriellen Berufsschule Liestal, der Hauptabteilung Archäologie und Kantonsmuseum sowie des Gymnasiums Liestal an. Dank dem Verbund kann von allen beteiligten Bibliotheken aus in den Beständen der übrigen recherchiert werden. Zudem werden Abfragen bald von zu Hause ab PC via Telefonleitung möglich sein.

Die Einführung der EDV war ein geeigneter Moment, um weitergehende Reformen durchzuführen. Für die formale und inhaltliche Erschliessung wurde das volle Regelwerk VSB und die Mittlere DK als Grundlage gewählt. Die Öffnungszeiten der Kantonsbibliothek konnten von 24 auf 41 Wochenstunden erweitert und die Betriebsferien abgeschafft werden. Damit wurde sichergestellt, dass während des ganzen Jahres mindestens eine Bibliothek im Baselbiet geöffnet ist. Die bescheidenen Benutzungsgebühren wurden ganz abgeschafft. Im August 1993 konnte ein separater Leseaal mit 15 Arbeitsplätzen und zwei PC-Arbeitsplätzen in den Räumlichkeiten einer ehemaligen Buchbinderei in Betrieb genommen werden. Begleitet wurden diese notwendigen Verbesserungen von einer Verbreiterung des Buch- und Medienangebotes. Neu werden auch Tonkassetten, Compact Discs und Videos angeboten. Als erste Bibliothek der Schweiz leiht die Kantonsbibliothek CD-ROMs aus. Dieses attraktive Medienangebot konnte nur dank Sponsoring der Schweizerischen Bankgesellschaft Liestal realisiert werden. Die Verdreifachung sowohl der eingeschriebenen Benutzerinnen und Benutzer auf 10'000 wie auch der Ausleihen auf 200'000 innert vier Jahren zeigt, dass ein differenziertes und attraktives Buch- und Medienangebot einem grossen Bedürfnis entspricht.

Dank diesem Entwicklungsschritt hat die Kantonsbibliothek wieder Anschluss an die allgemeine Bibliotheksentwicklung in der Schweiz gefunden. Sie gehört zu den kleineren Studien- und Bildungsbibliotheken der Schweiz und erfüllt gleichzeitig die Aufgaben einer allgemeinen öffentlichen Bibliothek für die Region Liestal. Das grösste Problem – das Raumproblem – wird seit über 25 Jahren diskutiert, konnte aber bisher nicht gelöst werden. Die Neuunterbringung der auf sechs verschiedene Liegenschaften verteilten Kantonsbibliothek ist dringend notwendig.

### Gemeindebibliotheken

Pfarr- und Volksbibliotheken, manchmal auch Lesevereine, waren in den Baselbieter Gemeinden ehemals gut vertreten. Die Tradition geht ins 19. Jahrhundert zurück, als Pfarrherren, Pädagogen und vereinzelt auch Arbeitervereine im Kampf für eine Verbesserung der Volksbildung Lesestoff in mehr oder weniger geeigneten Räumlichkeiten anboten.

Diese Bibliotheken mit erziehenden und behrenden Absichten gerieten in den 1960er Jahren in eine Krise. Durch den Wertewandel in Bildung und Erziehung hatte sich ihr Buchangebot – einheitlich in braunes Packpapier gehüllt – überlebt. Zahlreiche Bibliotheken in den Gemeinden wurden aus Mangel an Nachfrage geschlossen oder schiefen einfach ein.

Die neue Aera forderte einen zeitgemässen Typus von Bibliothek: die Freihandbibliothek mit aktuellem und vielseitigem Buch- und Medienangebot für Weiterbildung, Freizeit und Unterhaltung. Die erste Baselbieter Bibliothek dieses Typs wurde 1971 in

Pratteln eröffnet. In den 1970er Jahren wurden in weiteren sechs Gemeinden Freihandbibliotheken errichtet: Ettingen und Oberwil 1976, Reinach 1977, Therwil 1978, Füllinsdorf und Binningen 1979.

Dieser erste Gründungsschub von Freihandbibliotheken war dank der Initiative einzelner Persönlichkeiten sowie der ehrenamtlichen Tätigkeit zahlreicher Frauen in den Gemeinden möglich geworden. Die finanzielle Unterstützung dieser Bibliotheken durch die Gemeinden war sehr dürftig. Ein paar tausend Franken im Jahr waren die Regel und Pratteln mit Fr. 15'000.– sowie Reinach mit Fr. 20'000.– Gemeindebeitrag im Jahr 1976 die grossen Ausnahmen. Die Gesamtaufwendungen einzelner Bibliotheken im selben Jahr schwankten zwischen Fr. 185.– (Aesch) und Fr. 26'500.– (Pratteln). Eindrücklich wird diese Situation in der von der kantonalen Bibliothekskommission veranlassten statistischen Erhebung für das Jahr 1976 belegt. In 17 von insgesamt 73 Gemeinden waren öffentlich zugängliche Bibliotheken vorhanden, die zusammen über einen Anschaffungskredit von Fr. 52'500.– verfügten. Die Gemeindebibliothek Pratteln hatte mit Fr. 12'500.– den höchsten Etat und konnte damit 454 neue Bücher kaufen.

Von den 17 für das Jahr 1976 nachgewiesenen Bibliotheken waren fünf Pfarreibibliotheken und zwei Magazinbibliotheken. Die Pfarreibibliotheken verschwanden in den folgenden Jahren oder wurden in Gemeindebibliotheken umgewandelt. 1994 wurde in Münchenstein die letzte von einer Kirchgemeinde getragene Bibliothek zur Gemeindebibliothek. Die Anzahl der kommunalen Bibliotheken hat sich bis heute stabil gehalten. Drei Bibliotheken sind seit 1976 abgegangen und dafür drei neue in Muttenz (1980), Tenniken (1988) und Bretzwil (1991) dazugekommen. Mit dem Übertritt des Laufentals 1994 ist die Stedtlibibliothek Laufen als 18. Gemeindebibliothek dazugestossen.

Diese Veränderungen auf der Baselbieter Bibliothekskarte haben die bestehenden Ungleichgewichte in der Literaturversorgung nicht etwa abgebaut, sondern noch verstärkt. Heute befinden sich zehn der achtzehn Gemeindebibliotheken in den stadtnahen Gemeinden des Bezirkes Arlesheim, während die Bevölkerung im oberen Baselbiet deutlich schlechter mit Literatur versorgt wird. Auf diese Situation hat der damalige Erziehungsdirektor, Regierungsrat Paul Jenni, bereits 1977 an einer SAB-Tagung mit den Worten hingewiesen: "Wir wissen, dass die Bibliothekslandschaft im Baselbiet, kartographisch ausgedrückt, noch mit weissen Flecken durchsetzt ist. Es sind aber auch Kräfte und Initiativen da, diese Flecken auszufüllen. Denn über die Notwendigkeit, zeitgemässe Bibliotheken zu errichten, besteht auch von Seiten der Behörden kein Zweifel." Leider hat sich diese Hoffnung bis heute nicht erfüllt.

Die Entwicklung der allgemeinen öffentlichen Bibliotheken im Kanton Basel-Landschaft der letzten 20 Jahre vermochte die Anzahl der Bibliotheken zwar nicht zu vermehren, aber die Qualität und Professionalität der bestehenden Bibliotheken hat sich verbessert. Dies belegen die Ausleihzahlen der letzten 20 Jahre ganz eindrücklich. Insbesondere in den Bereichen Buch- und Medienangebot, räumliche Unterbringung sowie bibliothekarische Ausbildung und Entschädigung sind deutliche Verbesserungen feststellbar. Neben einem aktuellen Buchangebot für Kinder, Jugendliche und Erwachsene figurieren Zeitschriften, Spiele sowie audiovisuelle Medien vielerorts schon seit Jahren auf der Angebotsliste. Die gediegenen Neuunterbringungen der

Gemeindebibliotheken in Arlesheim 1991, in Muttenz 1992 und in Münchenstein 1995 zeigen, dass die grosse Bedeutung von Raum, Ausstattung und Standort für den Erfolg einer Bibliothek vermehrt erkannt wird. Solche Beispiele gilt es nachzuahmen.

Von grundlegender Bedeutung für die Professionalisierung ist die seit 1986 angebotene Ausbildung für Bibliothekarinnen und Bibliothekare im Nebenamt. Mit dieser beruflichen Ausbildung wurde eine wesentliche Grundlage auch für die erfolgreiche Einführung von EDV in den Bibliotheken geschaffen. Fünf Gemeindebibliotheken verfügen bereits über zum Teil mehrjährige Erfahrungen mit EDV und fünf weitere planen die Einführung in den nächsten zwei Jahren. Die gestiegenen Erwartungen an Qualität und Professionalität der Dienstleistungen können auch in den Gemeindebibliotheken nur mehr dank EDV erfüllt werden.

### Schulbibliotheken

Den Schulbibliotheken kam von seiten der Behörden immer höhere Aufmerksamkeit zuteil als den Gemeindebibliotheken. Ihre grosse Bedeutung für Ausbildung und Unterricht liess sich offenbar besser vermitteln. Bis 1977 gehörten sie in den Zuständigkeitsbereich des Schulinspektorates. Damit gab es eine verantwortliche Stelle und es wurden regelmässig Budgetmittel an die Bibliotheken aller Schulstufen ausbezahlt.

In seiner damaligen Stellung als Schulinspektor führte der spätere Erziehungsdirektor Paul Jenni zusammen mit Achilles Reichert 1974 eine 'Erhebung zur Situation der Schulbibliotheken an den Primar- und Sekundarschulen' durch. In 61 von den total 73 Gemeinden waren Schulbibliotheken vorhanden. Da in den übrigen zwölf Gemeinden entweder keine oder nur sehr kleine Schulen existierten, hatten 95 Prozent aller Primarschülerinnen und -schüler Zugang zu einer Schulbibliothek. In der Regel waren die Schüler- und Lehrerbibliotheken noch getrennt und in Klassenzimmern respektive Lehrerzimmern untergebracht. Im Kantonsdurchschnitt standen pro Schüler 2,4 Bücher zur Verfügung. Die Erhebung zeigte aber auch deutlich, dass die Bestände vielerorts überaltert und die bibliothekarische Arbeit ungenügend waren. Als Gründe wurden die zu geringen Finanzmittel für Neuanschaffungen und die fehlenden Aus- und Weiterbildungsmöglichkeiten für Schulbibliothekare angegeben. Das im Ausland bereits bewährte Modell einer Schulbibliothek als Informationszentrum für Lehrer und Schüler mit aktuellem Buch- und Medienbestand sowie genügend Arbeitsplätzen und grosszügigen Öffnungszeiten sollte auch im Baselbiet Einzug halten. Die entsprechende Grundlage dafür wurde in der 'Regierungsratsverordnung über die Schulbibliotheken vom 8. November 1977' geschaffen.

Mit der neuen Verordnung, die erstmals für die Bibliotheken aller Schulstufen verbindlich war, wechselte die Zuständigkeit für die Schulbibliotheken vom Schulinspektorat zur Bibliothekskommission. Für den Vollzug wurde eine Viertelstelle als 'Beauftragter für Schulbibliotheken und Jugendliteratur' geschaffen und mit dem neuen Kantonsbibliothekar A. Reichert besetzt. Die Bibliotheken aller Schultypen sollten nun moderne Freihandbibliotheken werden. Dazu stellte ihnen die neue Verordnung weitgehende Unterstützung durch den Beauftragten und die Bibliothekskommission in Aussicht. Eine bibliothekarische Ausbildung für Schulbibliothekare

wurde für obligatorisch erklärt. Schliesslich wurde der Kanton zur Entrichtung von regelmässigen Pro-Kopf- sowie Sonderbeiträgen verpflichtet.

Dank der Vervierfachung der Beiträge des Kantons an die Schulbibliotheken in den Jahren 1975 bis 1979 sowie der grossen Aktivität des Beauftragten und der Bibliothekskommission konnten spürbare Verbesserungen erzielt werden. Nachhaltig wirkte vor allem die Aus- und Weiterbildung für Schulbibliothekare, die nun für ihre Bibliotheksarbeit auch entschädigt oder von Unterrichtsstunden entlastet werden konnten.

Mit dem neuen Schulgesetz von 1979 veränderte sich die Situation für die Schulbibliotheken insofern, als die Primar- und Realschulen in den Zuständigkeitsbereich der Gemeinden übergangen und somit keine kantonalen Beiträge für ihre Bibliotheken mehr erhielten. Auch das Ausbildungsobligatorium fiel für Schulbibliothekare auf der Primarschulstufe dahin.

Diese Gesetzesänderungen machten eine Anpassung der noch jungen Verordnung von 1977 notwendig. Dies geschah mit der 'Regierungsratsverordnung über die Bibliotheken der vom Kanton geführten Schulen vom 27. März 1984'. Seither erhalten die Bibliotheken der Sekundarschulen und Progymnasien kantonale Pro-Schüler- sowie Sonderbeiträge. Die Bibliotheken der weiterführenden Schulen – Gymnasien, Lehrerseminar, Berufsschulen – werden im Rahmen des Budgets der jeweiligen Schule finanziert. Sie werden zunehmend von diplomierten Bibliothekarinnen oder Bibliothekaren geleitet.

Heute besteht im Kanton Basel-Landschaft ein dichtes Netz von im allgemeinen gut ausgebauten Schulbibliotheken. Dank der effektiven Fachberatung durch den Beauftragten für Schulbibliotheken und Jugendliteratur ist eine kontinuierliche Förderung der Schulbibliotheken möglich. Voraussetzung allerdings ist die ständige Anpassung der Pro-Schüler-Beiträge an die steigenden Kosten.

Erfreulich ist, dass mit der Eröffnung der Mediothek der Gewerblich-industriellen Berufsschule Liestal 1993 nun alle weiterführenden Schulen über Freihandbibliotheken verfügen. Während bei der baulichen Konzeption der Baselbieter Gymnasien in den 1960er Jahren Schulbibliotheken noch wenig Berücksichtigung fanden, konnte dieser Mangel später schrittweise und mit unterschiedlichem Erfolg behoben werden. Im Rahmen von grösseren Bauprojekten konnten an zwei Gymnasien auch die Bibliotheken erweitert werden. Weitere Verbesserungen für Benutzer und Bibliothekare können mit der in Angriff genommenen Vernetzung und Integration dieser Bibliotheken in den Baselbieter Bibliotheksverbund (BBV) erreicht werden.

#### Entwicklungstendenzen und Ausblick

Das Baselbieter Bibliotheksnetz ist von vielgestaltiger, aber auch unausgewogener Erscheinung. Die Versorgung der Bevölkerung mit Information und Literatur ist geografisch sehr unterschiedlich. In den stadtnahen Gemeinden des unteren Baselbiets ist die Versorgungslage deutlich besser. Hier gilt es die bestehenden Institutionen zu erhalten und mit den nötigen Finanzmitteln auszustatten. Die weiten Maschen im Bibliotheksnetz der Bezirke Laufental, Liestal, Sissach und Waldenburg mit zusammen über 100'000 Einwohnern hingegen sollen enger geknüpft werden. Ein gezielter

Aufbau von kombinierten Schul- und Gemeindebibliotheken sowie Regionalbibliotheken ist notwendig. Von zentraler Bedeutung ist der Ausbau und die Neuunterbringung der Kantonsbibliothek, um die ihr zugeschriebene Leitfunktion im Baseltbieter Bibliothekswesen und die Scharnierfunktion zum nationalen Bibliothekswesen zu ermöglichen.

Ein leichter Zugang zu Information und Literatur für alle Interessierten unabhängig von Wohn- oder Arbeitsort zu erhalten oder zu ermöglichen, ist die bibliothekspolitische Zielsetzung. Mit dem Konzept der gestuften Literaturversorgung lässt sich dieses Postulat realisieren. Ähnlich wie beim Schulwesen geht es von einem dreistufigen Informations- und Dienstleistungsangebot aus. Die Grundversorgung wird von den Schul- und Gemeindebibliotheken sichergestellt, während differenziertere und weiterführende Angebote von der Kantonsbibliothek geleistet werden. Die Versorgung mit wissenschaftlicher Literatur schliesslich erfolgt auf der dritten Stufe durch die Universitätsbibliothek. Das Konzept erfordert gute Angebote und Dienstleistungen auf allen drei Stufen sowie die Zusammenarbeit der Bibliotheken über die Stufen hinweg.

## Literatur

- Bibliotheksplan Basel-Landschaft. Erarbeitet von der kantonalen Bibliothekskommission im Auftrag der Erziehungsdirektion. Liestal (1980).  
Dokumentation Schulbibliothek.  
Hrsg. v. Kantonsbibliothek Baselland 1981–1986.  
Ehrler-Jenni, Elvi (1982): Die Geschichte der beiden Frösche oder Gemeindebibliotheken im Kanton Baselland. In: Information SAB 3, Nr. 2.  
Gass, Otto: Hundert Jahre Kantonsbibliothek Baselland 1838–1938. Liestal (1938).  
Grieder, Martin (1990): Und was meinen Sie? Umfrage zu Bedürfnissen und Wünschen der Benutzerinnen und Benutzer der Kantonsbibliothek Baselland sowie Struktur der Leserschaft. VSB-Diplomarbeit, Liestal.  
Gutachten über die Bibliotheken an den Gymnasien. Erstellt von der kantonalen Bibliothekskommission. Liestal (1991).  
Jenni, Paul (1977): Das Bibliothekswesen im Kanton Basel-Landschaft. In: Nachrichten VSB/SVD 53, Nr. 4, S. 131–137.  
Jenni, Paul: Die Bibliotheken im Kanton Basel-Landschaft und der Bibliotheksplan '80. Ansprache an der Kantonekonferenz vom 23.11.1983. In: Information SAB 5 (1984), Nr. 3.  
Merz, Ulrich (1980): Bestand, Kontrolle und Erschliessung der Periodica in der Kantonsbibliothek Baselland. VSB-Diplomarbeit, Liestal.  
Reichert, Achilles (1982): Die Schulbibliotheken im Kanton Basel-Landschaft. In: Information SAB 3, Nr. 2.

Rosenberger, Eva (1992): Compact Discs in der Kantonsbibliothek Baselland.  
BBS-Diplomarbeit, Liestal.

Schaub, Johanna (1978): Materialien zum Bibliotheksplan für den Kanton  
Basel-Landschaft. VSB-Diplomarbeit, Basel.

Unterwegs in der Baselbieter Bibliothekslandschaft. Liestal (1986-).

Verordnungen:

- Reglement betreffend die Kantons-Bibliothek vom 2. Februar 1921
- Regierungsratsbeschluss über die Abänderung des Reglementes vom 2. Februar 1921 betreffend die Kantonsbibliothek vom 9. Januar 1948
- Reglement betreffend die Verwaltung und die Benützung der Kantonsbibliothek vom 16. Juli 1968
- Regierungsratsverordnung für die kantonale Bibliothekskommission vom 27. April 1976
- Reglement für die Benützung der Kantonsbibliothek vom 25. August 1978
- Regierungsratsverordnung über die Kantonsbibliothek vom 25. September 1979
- Regierungsratsverordnung für die kantonale Bibliothekskommission vom 27. März 1984
- Regierungsratsverordnung über die Bibliotheken der vom Kanton geführten Schulen vom 27. März 1984
- Reglement für die Benützung der Kantonsbibliothek vom 18. April 1985
- Verordnung über die Kantonsbibliothek vom 19. November 1991
- Verordnung über die kantonale Bibliothekskommission vom 19. November 1991
- Benutzungsordnung der Kantonsbibliothek Baselland vom 21. September 1992
- Benutzungsordnung der Kantonsbibliothek Baselland vom 14. März 1995

Wagner, Margarete (1977): Öffentliche Bibliotheken im Kanton Basel-Landschaft.  
In: Baselbieter Heimatbuch Bd. 13, S. 153-159.

Fribourg, un des acteurs de l'espace scientifique  
francophone:

l'ABCDEF en action (1989-1995)

Martin Nicoulin

## Introduction

La lecture du 'Journal de Genève' du 4 mai 1995 inspire le sujet de cet article. Sous le titre 'La Suisse devrait bientôt consommer son mariage avec la Francophonie', ce quotidien nous apprend que le Conseil Fédéral a décidé d'adhérer à l'Agence de coopération culturelle et technique. Enfin! Notre pays quitte sa politique du hérisson et va participer officiellement et financièrement à la grande aventure solidaire et conquérante de la famille francophone.

Ainsi la Bibliothèque cantonale et universitaire de Fribourg (Suisse) se trouve en position de pionnière. En effet, c'est déjà en 1989, à l'initiative de M. Augustin Macheret, à l'époque Recteur de l'Université, que la BCU a pris "une passion pour la Francophonie" pour parler comme François Mitterrand, l'ancien Président de la France, et s'est mise à vivre la Francophonie, comme "un espace pour notre temps", pour reprendre une expression de Jacques Chirac, l'actuel chef de la République française.

## Le passé de sa vie associative

En août 1989, Paris est la capitale mondiale des bibliothécaires avec le congrès de l'IFLA. Mais la nouveauté se déroule à la Bibliothèque Sainte-Geneviève dans le Quartier Latin. Sous l'impulsion de M. Michel Guillou, Recteur de l'UREF et Directeur général de l'AUPELF, et de Mme Leila Resk, Directeur du Cabinet du Recteur, les bibliothécaires du Nord et du Sud s'éveillent à la Francophonie. Ainsi est née l'Association des responsables des Bibliothèques et Centres de Documentation universitaires et de Recherche d'expression française (ABCDEF).

Le 16 octobre 1990, à Lyon (Villeurbanne) se déroule la première Assemblée générale de l'Association qui adopte les statuts, fixe le montant de la cotisation et élit les membres du Conseil d'administration. En voici la composition: M. Martin Nicoulin, Président, M. Henri Sène, premier vice-Président, M. Richard Greene, deuxième vice-Président, M. Jacques Kériguy, Secrétaire général-trésorier, M. Jean-Pierre Devroey, Secrétaire-trésorier adjoint, Mme Marie-Françoise Bernabé, Mme Marie-Gabrielle Bodart, M. Claude Bonnelly, M. Abdendi El Farh, M. Ndamba Goma, Mme Michèle Guiot et M. Léonard Rafidison.

Du 11 au 13 décembre 1991, le Président, le Secrétaire général et le Directeur des programmes de l'IST de l'AUPELF-UREF assistent à la réunion des directeurs des bibliothèques universitaires francophones de l'Afrique de l'Ouest à Bamako, au Mali. Les participants décident de dissoudre l'ABESAO et de la transformer en section de l'ABCDEF en vue d'assurer "une meilleure visibilité de la bibliothéconomie universitaire africaine au sein de la francophonie".

Le 8 mars 1991, 21 directeurs des bibliothèques universitaires francophones canadiennes décident de fonder une section canadienne de l'ABCDEF. Les principaux objectifs sont de promouvoir et de renforcer la coopération bibliothéconomique au sein du Canada francophone et de participer activement aux actions de l'ABCDEF.

40 directeurs venant de tous les méridiens de la Francophonie participent à la deuxième Assemblée générale, qui a lieu à Dakar le 18 mars 1993. Un nouveau visage vient embellir le Conseil d'Administration: Mme Françoise Montbrun, Directrice du Service commun de documentation à l'Université de Picardie (France) remplace Mme Michelle Guiot (France), démissionnaire. Cette Assemblée:

- adopte le règlement intérieur
- prend acte du rapport de la commission de modification des statuts présidée par M. Pascal Gandaho
- accepte la candidature du Québec comme lieu pour la prochaine Assemblée générale
- demande à étudier les modalités de notre présence à l'IFLA
- accepte les deux sections régionales
- demande de mettre en place une stratégie afin d'intégrer dans notre Association les directeurs des bibliothèques des centres de documentation.

Le 7 mai 1993, le Président de l'ABCDEF participe à une réunion de la section canadienne de l'ABCDEF. Il est fait le point sur l'Assemblée générale de Dakar, sur les travaux en cours et sur la prochaine Assemblée générale de Québec. L'idée est lancée de travailler un concept de parrainage avec les bibliothèques universitaires du Sud et de resserrer les contacts avec nos collègues de France. Le Président profite de ce séjour pour rendre visite au Bureau de l'AUPELF-UREF à Montréal où il a un entretien, notamment, avec Philippe Ducray, Directeur adjoint du Cabinet du Recteur.

Il partage avec des collègues de Suisse romande (Mme Gabrielle von Roten, Directrice du SEBIB de Genève, Mme Josette Noening, Directrice de la Bibliothèque centrale de l'EPFL, et M. Jacques Rychner, Directeur de la Bibliothèque publique et universitaire de Neuchâtel) une visite des bibliothèques universitaires de Laval (Québec), de Montréal et d'Ottawa.

Du 29 novembre au 3 décembre 1993, le Président assiste aux Assises francophones de la Recherche et à l'Assemblée générale de l'AUPELF à Abidjan (Côte d'Ivoire). En tant qu'observateur, il prend part à la session des réseaux institutionnels que préside Mme Leila Resk, Directeur du Cabinet du Recteur. Il profite de ces journées pour établir de nombreux contacts avec des Recteurs des Universités de France, de Suisse, de Belgique et d'Afrique et surtout avec les membres de l'Association Internationale des Ecoles des Sciences de l'Information (AIESI).

Dans la séance du 5 novembre 1994 à Fort-de-France (Martinique), le Conseil d'administration décide de lancer une campagne d'adhésion non seulement auprès des bibliothèques universitaires, mais aussi auprès des centres de recherche. Mme Marie-Gabrielle Bodart, Responsable du Centre de coopération internationale en recherche agronomique pour le développement de Montpellier, devient Secrétaire, tandis que Mme Françoise Montbrun, Directeur du Service de documentation de l'Université de Picardie, devient Trésorière de l'Association. M. Jean-Pierre Devroey, Directeur du Centre de gestion des bibliothèques de l'Université Libre de Bruxelles, accepte de

poursuivre son travail d'éditeur d'En français dans le texte. Le Conseil d'administration établit le programme d'activités pour l'année 1995:

- congrès scientifique à Québec en octobre 1995
- assemblée générale aussi à Québec en octobre 1995
- publication d'un numéro d'En français dans le texte
- réalisation d'un stage de formation pour les bibliothécaires de l'Afrique de l'Ouest (décembre 1995)
- création d'un gopher pour assurer la présence de l'ABCDEF sur INTERNET
- mise à jour du prospectus ABCDEF
- demande d'adhésion à l'IFLA.

#### Les actions réalisées par l'ABCDEF

Les 15 et 16 octobre 1990, plus de 70 participants assistent aux journées d'étude à Villeurbanne (France). L'exposé scientifique de la session est prononcé par M. Alban Daumas. Le thème est le suivant: "Adapter la bibliothèque universitaire fondamentale à deux révolutions, celle de la technologie et celle de la pédagogie". A l'avenir, les BU ne devront plus être considérées comme des institutions mais comme une fonction; c'est pourquoi elles devront davantage penser à communiquer qu'à stocker.

M. Gérard Thirion, M. Abdendi El Fahr, M. Henri Sène et Mme Liliane Vezier, ces bibliothécaires de talent, ont enrichi ces journées par leur savoir et leur expérience. Les participants ont discuté plusieurs thèmes. Deux textes ont été publiés dans la revue 'En Français dans le texte': celui d'Alban Daumas: 'La Bibliothèque universitaire fondamentale' et celui d'Odile Broussillon: 'Documentation et francophonie'.

En juin 1991 le 'Livre Blanc des Bibliothèques universitaires de la Francophonie' paraît.

Demandé par l'AUPELF-UREF, ce Livre Blanc présente dans une première partie des statistiques sur les BU de France, du Canada francophone, de la Suisse francophone, de la Belgique francophone ainsi que sur quelques bibliothèques universitaires de pays du Sud (Dakar, Antananarivo, Mali, Maurice, Niamey, Rabat et Zaïre). Pour construire l'avenir, ce texte fondamental contient neuf propositions d'actions:

1. Création d'un Répertoire général des bibliothèques et centres de documentation universitaires de la Francophonie
2. Elaboration des normes pour les bibliothèques universitaires
3. Organisation de missions d'audit
4. Rédaction d'un manuel d'administration et de gestion managériale des bibliothèques universitaires
5. Amélioration de la formation professionnelle des bibliothécaires dans les pays de la Francophonie
6. Amélioration du prêt entre bibliothèques dans l'ensemble des pays de la Francophonie

7. Interconnexion des réseaux
8. Transfert de technologie vers les pays du Sud
9. Etude et réaffirmation de la mission bibliographique des bibliothèques universitaires.

Le Livre Blanc a été publié dans 'En Français dans le texte'.

Un programme cohérent a été mis en place à Monastir (Tunisie, juin et octobre 1992) en partenariat avec la Région Rhône-Alpes et la commune de Monastir. Deux stages ont été organisés: l'un sur le catalogue informatisé et l'autre sur l'automatisation des bibliothèques.

Les 1er et 2 juin 1992, à Fribourg, plus de 170 personnes venues de Belgique, de France, du Québec et de Suisse ont analysé et comparé les divers systèmes d'indexation-matière élaborés et utilisés dans les pays francophones du Nord. La Présidence de ces journées a été assurée par M. Pierre Gavin, l'un des créateurs et l'animateur des réseaux SIBIL de Suisse, de France et du Luxembourg. Le colloque a dégagé le nouvel axe international qui se dessine entre Washington, Québec et Paris. Ces rencontres ont été organisées en partenariat avec la BCU de Fribourg, la BU de Laval et le Réseau des bibliothèques romandes (RERO).

Les 17 et 18 mars 1993, à Dakar, 75 professionnels des bibliothèques et des centres de documentation universitaires provenant de 21 pays ont assisté à des journées d'étude sur l'évaluation. La séance inaugurale a été présidée par M. André Sonko, Ministre de l'Education nationale, avec la participation de M. Souleymane Niang, Recteur de l'Université Cheikh Anta Diop de Dakar, et M. Philippe Ducray, représentant de l'AUPELF-UREF.

L'ABCDEF offrait des exposés de qualité avec ceux de Jean Sirinelli, Président du Comité national français de l'évaluation, de Pascal Gandaho, Directeur de la Bibliothèque de l'Université nationale du Bénin, de Marie-Dominique Heusse, Directeur de la Bibliothèque Interuniversitaire de Toulouse, de Jean Germain, Directeur de la Bibliothèque générale et de Sciences humaines de Louvain-La-Neuve, de Jean-Pierre Côté, Directeur des bibliothèques de l'Université du Québec à Montréal, de Jacques Cordonier, Président de l'Association des bibliothèques et des bibliothécaires suisses. Ce congrès a connu une belle couverture médiatique avec des articles dans la presse écrite et même un reportage à la télévision.

Sous la plume de notre collègue Geneviève Boisard, le 'Bulletin des Bibliothèques de France' félicitait l'ABCDEF "qui a su éviter la langue de bois et faire preuve d'efficacité" et demandait de mettre en chantier "une boîte à outils méthodologique, un manuel d'évaluation en français permettant de généraliser cette procédure qui n'est plus contestée".

Parution de 'Bibliothèques et vedettes : Principes et pratiques de l'indexation matière dans les pays francophones du nord'. Textes réunis par Pierre Buntschu, Martin Nicoulin, Flavio Nuvolone (1993). Québec: Les Presses de l'Université Laval, Fribourg (Suisse): Editions universitaires, Villeurbanne/Lyon: ENSSIB.

Il s'agit de la publication des Actes du Colloque de Fribourg (Suisse). Ce livre paraît en juin 1993 et connaît plusieurs comptes rendus bibliographiques, notamment dans 'International Cataloguing and Bibliographic Control' vol. 23, no. 2, April/June 1994.

Dans cette revue, M. Robert P. Holley de la Wayne State University Library de Détroit déclare:

"Quelles sont les conclusions de ce colloque ? Premièrement, on souligne l'adoption de LCSH et de ses versions françaises, LAVAL et RAMEAU. C'est un système bien établi avec un vocabulaire étendu. De plus, les bibliothèques informatisées peuvent employer les fichiers de la Library of Congress et d'OCLC avec moins de modifications et donc, à moindre coût. On reconnaît, quand même, les inconvénients de LCSH, par exemple une syntaxe complexe, un vocabulaire désuet, des inconsistances, un travail d'apprentissage lourd; mais on essaie de les corriger dans les versions françaises. Deuxièmement, sur la question du multilinguisme, les bibliothèques ne prêtent pas assez d'attention aux efforts de la Communauté européenne dans ce domaine. (...) A mon avis, c'est un livre important, riche en informations sur le sujet et donnant une perspective sur divers efforts pour atteindre le même but – accès au contenu matière des documents. (...) Tous ceux qui s'intéressent au contrôle bibliographique international dans les pays francophones devraient lire ce livre."

Le 'Manuel de prêt interbibliothèques des pays francophones', Secrétariat de l'ABCDEF, Villeurbanne/Lyon est un autre résultat du Livre Blanc. Ce document a été rédigé par Alban Daumas et publié au début de l'année 1994. Rédigé à l'intention des bibliothécaires et employés qui gèrent quotidiennement les services du prêt entre bibliothèques dans leur établissement, il est et s'est voulu un instrument pratique regroupant une information jusqu'alors éparpillée et parfois peu accessible.

Le Manuel comprend quatre cahiers (1/ généralités, 2/ le PEB en Afrique, 3/ le PEB en Amérique, 4/ le PEB en Europe) et des annexes. A chaque fois et pour chaque pays concerné sont donnés tous les renseignements que l'on a pu obtenir: dénominations, adresses, numéros de téléphone du service central consacré au PEB quand il en existe un, règles particulières à observer, marche à suivre, tarifs appliqués, existence ou non de catalogues collectifs, spécialisations des bibliothèques etc.

L'intention a été de faire le point, à un moment donné, étant entendu qu'il y aura lieu constamment de combler des lacunes, corriger des données devenues erronées etc. et d'élargir l'enquête à toute la Francophonie (pays de l'Est, du Moyen Orient, de l'Asie).

La Francophonie et les bibliothèques universitaires. Journée d'étude commune entre ADBU et ABCDEF, Fort-de-France (Martinique), le 4 novembre 1994.

Cette journée, sur le thème des expériences en matière de coopération francophone, est le résultat d'une rencontre entre le Comité de l'ADBU, que préside Mme Marie-Hélène Bournat, Directeur de la Bibliothèque de l'Université d'Aix-Marseille 2 (France), et le Bureau de l'ABCDEF, rencontre qui a eu lieu le 24 janvier 1994 à Paris. Le programme a été réalisé avec rapidité, efficacité et sourire, entre le 9 mai et le 6 octobre par Mme Françoise Montbrun, Directeur du Service de documentation de l'Université de Picardie (France), Mme Arlette Pailley-Katz, Directeur de la Bibliothèque universitaire de Paris VII (France), et M. Martin Nicoulin. La coordination locale a été l'oeuvre de Mme Marie-Françoise Bernabé, Directeur du Service Commun de la Documentation de l'Université des Antilles et de la Guyanne.

Dans son allocution d'ouverture, Mme Leila Resk, Directeur de Cabinet de l'AUPELF-UREF, définit l'un des enjeux de la Francophonie, qui est de: "mettre au monde et consolider un espace francophone scientifique et universitaire dans un même combat". Elle affirme que la France ne peut survivre sans la Francophonie. Albert Lévesque, Directeur de la Bibliothèque de l'Université de Moncton (Nouveau Brunswick), expose les réalisations communes des bibliothèques universitaires du Québec et du Canada francophone. Jean Germain, Directeur de la Bibliothèque générale et de sciences humaines de l'Université Catholique de Louvain-la-Neuve (Belgique), présente la situation en France, en Suisse, et en Belgique. Il plaide pour une concertation des francophones d'Europe. Henri Sène, Directeur de la Bibliothèque centrale de l'Université Cheikh Anta Diop de Dakar (Sénégal), évoque la coopération dans les bibliothèques universitaires de l'Afrique de l'Ouest. Il insiste pour que se mette en place une véritable politique de l'IST dans les pays du Sud. "Car qui tient l'information tient le pouvoir, et l'IST est le levain du développement." Laurent Gomis, Directeur de la Bibliothèque de l'Université Senghor d'Alexandrie (Egypte), se bat pour un décloisonnement des pays du Sud, grâce aux autoroutes de l'information. Jean-Wilfrid Bertrand, Directeur des Archives Nationales et Responsable de la Bibliothèque Quisqueya (Haïti), décrit avec rigueur et pudeur la dramatique situation documentaire de son pays.

Sous la plume de Dominique Roche, dans le Bulletin des Bibliothèques de France, on peut lire: "Pays du Nord, pays du Sud, tous ont compris que concertation et coopération n'étaient effectives qu'à condition de déboucher sur la création d'outils: réalisation d'ouvrages, répertoires, catalogues collectifs, listes d'autorités, création de fichiers, organisation de mobilité, séminaires, journées d'études, évaluation, jumelage ou parrainage. Améliorer les mécanismes de coopération permet d'éviter les ghettos, de conforter une cohérence à partir d'expériences diverses et de problèmes communs, de repenser une solidarité Nord-Sud, de s'enrichir de sensibilités et d'expertises autres. 'La coopération internationale ne doit pas être pour les bibliothèques universitaires françaises un simple thème de réflexion, mais une action permanente, ouverte à tous nos partenaires francophones.'"

Sous la direction de M. Jean-Claude Annezer, Conservateur au SEDRE de la Bibliothèque interuniversitaire de Toulouse (France), les Actes sont en cours de publication.

Publication des Actes du Congrès de Dakar: 'L'Evaluation des bibliothèques universitaires dans l'espace francophone'. Textes réunis par Alban Daumas, Michel Dousse, Martin Nicoulin (1995). Paris: ABCDEF - Fribourg (Suisse): Editions universitaires. Il s'agit des Actes du Congrès de l'ABCDEF tenu à Dakar (Sénégal), les 17 et 18 mars 1993, qui ont paru en février 1995. Rassemblés par M. Alban Daumas, les textes ont été saisis et mis en page à la BCU de Fribourg, lors d'une opération spéciale ('Baobab'), organisée par M. Michel Dousse, Bibliothécaire scientifique auprès de cette institution. Cet ouvrage offre un panorama des diverses pratiques de l'évaluation des bibliothèques universitaires en Afrique noire francophone, au Maroc, en Belgique, en France, et au Québec:

"En publiant ce volume qui rassemble d'une façon aussi fidèle que possible, tous les textes des communications présentées au cours des Journées d'études de son

congrès de Dakar, l'ABCDEF a voulu poursuivre deux buts. D'une part marquer, mémoriser même pourrait-on dire, la première tenue de son assemblée générale hors l'Europe – il était bien normal que l'Afrique de l'Ouest vint alors au premier plan – et d'autre part rendre visible sous la forme d'un ouvrage pas trop lourd en nombre de pages et en coût, ce qui se fait en matière d'évaluation des bibliothèques universitaires dans plusieurs pays de différentes régions de la Francophonie.

Et en vérité, il s'est bien agi à Dakar pour tous les intervenants de parler de l'évaluation des bibliothèques universitaires, telle qu'elle est accomplie chez eux réellement, normalement et presque quotidiennement. Le livre en question ici, n'est donc pas une étude théorique non plus qu'un manuel pratique. Cependant, comme les idées et les règles suivies dans telle bibliothèque ou plus généralement dans tel pays, ont été à maintes reprises bien identifiées et soumises à un examen critique sérieux dans leurs objectifs et dans leurs résultats, il reste que l'ABCDEF a, au moins, approché les buts qu'elle s'était fixés.

En effet, les journées d'études de Dakar ont permis à des dizaines de bibliothécaires de plusieurs régions de la Francophonie de se rencontrer, de discuter sur un thème d'une actualité pressante, de faire des mises au point, qui certes sont – déjà – datées. C'est pourquoi le souhait général qui voudrait qu'un manuel de l'évaluation des bibliothèques universitaires soit promu par l'ABCDEF, ne sera certainement pas oublié."

Publication du Séminaire de Dakar: 'Le rôle de l'université dans la production, la conservation et la diffusion des publications universitaires', dans 'En français dans le texte'.

Il s'agit des Actes du Séminaire de l'ABCDEF tenu à Dakar le 16 mars 1993, veille du Congrès, qui ont paru en février 1995. Le Séminaire a paru en tant que numéro spécial (No 3) des cahiers 'En français dans le texte'. Il comprend des textes de M. Jacques Mariel Nzouankeu, Mme Suzanne Olschwang, Mme Marietou Diongue Diop et M. Dominique Hado Zidouemba.

Parution du nouveau prospectus ABCDEF. Ce dépliant réalisé par les soins de Mme Marie-Gabrielle Bodart, Secrétaire de l'Association, présente l'ABCDEF à travers son rôle, sa mission, ses actions et ses programmes, son Bureau exécutif, son Siège social et son Secrétariat. "Face à la mondialisation de l'information à travers les réseaux, une association agit pour développer l'information spécialisée dans le monde universitaire francophone et propose un espace de rencontre et de réflexion."

La page de couverture du dépliant porte le slogan : l'"ABCDEF :Une nouvelle aventure professionnelle: Participer à la francophonie scientifique et renforcer nos solidarités."

#### L'ABCDEF au présent et au futur

Le prochain numéro de 'En français dans le texte', en cours de préparation, contiendra le Procès-verbal de l'Assemblée Générale de Dakar, rédigé par M. Jacques Kériguy, une présentation de 'Bibliothèques et vedettes' par M. Flavio Nuvolone, une présen-

tation du Manuel de prêt ainsi que du Congrès sur 'L'Evaluation des bibliothèques universitaires' par M. Alban Daumas, une présentation du 'Manuel de management' par Mme Silvie Delorme, des nouvelles de l'ABCDEF-CANADA par M. Albert Lévesque, de l'ABCDEF-AFRIQUE par M. Henri Sène, et de l'Europe francophone par M. Jean Germain.

Ce numéro contiendra en outre un éditorial par M. Martin Nicoulin, Président de l'ABCDEF, et des textes sur l'AIESI (Mme Martine Prévost), l'ADBU et la Francophonie (Mme Françoise Montbrun), sur le Congrès de Fort-de-France (Mme Dominique Roche) et sur Internet (M. Jean-Pierre Devroey).

'Diriger une bibliothèque d'enseignement supérieur': Ce manuel de management est un nouveau produit du Livre Blanc de 1991. Ce projet a été annoncé à l'Assemblée générale de Dakar et lancé par le Secrétaire général de l'ABCDEF en octobre 1993. Les textes de cette publication sont réunis par quatre coordinateurs: Bertrand Calenge (IFB, Villeurbanne), Silvie Delorme (UQAM, Montréal), Réjean Savard (EBSI, Montréal) Jean-Michel Salaün (ENSSIB, Villeurbanne). La table des matières démontre la participation, comme auteurs, de plusieurs directeurs de BU venant de la francophonie du Nord et du Sud.

Ce livre est un véritable cadeau offert aux responsables de bibliothèques universitaires. Dans ce volume encyclopédique, les directeurs de bibliothèques peuvent faire une fructueuse veille professionnelle. Ils peuvent s'appropriier les connaissances et les pratiques managériales qui moulent la bibliothéconomie contemporaine. La lecture de cet ouvrage permet de prendre conscience des formidables enjeux qui se préparent à l'aube du troisième millénaire avec la mondialisation des informations scientifiques et l'avènement des nouvelles technologies.

Ce livre est aussi une espérance. Il propose des chemins d'avenir. Il suggère les actions urgentes et nécessaires que doivent entreprendre les acteurs de la francophonie scientifique: créer des manuels et des outils de gestion, mettre sur pied des cours de formation permanente, réaliser à intervalles réguliers un symposium sur la maîtrise de la gestion.

Le prochain Congrès de l'ABCDEF (la troisième Assemblée générale), organisé par M. Claude Bonnelly, Directeur de la Bibliothèque universitaire de l'Université LAVAL (Québec), aura pour thème "la formation documentaire" et se déroulera du 23 au 25 octobre 1995.

La formation documentaire vise à une meilleure utilisation et à une meilleure compréhension des outils d'accès à l'information et à la documentation. Elle vise à améliorer le niveau d'autonomie documentaire de la clientèle universitaire: professeurs, chercheurs, étudiants. La formation documentaire comporte plusieurs niveaux et implique des aspects aussi variés que la communication, la promotion, la pédagogie, les modes d'apprentissage, la programmation, l'évaluation, les moyens, objectifs et activités et cela adapté à des contextes individuels, collectifs, universitaires, géographiques, culturels.

Le Congrès de l'ABCDEF 1995 veut rassembler tous ces facteurs, aspects et contextes, à l'aide de conférences appropriées et de quelques exemples concrets, et aussi donner une vue d'ensemble de la formation documentaire en milieu universitaire.

Voici un aperçu des conférences et ateliers qui seront présentés lors de ces journées d'étude:

- valeur et importance de la formation documentaire dans la formation universitaire
- les contextes personnels et individuels de l'apprentissage: différents modes d'appropriation du savoir
- vue d'ensemble de la formation documentaire dans les différents contextes de l'Europe, de l'Afrique, de l'Amérique du Nord
- l'intégration de la formation documentaire à la formation universitaire: quelques exemples de succès
- stratégies de promotion et de marketing auprès des leaders d'opinion: les professeurs
- les modèles de médiation et le rôle de formateur du bibliothécaire
- évaluation des enseignements de méthodologie documentaire.

En collaboration étroite avec l'AUPELF-UREF, l'ABCDEF définira son rôle pour réaliser une francophonie moderne et solidaire. Voici quelques suggestions et propositions. Il faudra bien continuer les autres actions prévues dans le Livre Blanc.

L'ABCDEF se mettra à disposition pour réaliser des missions d'audit, des missions d'opérations, et des missions de suivi. Elle participe aussi à la politique de fourniture de documents primaires des bibliothèques universitaires et des centres de documentation. L'AUPELF-UREF a déjà une large pratique dans ce domaine. Mais l'urgence demeure, John Hall de l'UNESCO, de retour d'Afrique a constaté la famine en acquisitions récentes qui sévit dans les BU du Sud.

L'ABCDEF collaborera aussi à IRIS, cette future centrale du prêt interbibliothèques des pays francophones. Notre association pourra s'intégrer comme producteur et comme diffuseur dans les grandes entreprises de bibliographies numérisées et de publications de textes intégraux de l'AUPELF-UREF. Elle développera une diplomatie bilatérale avec les réseaux institutionnels qui ont aussi besoin d'une ABCDEF capable d'interventions rapides. Ces propositions doivent être analysées et transformées en programme d'action, d'entente avec les partenaires.

L'AUPELF-UREF, l'Agence francophone pour l'enseignement supérieur et la recherche, prépare maintenant les grands chantiers qu'elle soumettra en 1995 à Cotonou à l'approbation des chefs d'Etat et de Gouvernement ayant le français en partage.

Les grands projets, comme l'université audiovisuelle francophone et les autoroutes de l'information doivent interpeller l'ABCDEF et mobiliser l'imagination de ses acteurs.

Dans son dernier livre 'La Mangue et la pomme', Michel Guillou, le Recteur de l'AUPELF-UREF, souligne la modernité de l'entreprise francophone: "l'esprit francophone est vivant: c'est un esprit pionnier, une façon de répondre pleinement aux exigences et aux défis de notre temps, car c'est par l'innovation que la Francophonie s'étend, c'est par la concertation qu'elle progresse, et c'est dans les faits qu'elle trouve sens et résonance".

Pour conclure, voici les convictions du Président affirmées lors de la journée d'étude de Fort-de-France:

"A Dakar, l'Assemblée générale a démontré la vitalité de l'ABCDEF qui devenait littéralement et heureusement le laboratoire d'un nouveau projet de société pour parler le langage cher à Michel Guillou, Recteur de l'UREF. Avec raison, nos collègues du Sud veulent participer à la définition de notre politique. Pour continuer sa croissance, notre association doit accepter la dialectique féconde du fédéralisme et de la centralisation. En effet, il s'agit de vivre et de grandir en respectant la dignité de chacun, la diversité des mentalités et de se soumettre aux impératifs de l'efficacité.

Notre Association vit l'année 1994 avec le même dynamisme et la même force tranquille.

Pour reprendre l'invitation de notre collègue Geneviève Boisard, l'ABCDEF s'est aussi engagée à clarifier ses liens, dans un dialogue constructif avec l'AUPELF-UREF qui est et demeure notre mère et qui s'affirme de sommet en sommet comme l'opérateur privilégié pour les questions de l'information scientifique et technique dans l'espace universitaire francophone. C'est seulement en étroite collaboration avec elle que nous pourrions rester fidèles à notre mission : définir et réaliser une véritable politique documentaire à l'égard des pays du Sud. L'enjeu est immense et dépasse l'égoïsme et le corporatisme. Comme le dit Joël de Rosnay, il faut éviter d'accroître le fossé entre les riches et les pauvres en informations. Et puis, la terre, notre patrie a besoin de l'Afrique, berceau du monde, pour forger son avenir, comme l'a répété Erik Orsenna aux Assises francophones de la Recherche à Abidjan. Ainsi, sereine et tranquille, l'ABCDEF marche et participe à l'avènement de plus de justice et de solidarité sur la planète, avec déjà beaucoup de fruits sur la tête et des graines d'espérance dans le coeur."

## ANNEXES:

### Annexe I: Organes de l'ABCDEF

#### Composition du Bureau exécutif (juin 1995):

Martin Nicoulin

Président (Bibliothèque cantonale et universitaire de Fribourg /Suisse)

Henri Sène

Vice-Président (Bibliothèque centrale de l'Université de Dakar)

Richard Greene

Vice-Président (Bibliothèque de l'Université d'Ottawa)

Françoise Montbrun

Trésorière (Service commun de documentation de l'Université de Picardie, Amiens)

Marie-Gabrielle Bodart

Secrétaire (Centre de coopération internationale en recherche agronomique pour le développement, Montpellier)

Siège social:

ABCDEF

Bureau européen de l'AUPELF-UREF

4, Place de la Sorbonne

F-75005 Paris, France

Téléphone: (33-1) 44 41 18 18 / Télécopie: (33-1) 44 41 18 19

Présidence:

Bibliothèque cantonale et universitaire

M. Martin Nicoulin, Directeur

Rue Joseph-Piller 2

CH-1700 Fribourg, Suisse

Téléphone: ++37/25 13 33 / Télécopie: ++37/25 13 78

Adresse électronique: Martin.Nicoulin@unifr.ch

Secrétariat:

CIRAD

Unité centrale IST

Mme Marie-Gabrielle Bodart

BP 5035

F- 34032 Montpellier Cedex 1, France

Téléphone: (33) 67 61 58 47 / Télécopie: (33) 67 61 58 20

Adresse électronique: bodart\_mg@cirad.fr

Annexe II: Liste des principaux sigles utilisés

ABCDEF	Association des responsables des Bibliothèques et Centres de Documentation universitaires et de recherche d'Expression Française
ADBU	Association des Directeurs de Bibliothèques Universitaires (France)
AIESI	Association Internationale des Ecoles en Sciences de l'Information
AUPELF	Association des Universités Partiellement ou Entièrement de Langue Française
BCU	Bibliothèque Cantonale et Universitaire
BU	Bibliothèque Universitaire
ENSSIB	Ecole Nationale Supérieure des Sciences de l'Information et des Bibliothèques (Villeurbanne)
IFLA	International Federation of Library Associations
IST	Information Scientifique et Technique
LAVAL	Répertoire des Vedettes-Matière (on utilise aussi le sigle RVM) de l'université LAVAL à Québec (Canada)
LCSH	Library of Congress Subject Headings
OCLC	Online Computer Library Center
PEB	Prêt Entre Bibliothèques
RAMEAU	Répertoire d'Autorité Matière Encyclopédique et Alphanétique Unifié
RERO	REseau des bibliothèques ROmandes et tessinoises
SEBIB	SErvice de coordination des BIBliothèques (Genève)
SIBIL	Système Informatisé pour Bibliothèques
UQAM	Université du Québec à Montréal
UREF	Université des Réseaux d'Expression Française

Wie weiblich ist die Zukunft?  
Zum Bild und zur Situation von Frauen  
in der Bibliotheksarbeit

Elisabeth Oeggerli und Ursula Steinegger

Festschriften sind eine sehr spezielle Textsorte. Das ist allgemein bekannt und muss auch Bibliothekaren und Bibliothekarinnen nicht in Erinnerung gerufen werden. Eine ihrer Gesetzmässigkeiten besteht darin, dass die Beiträge oft nur sehr mittelbar mit dem Laureaten zu tun haben. Das soll hier nicht der Fall sein. Das Folgende versteht sich ausdrücklich nicht als Beitrag zur Bibliotheksforschung, das überlassen wir Berufeneren, sondern als sehr persönliche Hommage an einen Vorgesetzten, dessen Qualitäten wir vermissen werden. Die allgemein be- und anerkannten Projekte der Ära Gröbli – Automatisierung, Rekatalogisierung, Verbundpolitik – werden in anderen Zusammenhängen ausführlich zur Sprache kommen. Hier soll die Rede sein von einem anderen Verdienst, das uns, wen wundert's, ebenso erwähnens- und rühmenswert erscheint: von der Frauenpolitik dieser Ära.<sup>1</sup>

Im Jahre 1972, d.h. vor Beginn des Direktoriats Gröbli, waren 25 Prozent der UB-Angestellten Frauen, 1995 sind es 44 Prozent. Eine einzige Frau verkörperte 1974 rund 11 Prozent der Fachreferate, 1995 sind 47 Prozent der Fachreferate von Frauen besetzt.

Selbstverständlich entsprechen diese Zahlen zumindest dem lauthals verkündeten Trend der Zeit. Doch wenn frau Taten und nicht Worte untersucht, ist dieser Befund ganz erstaunlich. Man stelle sich vor, andere Bereiche – Universitäten, Verwaltungsratsmandate, Parlamente – wiesen solche Zahlen auf. Jede Diskussion um Quotenregelungen wäre mehr als nur hinfällig. So haben wir beschlossen, diese Festschrift als Anlass zu nehmen, einen Blick hinaus und zurück zu werfen – ob er in Zorn münden wird, muss sich weisen –, hinaus über den Zaun von UB-Utopia und zurück in die Geschichte der UB. In einem ersten Teil wird in einem essayistischen Tour d'Horizon das Bild und die Situation von Frauen in der Bibliotheksarbeit skizziert, in einem zweiten Teil werden diese Eindrücke mit den Ergebnissen einer Untersuchung der Jahresberichte der UB konfrontiert. Auf dass sich daraus einige Leitlinien für die nächste Ära abzeichnen mögen ...

Imagologie ist in der Regel für Imagologen weniger belastend als für ihren Untersuchungsgegenstand. Sind, wie in unserem Fall, Subjekt und Objekt dieser Tätigkeit identisch, so kann eine beträchtliche Portion Seelenstärke vonnöten sein.

Da sitzt die erholungsbedürftige Bibliothekarin am sonnenbeschienenen Strand, wie es sich für eine Vertreterin dieses Berufsstands in den Ferien gehört, in Begleitung einiger Berühmtheiten und Geheimtips des Kriminalliteraturmarkts. Unsere Bibliothekarin lauscht des Meeres und der Lautsprecher Wellen und will sich vergnügen. Sie greift nach dem ersten Buch und liest:

"Allerdings hatte ich keine Zeit, ihre Arbeit genauer zu beobachten, denn schon eilte der Bibliothekar herbei, den wir bereits als Malachias von Hildesheim kannten. Er gab sich Mühe, seinem Antlitz einen Ausdruck des Willkommens

zu geben, aber das änderte nichts daran, dass ich angesichts dieser einzigartigen Physiognomie unwillkürlich erschrak. Seine Gestalt war hoch, und seine Glieder wirkten trotz ihrer extremen Magerkeit gross und grobknochig, und wie er da in seiner schwarzen Kutte mit langen Schritten rasch auf uns zukam, hatte er etwas Beunruhigendes, ja Unheimliches. Die Kapuze, die er noch nicht abgestreift hatte, da er gerade von draussen kam, warf auf sein bleiches Gesicht einen Schatten, der seinen grossen melancholischen Augen etwas Schmerzliches gab. Tiefe Furchen in seinen Zügen kündeten von vergangenen, einstmals offenbar wilden und nun vom Willen gebändigten Leidenschaften. Wehmut und Ernst beherrschten sein Antlitz, und seine Augen waren so stechend, dass sie mit einem einzigen Blick tief ins Herz seines Gegenübers einzudringen und seine geheimsten Gedanken zu lesen vermochten, weshalb man ihr forschendes Starren kaum ertragen konnte und versucht war, ihm auszuweichen."

Später wird 'dem ungeliebten und vielbeneideten Bibliothekar', sogar die Ehre zuteil, umgebracht zu werden, weil er zuviel weiss. Sein Mörder, der Greis Jorge, ist der Bibliothekar hinter allen Bibliothekaren. Er weiss, welche Bücher der Welt zumutbar sind. Nicht zumutbar ist ihr, so bestimmt es Jorge, die Hand Gottes, der zweite Teil der Aristotelischen Poetik, weil sie die Kunst des Lachens begründet und damit jeden absoluten Wahrheits- und jeden Herrschaftsanspruch untergräbt. So wird Jorge zum Gegenspieler des skeptischen Rationalisten William von Baskerville, und er bleibt letzten Endes siegreich, wenn auch um den Preis der Vernichtung seiner Welt, der Bibliothek und der Abtei.

Kein menschenfreundlicher Entwurf, aber ein beeindruckender, angesiedelt in einem mittelalterlichen Männerkloster, also ohne Ort für unsere Bibliothekarin. Diese greift zur nächsten Blüte und liest:

"Regula war mit Leib und Seele Bibliothekarin. Wie die meisten Bibliothekarinnen war sie ein sensibler Mensch, man sah es ihr schon an, oder besser: Man merkte es daran wie sie einen ansah. Ihre Augen waren voller Fragen und voller Probleme; und so nahm sie die Fragen und Probleme der andern wahr. Jeder erzählte ihr, was ihn bedrückte; und für jeden hatte sie ein liebes Lächeln, das die Grübchen in ihrem Gesicht zum Vorschein brachte. Die Bibliothek war für sie das Muster geordneten Lebens. Sie litt an der Welt draussen, am Lärm, am Verkehr, an der Umweltzerstörung, an der offensichtlichen Ausbreitung des Chaotischen. Die Zeitung zu lesen war für sie eine ständige Anfechtung, obwohl sie es regelmässig tat, weil sie dies für ihre Pflicht hielt. Kam sie dann in die Bibliothek, so gelangte sie wieder in eine durchsichtige Welt, geordnet nach Gebieten, verzeichnet nach Autoren und Schlagworten, vernetzt mit anderen Bibliotheken. Nicht dass es hier keine Probleme gegeben hätte; sie litt auch hier etwas, unter verschwundenen und falsch eingestellten Büchern, unter der Unordentlichkeit der Bibliotheksbesitzer. Aber hier konnte man dem Chaos wenigstens begegnen. Dies tat sie mit Fleiss und Freundlichkeit; kein Student, der nicht auf ihre Hilfe hätte zählen können."

Regula arbeitet am Theologischen Seminar in Zürich und situiert ist die Handlung in den siebziger Jahren unseres Jahrhunderts. Die Diskrepanz zwischen einer Ordnung, in der die Bibliothek Männern vorbehalten war, und dieser modernen Bibliothekswelt als Frauendomäne muss nicht kommentiert werden, die Zitate sprechen für sich.

Zwei zeitgenössische Autoren, die sich ansonsten durch einen ironischen Blick auf das *Theatrum mundi* auszeichnen, und diese Stereotype, das muss ein unglücklicher Zufall sein, hofft unsere Bibliothekarin. Wieder zu Hause, greift sie nach dem Döhrmer und will ihre Hoffnung bestätigt sehen. Kapitelüberschriften wie 'Bluse, Brille, Dutt: Erscheinung', 'Vestalische Jungfrauen: Werthaltung' oder 'Du kannst doch lesen: Qualifikation' lassen diese rasch zerrinnen. Zwar relativiert die Untersuchung die Headlines, doch die Differenz liegt in den Nuancen, das Grundmuster bleibt. Our librarian is not amused. Sie findet die Literatur nicht mehr schön. Kein Ort für sie. Sie zieht es vor, einen Blick auf die Realität zu werfen.

Am Ende des 20. Jahrhunderts ist der Bibliothekar ein ziemlich unbekanntes Wesen. Es gibt die Bibliothekarin und dann den Erwerbungs-, Katalog-, oder Projektleiter und die Direktoren. Bibliothekar ist hier und heute ein Frauenberuf.

Dieser Prozess der Feminisierung setzte, regional verschieden, zwischen Mitte und Ende des 19. Jahrhunderts ein. In dieser Zeit expandierten Bibliotheken in erstaunlichem Ausmass. In der Schweiz gab es 1911 laut Statistischem Bureau rund 5'800 Bibliotheken. Von diesen waren knapp 100 schon vor 1800 gegründet worden. Im Jahre 1868 war eine Erhebung auf eine Bücherdichte von knapp einem Titel pro Einwohnerin und Einwohner gekommen, 1911 waren es zweieinhalbmal so viele Titel. In der Folge öffnete sich die Schere zwischen der Nachfrage nach bibliothekarischen Leistungen und den ökonomischen Möglichkeiten zu ihrer Befriedigung rasant. Als Ausweg aus diesem Dilemma bot sich als nicht ganz unbekanntes Muster die Beschäftigung von Frauen an.

Die Entwicklung begann in den USA. 1852 nahm die Boston Public Library die ersten weiblichen Hilfskräfte auf. Ende der 70er Jahre waren in dieser Bibliothek bereits zweidrittel des Personals weiblich, 1910 waren 78,5 Prozent der Bibliotheksangestellten in den USA Frauen.

In Deutschland entstand in dieser Zeit ein hauptamtlicher wissenschaftlicher Bibliotheksdienst und gleichzeitig und damit verbunden das Bedürfnis nach Entlastung dieser Berufsgruppe von einfacheren Arbeiten. Wir wollen den Scharfsinn unserer Leserinnen und Leser nicht überstrapazieren und verraten, wie es weitergeht. Diese Tätigkeiten waren unsicher und schlecht bezahlt. Keine Basis für zukünftige Familienväter. Die Männer wanderten aus diesem Beruf ab, suchten sich vielversprechendere Möglichkeiten. Gleichzeitig waren immer mehr Töchter aus dem gehobeneren Bürgertum gezwungen, zumindest einen Teil ihres Lebensunterhalts selber zu bestreiten. Bibliotheksarbeit bot sich als standesgemässe Beschäftigung an.

Zwischen 1930 und 1940 waren die Väter der Anwärtnerinnen für den 'Gehobenen Dienst' zu 48,5 Prozent Beamte und Offiziere, zu 23,1 Prozent Intelligenz und freie Berufe, zu 12,9 Prozent Handwerker und Gewerbetreibende und zu 1,7 Prozent Arbeiter. Diese Verteilung dürfte 40 Jahre früher ähnlich ausgesehen haben. Dass es sich bei der Beschäftigung von Frauen in der Bibliothek nach der Jahrhundertwende

nicht um ein Unterschichtproblem handelte, zeigt ein Vergleich von H. Schmidt: "Unseren 467 Bibliothekarinnen steht eine Schar von fast zwei Millionen Arbeiterinnen, Putzfrauen, Dienstmädchen, Näherinnen gegenüber. Die begabten unter den Damenschneiderinnen konnten es im Monat bis auf 300 Reichsmark bringen, die Bibliothekarinnen verdienten 70 bis 150 Reichsmark, ebenso viel wie die unterste Stufe der Putzfrauen, die sogenannten Putzgehilfinnen."

Dabei fanden Frauen vor allem in Volksbibliotheken und Lesehallen eine Anstellung. Die erste wissenschaftliche Bibliothek in Deutschland, die Frauen als Hilfskräfte einsetzte, war um die Jahrhundertwende die Kaiser-Wilhelm-Bibliothek in Posen. 1900 wurde die erste Bibliothekarinnen-Schule, 1907 die erste Vereinigung gegründet. Diese Frauen arbeiteten im sogenannten 'Gehobenen Dienst', zum 'Höheren Dienst' wurden sie erst 1921 zugelassen. In deutschen Volksbibliotheken der 20er Jahre waren vierfünftel der Angestellten Frauen. Sie erhielten bei gleicher Ausbildung und Leistung zehn Prozent weniger Lohn. Hier lag aber ein Aufstieg in leitende Positionen durchaus im Bereich der Möglichkeiten.

Parallel zur Feminisierung wurden auch die passenden Ideologeme bereitgestellt: Erzieherische, hier volkserzieherische Tätigkeit entspricht dem Wesen der Frau, ebenso sorgfältige Erledigung von ermüdendem Kleinkram, zudem verstehen es Frauen, eine angenehme, menschliche Atmosphäre zu schaffen, vom Glück des Dienens gar nicht zu reden. "Wie freuen sich oft die Damen, ..., wenn sie einem bedeutenden Mann Baustein für Baustein heranbringen können zur Lösung seiner Probleme."<sup>2</sup>

Das klassische Muster der Feminisierung zeichnet sich ab. Mit zunehmendem Frauenaufstieg sinkt das Renommee eines Berufes und damit die Bezahlung, was wiederum den Beruf für Männer weniger attraktiv macht. Mit kleinen Einschränkungen: je höher die Funktion und/oder je spezialisierter und damit exklusiver die Dienstleistung, desto höher bleibt der Männeranteil. In den hundert Jahren seit dem Beginn dieser Entwicklung hat sich daran im Bibliothekswesen nichts geändert. Eine Ausnahme bildet die Zeit während den beiden Weltkriegen. Da wurden Männer anderswo gebraucht, und so hatten Frauen sowohl in Deutschland wie in den USA grössere Chancen, qualifiziertere Arbeitsplätze zu erhalten.

Nach S. Schmidt waren in den USA 1950 achtzig Prozent der 'State Librarians' und der 'State Library Agency Directors' Frauen, mehr als die Hälfte der Fachzeitschriften wurden von Frauen herausgegeben. Doch im Laufe der 50er und 60er Jahre änderte sich das Bild wieder. Die attraktiveren Stellen wurden bevorzugt mit Männern besetzt.

Statusunterschiede finden sich auf allen Ebenen. In den USA ist die Situation besonders gut untersucht. Dort hatte 1980 24 Prozent der Männer eine Direktorenstelle, aber nur zehn Prozent der Frauen. Männer hatten mehr publiziert, waren in Berufsvereinigungen aktiver, erhielten mehr Unterstützung für ihre Fort- und Weiterbildung. 1984 waren 90 Prozent der Schulbibliothekarinnen Frauen, in wissenschaftlichen Bibliotheken hingegen betrug der Frauenanteil nur 60 Prozent. Entsprechend betrug das durchschnittliche Jahreseinkommen von Frauen 14'700 Dollar, dasjenige von Männern 19'500 Dollar. Direktorinnen erhalten weniger Lohn als Direktoren und die von ihnen geleiteten Bibliotheken verfügen auch über einen geringeren Etat.

In der Bundesrepublik ist das Datenmaterial schlecht, da die 'Deutsche Bibliotheksstatistik' nicht immer nach Geschlecht differenziert. S. Schmidt meint, dass zwischen

70 und 80 Prozent der Bibliotheksangestellten Frauen sind, die vor allem im hierarchischen Mittelfeld tätig sind, überrepräsentiert in den unteren, unterrepräsentiert in den höheren Lohnklassen. Auch sie publizieren, wie in den USA, weniger und zu eher praktischen Fragen. Noch 1979 gibt es zwar in kleinen Bibliotheken mit weniger als zehn Mitarbeiterinnen fast nur Frauen in Leitungsfunktion. In Bibliotheken mit 100 und mehr Angestellten gibt es aber ausschliesslich Männer an der Spitze der Hierarchie.

Zur Entwicklung und zur Situation in der Schweiz ist uns keine Untersuchung bekannt.

Auf diesem Hintergrund ist Regula, das liebenswerte Dienstleistungsdummerchen vom Theologischen Seminar in Zürich kein Ausrutscher, sie ist der Sozialcharakter der Bibliothekarin.

Es bleibt die Frage nach den Verhältnissen auf der UB, danach, ob diese schon immer ein wenig anders waren oder ob es sich dabei um eine Entwicklung der letzten zwanzig Jahre handelt. Dabei sind Verhältnisse immer ein weites Feld und Vergleiche schwierig. Probleme ergeben sich z.B. daraus, dass die erwähnten Untersuchungen weniger die Hochschulbibliotheken betreffen und dass es kein geschlechtsspezifisches Datenmaterial der UB gibt. Dennoch soll ein Versuch gewagt werden.<sup>3</sup>

Etwas später als in den USA und in Deutschland fanden Frauen Arbeit an der UB. Im Jahre 1906 wurde 'Frl. Hanna Rechsteiner' aus Basel von der Bibliothekskommission als 'Sekretär' gewählt und war somit die erste Frau, die eine bezahlte Anstellung an der UB erhielt. Als 'Sekretär des Oberbibliothekars' (heute: Direktor) verliess sie nach zwei Jahren die UB und wurde ersetzt durch 'Frl. Elisabeth Barth aus Basel', die bis zu ihrer Verheiratung 1924 vor allem in der Katalogisierung ('vollendete den Katalog der Leichenpredigten') und in der Buchhaltung arbeitete.

Noch im Jahre 1906 erhielten 'Frl. Ruth Morel aus Neuchâtel und Frl. Dr. phil. Helene Wegener aus Berlin' Stellen als 'Volontäre'. Während Frl. Wegener nach zwei Jahren die UB verliess, blieb ihr Frl. Morel 38 Jahre lang treu und beendete ihre bezahlte Tätigkeit als 'Abteilungsleiterin der Fächer Geschichte und Kunstgeschichte' (Nachfolger: Herr Dr. Christoph Vischer). Danach 'förderte' sie freiwillig 'die Katalogisierung der Vaterländischen Bibliothek' bis sie 1953 Basel verliess.

Nach ihrer Ausbildung an der Frhr. Carl von Rothschild'schen Bibliothek wählte 'Frl. Helene Glück aus Frankfurt a. Main' im Jahre 1907 die UB als Arbeitsort, verliess diese aber im Juli 1910, um Ende des Jahres als 'Fr. Dr. Schaub-Glück' wieder tätig zu werden ('beendigte Revision des Dissertationenkatalogs'). (Ob sich das mit dem/der Glück so abgespielt hat, geht aus den Unterlagen nicht eindeutig hervor. Es wäre aber immerhin ein netter Hinweis darauf, dass Bibliotheken Orte glücklicher Begegnungen sein können.)

Nachfolgerin von Frl. Glück war 'Frl. Margarete Schelsky aus Basel', die 'sich an einer Berliner Fachschule auf den Bibliotheksdienst vorbereitete'. Sie blieb bis 1922 und erledigte vorwiegend Katalogarbeiten.

'Frl. Marguerite Pümpin aus Bern' wurde 1913 als 'Assistent II. Klasse' angestellt. Als Leiterin der Exlibris-Sammlung und als anerkannte Spezialistin für heraldische Auskünfte geht sie 1950 nach 37 Dienstjahren in Pension.

1914 trat Frl. Marie Spiess in den Dienst der UB. Sie war bis zu ihrem Tod im Jahre 1936 Vorsteherin der Karten- und Porträt-Sammlung ('führte den vom Oberbiblio-

thekar begonnenen Katalog der Ziegler'schen Karten-Sammlung weiter und förderte ihn in erfreulicher Weise').

Im gleichen Jahr (1919), in dem in der Benutzerstatistik zum ersten Mal neben männlichen Berufsbezeichnungen die Rubrik 'Frauen ohne Beruf' als Benutzerkategorie auftauchte, wurde 'Frl. Elsa Fröhlich als Büralgehilfin' angestellt. Sie wurde zuerst in der Ausleihe beschäftigt, übernahm nach dem Tod von Frl. Marie Spiess die Verwaltung der Karten- und Porträt-Sammlung und betreute diese bis zu ihrer Pensionierung im Jahre 1957.

Als Nachfolgerin von Herrn Dr. Albert Bruckner (Assistent I.Kl.) wurde im Jahre 1933 'Frl. Hilda Trog aus Basel als Assistentin II.Kl.' gewählt. Zum Zeitpunkt der Wahl war sie noch Vorsteherin des Ausleihdienstes der Stadtbibliothek in Saarbrücken. Sie wurde in Basel zur Leiterin der Tauschabteilung und übernahm als Nachfolgerin von Herrn Dr. Hans Zehntner die Redaktion des 'Jahresverzeichnisses der schweizerischen Hochschulschriften'.

Hilda Trog und Elsa Fröhlich sorgten in den 50er Jahren dafür, dass der Frauenanteil der Beschäftigten nicht auf null Prozent sank.

Die Kurzporträts der UB-Bibliothekspionierinnen sollen mit zwei Frauen abgeschlossen werden:

'Frl. stud.phil. Käte Katzenmeier', die 1931 an der UB ein einjähriges Volontariat im mittleren Bibliotheksdienst absolvierte, bestand im Jahre 1933 oder 34 nach einem zweiten praktischen Jahr an der UB in Leipzig die Diplomprüfung 'mit bestem Erfolg' und arbeitete nachher noch aushilfsweise an der UB in Basel.

1934/35 wurde Frl. Dr. phil Erika Jenny als 'wissenschaftliche Volontärin ohne Vergütung' an der UB zugelassen. Nachdem Herr Dr. Hans Straub, Vorsteher der Abteilung für Exakte Naturwissenschaften, Technik, Geographie und Medizin halbtags für eine wissenschaftliche Arbeit im Auftrag der Naturforschenden Gesellschaft freigestellt wurde, vertrat sie ihn während dieser Zeit bis 1939 und trat dann als 'Werkbibliothekarin in ein grosses schweizerisches Industrie-Unternehmen' ein. Frl. Jenny war wohl die erste Frau, die als wissenschaftliche Bibliothekarin an der UB gearbeitet hat, wenn auch nur in Stellvertretung. Auf eine Kollegin in der gleichen Funktion hätte sie rund 30 Jahre (bis 1968), auf die zweite noch weitere 14 Jahre (bis 1982) warten müssen.

Beunruhigend, unheimlich, voll von wilden, vom Willen gebändigten Leidenschaften, wissend, was der Welt zuzumuten ist, oder sensibel, fragend, lieb, an der Welt leidend, fleissig, freundlich, ordentlich und ein bisschen blöd?

Beunruhigend und unheimlich? Vielleicht für einige Kollegen, wenn man an leitende Stellen und Ausbildung im Ausland denkt. Leidenschaftlich? Vielleicht, wenn man an das Glück des Frl. Glück denkt. Fleissig, freundlich, ordentlich? Sicher, wenn frau an die Übernahme von Arbeiten denkt, die vorher Akademiker verrichtet haben ...

Natürlich bestätigen die beschriebenen Frauen der ersten Stunde keines dieser Klischees (Dafür werden Jahresberichte ja auch nicht geschrieben!). Alles deutet aber darauf hin, dass es sich um sehr selbständige, gut qualifizierte, pflichtbewusste Bibliothekarinnen gehandelt hat – um ganz normale Bibliothekarinnen halt, wie sie heute in jeder Bibliothek vorkommen.

Aber es soll hier nicht der Ort sein, Klischees zu bestätigen oder zu widerlegen. Bibliothekare und Bibliothekarinnen (diese werden wohl einen grossen Teil der Leserschaft dieser Schrift ausmachen) kennen die wahren Verhältnisse sowieso aus eigener Erfahrung. Andere Personen werden sie aus ihren Bibliotheksbesuchen kennen oder können sie bei solchen kennenlernen. Bibliotheksbesuche lohnen sich auch unter diesen Gesichtspunkten immer!

Prozess der Feminisierung? Ab welchen Frauenanteilen ist etwas feminin? Ab 51 Prozent? Dann ist die UB auch heute noch männlich: Der Frauenanteil der Beschäftigten (nach besetzten Stellen, nicht nach Personen berechnet) beträgt heute ca. 44 Prozent.

Allerdings gibt es Bereiche, die fest in weiblichen Händen sind: Die Katalogisierung mit 64 Prozent weiblichen Angestellten im Jahr 1972 und 77 Prozent im Jahr 1995, die Information an der UB (exkl. Filialen) mit 100 Prozent (1995). Die wissenschaftlichen Bibliothekarinnen bringen's 'nur' auf 47 Prozent.

Bei den leitenden Funktionen (exkl. Direktion) wird es schon etwas trüber: 25 Prozent. Die Abwärtsposten und die Direktion sind seit jeher fest in Männerhand: Hier findet sich seit 1896 kein Prozent Weiblichkeit.

Sehen wir uns doch die Entwicklung des Frauenanteils an der UB in Zahlen an, um – wie eingangs gesagt – die Frauenpolitik der letzten 20 Jahre zu dokumentieren:

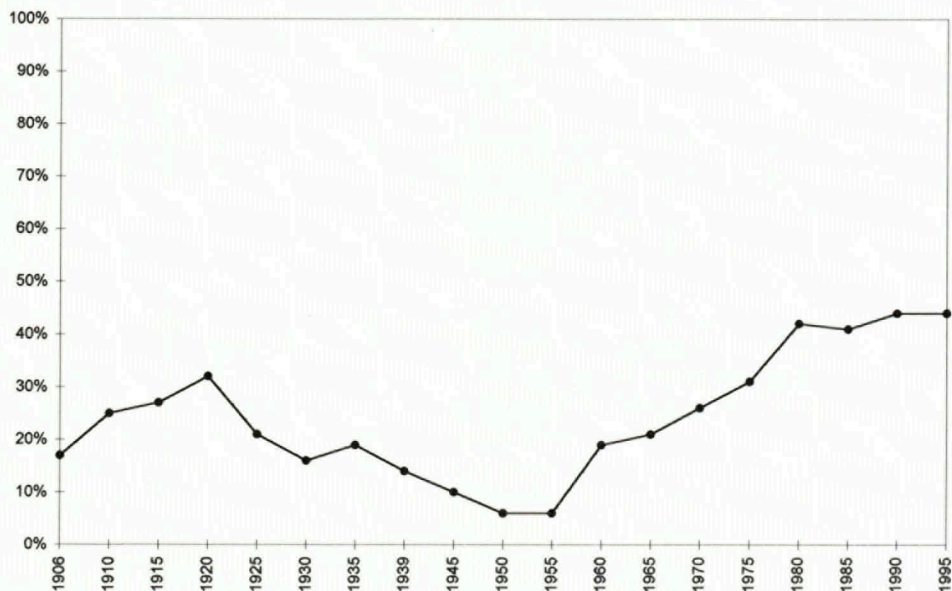


Abbildung 1: Entwicklung des Frauenanteils der Beschäftigten der UB von 1906 bis 1995 nach Stellenanteilen (nicht nach Personenanteilen)

Abbildung 2: Entwicklung des Frauenanteils der wissenschaftlichen Bibliothekare und Bibliothekarinnen der UB von 1968 bis 1995 nach Stellenanteilen (nicht nach Personenanteilen)

Jahr	Frauenanteil in Prozent
1968	11
1982	24
1984	21
1986	24
1988	35
1989–1995	47

Abbildung 3: Entwicklung des Frauenanteils in der Katalogisierungsabteilung der UB von 1975 bis 1995 nach Stellenanteilen (nicht nach Personenanteilen)

Jahr	Frauenanteil in Prozent
1975	68
1980	82
1985	90?
1990	75
1995	77

(Die anderen Abteilungen: Ortsleihe, Fernleihe, Magazin und Buchbinderei konnten nicht untersucht werden, da die Zuordnung wegen Umstrukturierungen zu schwierig war.)

*Die UB ist anders?* Ja, sie ist anders (wenn frau doch wagt, die eingangs zitierten-Daten aus den USA und aus Deutschland mit denen der UB zu vergleichen).

Der Prozess der Feminisierung setzte in der UB später als in den USA und etwas später als in Deutschland ein. Er verlief und verläuft auch weniger rasant. 60 Prozent Frauenanteil (wie 1984 in den wissenschaftlichen Bibliotheken in den USA) haben wir immer noch nicht erreicht. Beachtenswert der starke Rückgang des Frauenanteils in der UB in den fünfziger Jahren. Heim, Herd, Kinder, Ehemann waren in dieser Zeit wichtiger als bezahlte Lohnarbeit ausser Haus.

Ein hohe Zahl von ausgebildeten Bibliothekarinnen (mittlerer Dienst) und von Hochschulabgängerinnen vor allem in den Wissenschaftsgebieten, die an der UB immer noch Schwerpunkt sind, und die Möglichkeit der Teilzeitarbeit haben wohl zum steilen Anstieg des Frauenanteils in der Katalogisierung schon in den sechziger und bei den wissenschaftlichen Bibliothekaren in den achtziger Jahren geführt. Damit die negativen Folgen der Feminisierung (Abnahme des Renommees sowie geringere Be-

zahlung) nicht zum Tragen kommen, müsste versucht werden, den Frauenanteil von ca. 50 Prozent zu halten beziehungsweise auf diese Zahl zu senken. Die Tendenzen an der UB zeigen in die richtige Richtung, und in diesem Sinne ist die Frauenpolitik der UB in den letzten 20 Jahren zu würdigen. Sicher kein Blick zurück im Zorn!

Der Blick auf die Stellen mit Führungsaufgaben (oder auch auf technische Stellen) ist schon eher ein Blick zurück im Zorn und ist möglicherweise ein Blick voraus im Zorn. Dabei ist nicht so klar, auf was/wen sich denn der Zorn richten soll: Auf die mangelnde Bereitschaft der Frauen, Stellen mit Führungsaufgaben zu übernehmen, auf die mangelnde Bereitschaft, Frauen in diese Stellen zu berufen, oder auf die Unmöglichkeit, solche Stellen 'familienkompatibel' zu gestalten?

Aber dies ist ein zu weites Feld. Deshalb überlassen wir die Schlussbilanz unseren geschätzten Leserinnen und Lesern. Nochmals ausdrücklich erwähnen möchten wir allerdings die fehlenden Abwärtinnen und Direktorinnen. Es bleibt noch etwas zu tun, meine Damen. Packen wir's an.

## Anmerkungen

- 1 Der allgemeine Teil stützt sich auf Angaben der Ausstellung 'Und schrie und schrie wie ein Tiger aus dem Busch' sowie auf folgende Literatur:

Eco, Umberto (1984): *Der Name der Rose*. Zürich: Buchclub Ex Libris.

(Zitate S. 98 und 576).

Stolz, Fritz (1995): *Kirchgasse 9. Ein theologischer Kriminalroman*. Zürich: Pano.

(Zitat S. 67).

Döhmer, Klaus (1982): *Merkwürdige Leute. Bibliothek und Bibliothekar in der Schönen Literatur*. Würzburg: Königshausen und Neumann.

*Leidenschaft und Bildung. Zur Geschichte der Frauenarbeit in Bibliotheken.*

Hrsg. v. Helga Lüdtkke (1992). Berlin: Orlanda-Frauenverlag.

Schmidt, Hilde: *Die Frau in der Bibliothek*. In: *ZfBB. Sonderheft 28*, S. 164–174.

(Zitat S. 165).

Schmidt, Stella: *Zur Situation der Bibliothekarinnen in den USA und der Bundesrepublik Deutschland*. In: *BuB 42*, S. 838–848.

Seeger-Riemer, Karen: *Frauen in Bibliotheken. Nachrufe auf eine verschwindende Mehrheit*. In: *BuB 41*, S. 330–336.

Vodosek, Peter: *Zur Entwicklung des bibliothekarischen Berufs als Frauenberuf*.

In: *Bibliothek. Forschung und Praxis 5*, S. 231–244.

2 August Wolfstieg 1911, zit. nach Vodosek, S. 234.

3 Der spezielle Teil über die UB stützt sich auf:

Berichte über die Verwaltung der Öffentlichen Bibliothek der Universität Basel  
im Jahre 1896–1989.

Jahresberichte 1990–1994.

Öffentliche Bibliothek der Universität Basel.

Thommen, Rudolf (1914): Die Universität Basel in den Jahren 1884–1913.

Basel: Friedrich Reinhardt.

Boner, Georg (1943): Die Universität Basel in den Jahren 1914–1939.

Basel: Friedrich Reinhardt.

Geschäftsgangmanagement  
Die Verteilstelle der Universitätsbibliothek Basel  
und ihr Beitrag zur  
Optimierung des Geschäftsganges

Christoph Ritter

Die Gründung der Verteilstelle ist eine Folge der Einführung der EDV-Katalogisierung und der entsprechenden organisatorischen Anpassungen. Zuvor waren die Fachreferentinnen und Fachreferenten sowohl für die sachliche als auch für die formale Erschliessung ihrer Bestände verantwortlich. Für letzteres waren ihnen Katalogisierende zugeteilt. Die Einführung neuer Katalogisierungsregeln und der EDV führte zur Gründung der Katalogabteilung, also zur Trennung der Kompetenzen zwischen formaler und sachlicher Erschliessung. Als Bindeglied zwischen den beiden Abteilungen entstand die Signier- und Verteilstelle mit dem Profil der 'Zuweisung der Laufnummer, dem Eintrag und der Vergabe der Feinsignatur' sowie der 'Verteilung auf die Katalogisierenden unter Berücksichtigung von Dringlichkeit, besonderen Kenntnissen und der Bearbeitungskapazität'. Wegen der Verbesserung und dem Ausbau des EDV-Systems hat sich das Anforderungsprofil der Verteilstelle im Verlaufe der letzten 15 Jahre jedoch stark gewandelt. Die Verteilstelle ist nicht mehr nur mechanisch tätig, sondern sie hat sich zu einer Vermittlerin zwischen den Abteilungen entwickelt und kommuniziert quasi mit allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern.

Was die Verteilstelle tut, mag sowohl in Aussenstehenden wie Insidern keine klare Vorstellung auslösen, weshalb wir am besten vom Bekannten ausgehen und die Verteilstelle quasi einkreisen.

Die Universitätsbibliothek (UB) Basel ist in die drei klassischen Bereiche Erwerbung, Erschliessung und Benutzung gegliedert. Während die Erwerbungsabteilung und die Katalogabteilung mit dem System SIBIL seit 15 beziehungsweise 12 Jahren arbeiten, wurde erst 1995 auch für die Benutzung dasselbe System eingeführt. Obwohl das System SIBIL ursprünglich den Anspruch hatte, ein integriertes zu sein, ist es diesem Anspruch zwischen der Erwerbung und der Erschliessung nicht gerecht geworden. Zwar können die Dateien für die Dublettenkontrolle gemeinsam abgefragt werden, jedoch ist ein Verwenden der Bestelldaten für die Katalogisierung nicht möglich.

Wenn vorher von der Erschliessung gesprochen worden ist und der Eindruck erweckt wurde, es handle sich dabei um eine Abteilung, dann stimmt das nicht ganz. Die formale Erschliessung wird von der Katalogabteilung erledigt, die 7,5 Stellen umfasst und 13 Personen zählt, die sachliche Erschliessung hingegen von so vielen Abteilungen bewerkstelligt, wie es Fachreferentinnen und Fachreferenten gibt, nämlich 15. Es gibt also keine Abteilung 'Sachliche Erschliessung' unter der Leitung eines wissenschaftlichen Mitarbeiters oder einer wissenschaftlichen Mitarbeiterin, sondern alle 15 Abteilungen sind autonom und der Direktion unmittelbar unterstellt. In der betriebswirtschaftlichen Fachliteratur wäre hier die Rede von einer 'grossen Kontrollspanne', die möglichst vermieden werden sollte.

Bis gegen Ende der siebziger Jahre waren die Katalogisierenden den einzelnen Fachreferenten und den wenigen Fachreferentinnen zugeteilt. Die Fachreferenten mussten neben ihrer Haupttätigkeit die Formalkatalogregeln ebensogut beherrschen wie die Katalogisierenden, waren sie doch für das Korrekturlesen der Katalogkarten zuständig. Auch auf der UB Basel existierte (und existiert) der auf Unibibliotheken latente Zwist zwischen dem wissenschaftlichen und dem diplombibliothekarischen Personal, deshalb wohl wurde die damalige Arbeitsorganisation als 'Sklavensystem' verhöhnt. Ganz so dramatisch war die Situation aber nicht, es gab eben beliebte und weniger angenehme Fachreferenten und die Katalogisierenden mussten dort unterkommen, wo gerade eine freie Stelle angeboten wurde. Die Abhängigkeit war natürlich gegenseitig, zugegebenermassen waren und sind nicht alle Katalogisierenden gleich fleissig. Ein Mangel am System war auch die ungleichmässige Auslastung der einzelnen Fächer. So konnte es durchaus vorkommen, dass im einen Büro Katalogpflege betrieben wurde, während sich im anderen die Bücher stapelten.

Die Aufteilung der Katalogisierung auf die Fachreferate wurde schliesslich aufgelöst, alle Katalogisierenden in die neugeschaffene Abteilung integriert und die Stelle eines Leiters der Katalogabteilung geschaffen.

Neben der Katalogisierung wurde den Fachreferenten noch eine weitere Routinearbeit abgenommen: Das Nachtragen der Standortkataloge, d.h. die Vergabe der Feinsignaturen. Diese Tätigkeit sowie die neu erforderliche Zuteilung der Bücher sollten zentral gelöst werden. So entstand die Idee der Gründung eines speziellen Büros, der Signier- und Verteilstelle, die zuständig sein sollte für das Nachtragen der Standortkataloge und die Verteilung des eingehenden Materials an die Katalogisierenden.

Kurz: Die Signier- und Verteilstelle ist Teil der Katalogabteilung und wurde 1980 gegründet mit der Absicht, Arbeiten, die bisher von den Fachreferenten dezentral erledigt worden waren, zusammenzufassen und zu koordinieren.

### Die Verteilfunktion

Die Arbeit des Signierstellen-Inhabers beziehungsweise der -Inhaberin ist nicht unproblematisch: Zwischen 1980 und heute haben immerhin sieben Personen das Amt innegehabt. Es war nicht immer sehr einfach, diese Stelle wieder neu zu besetzen. Die Fluktuation ist vor allem auf zwei anspruchsvolle Aspekte zurückzuführen:

1. Voraussetzung guter Katalogkenntnisse in Kombination mit guten Kenntnissen über die Betriebsorganisation;
2. Exponiertheit des Stelleninhabers gegenüber Personen sowie Flexibilität in Bezug auf neue Aufgaben.

Zur Zeit der Gründung der Verteilstelle war diese noch mit einer 3. Schwierigkeit behaftet: den Pflichtpensen. Beim Zuteilen der Bücherpakete musste die unterschiedliche Leistungsfähigkeit der Katalogisierenden beachtet werden und es ist naheliegend, dass dies kaum allen recht getan werden konnte.

Nachdem sich herausgestellt hatte, dass sich die Katalogproduktion trotz Pflichtpensen verminderte, gemäss der Formel "diejenigen, die wenig tun, tun nicht viel mehr

und diejenigen, die viel tun würden, tun es auch nicht mehr", wurde von der Zwangszuteilung abgesehen. Seither herrscht im Prinzip Selbstbedienung, alle Neueingänge stehen in einem Bücherregal, alle Fachbereiche sind gemischt und das einzige grobe Ordnungsprinzip ist die Sortierung nach dem Monat des Eingangs.

Mit der Einführung der EDV wurden die Standortkataloge definitiv abgeschlossen und die Signaturenkontrolle mit Hilfe von kleinen Ordnern halbmanuell weitergeführt. Anstelle der Kurztitelaufnahme wurde die Kataloglaufnummer eingestempelt. Das war nicht weiter problematisch, entpuppte sich aber bei mehrbändigen Werken als komplex.

Wieviele Laufnummern sollen vergeben werden, damit das Werk vollständig katalogisiert werden kann? Auf welcher Ebene soll welche Signatur wie geschrieben werden? Aus dieser Fragestellung heraus entwickelte sich die Signier- und Verteilstelle zur Ansprechpartnerin für Probleme bei der Stufenkatalogisierung im Zusammenhang mit einer korrekten Signierung.

Mit der Einführung einer neuen Programmversion 1986 war dann endgültig Schluss mit der manuellen Vergabe der Buchlaufnummern, das System vergibt diese seither automatisch und es werden keine Standortkataloge mehr weitergeführt. Geblieben ist die Beratungstätigkeit für Katalogisierungsprobleme.

Seither ist die erste Aufgabe der Verteilstelle die Kontrolle aller Eingänge, die katalogisiert werden sollen. Die Bücher, die von den Fachreferenten mit einem Buchlaufzettel und der entsprechenden Grobsignatur weitergeleitet werden, werden geprüft auf:

- Formale Richtigkeit der Signatur
- Sind nötige Angaben der Fachreferenten/-innen vorhanden?
- Werden (Umsignierungs-) Wünsche geäußert oder ist eine Umsignierung notwendig?
- Soll das Buch schneller bearbeitet werden?
- Soll das Buch einer Spezialistin, einem Spezialisten zugeteilt werden?
- Ist das Buch ein katalogographischer Problemfall?

1994 wurden auf der UB Basel 22'278 Medien, überwiegend Bücher, katalogisiert, 22'278 Eingänge also von der Verteilstelle kontrolliert.

### Geschäftsgangmanagement

Jedes Buch wird zur Hand genommen und kontrolliert, um an die Katalogabteilung weitergeleitet zu werden. Das Ziel ist klar: Das Buch soll möglichst rasch vom Anfang zum Ende des Geschäftsganges gelangen. Da das Buch nicht alleine den Geschäftsgang für sich beansprucht, sondern ihn mit Hunderten von anderen teilt, entsteht das bekannte Dilemma der Ablaufplanung: Ein Buch alleine ist schnell durch, aber eine illusionäre Vorstellung; Realität ist, dass Hunderte von Büchern den Geschäftsgang tendenziell verlangsamen. Wie lässt sich dieser Tatbestand ändern? Wie ist es möglich, zumindest fallweise von der errechneten Durchschnitts-Durchlaufzeit (Erwerbung bis Magazin) von 3,5 Monaten für 87 Prozent der Eingänge abzukommen?

Beim täglichen Verteilen der Bücher wird darauf geachtet, wo potentielle Verlangsamungen des Geschäftsganges versteckt sind. Das bedeutet auf der einen Seite, dass Bücher nicht dem allgemeinen Verteiler zugesteuert werden, sondern den Spezialistinnen und Spezialisten. Das hat zur Folge, dass schon zum vorneherein Probleme abgeklärt werden, bevor sich die Katalogisierenden lange damit herumschlagen. Heikle Sachen oder Eingänge, die sofort erledigt werden müssen, werden von der Verteilstelle gleich selber erledigt. Der Verteilstelle ist das Umsignieren der Lesesaalbestände anvertraut, ein Sondergeschäftsgang für Lesesaalpublikationen wurde wegen Reibungsverlusten aufgelöst. Ein Benutzerwunsch sollte möglichst rasch bearbeitet werden. Auch Ersatzexemplare gelangen nicht direkt in den Geschäftsgang, sondern werden von der Verteilstelle entgegengenommen. Rückschübe aus den Annexbibliotheken gelangen an die Verteilstelle und werden dort umsiniert oder delegiert. Die Verteilstelle bespricht mit den Fachreferenten Signierprobleme und führt allfällige Umsignierungen aus. Es sind Detailmassnahmen, die nicht allgemein geregelt werden können und dennoch erledigt werden müssen. In einem stark arbeitsteiligen Betrieb ist die Gefahr gross, dass keine Abteilung im Detail weiss, was die andere im Detail tut. Das muss auch nicht sein, wirkt sich aber dennoch dort am stärksten aus, wo alle Abteilungen eigentlich zusammenarbeiten müssten: bei der Ablauforganisation.

Zur Illustration das Protokoll vom 19. April 1995:

"Frau F. fragt, ob sie für zwei Bücher in einem Band auch zwei Barcodes vergeben soll; für Fachreferent H. müssen drei Signaturen unbedingt vor der Katalogisierung ausgegeben werden; die beiden Spezialistinnen für die Depositakatalogisierung sind im Urlaub, wohin mit den Neueingängen?; Frau G. hat bei der Signaturvergabe eine seltsame Darstellung produziert und weiss nicht weiter; drei Bände des 'Bayerischen Filmpreises' sind als Monographien aufgestellt und müssen in eine Zeitschriftensignatur transferiert werden; Herr K. vergewissert sich, dass drei Isländer im Katalog falsch angesetzt sind; eine Benutzerin ist auf eine seltsame Signatur im Katalog gestossen, doch nicht nur eine Signatur, das ganze zwölfbändige Werk muss korrigiert werden; der EDV-Projektleiter vergewissert sich, dass nicht verwendete Strichcodes anderweitig gebraucht werden können; der Magazinchef muss murrend zur Kenntnis nehmen, dass für den Freihandbereich eine Signaturengruppe vergessen worden ist; die Katalogisierungsstelle der Medizinbibliothek ist unbesetzt, zwei Express-Benutzerwünsche sind in der Verteilstelle gelandet; schliesslich erscheint Fachreferent G. mit – siehe da! – einem Spiel unter dem Arm und möchte wissen, wohin es signiert werden soll; so was ist bisher noch nie vorgekommen und hat wohl ein paar Abklärungen zur Folge ..."

#### Grundsätzliches Nachdenken liegt den Managern nicht

Versuche, Volontärinnen und Volontären die Funktion des Geschäftsgangmanagers zu erklären, sind bisher selten befriedigend geblieben. Die schönste Qualifikation einer Auszubildenden: Die Arbeit sei kompliziert und langweilig! Das trifft den Nagel

auf den Kopf. Kompliziert ist das ganze Zusammenspiel von Details, Besonderheiten und Traditionen und natürlich die Kenntnis über die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, das als Ganzes kann innerhalb eines Monats kaum vermittelt werden.

Was vermittelt werden kann sind Teilaspekte wie beispielsweise das Nachtragen von Ergänzungslieferungen oder die Kontrolle der Grobsignatur, und genau diese Teilaspekte sind für sich genommen banal. Für Aussenstehende kompliziert und langweilig, bietet die Arbeit eine gute Mischung von detaillierter Routine und immer neuen Details und macht den Arbeitsalltag spannend. Der Kontakt mit den Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die Beratungen und Auskunftstätigkeit rücken die Stelle weg von der eher introvertierten Katalogisierung in Richtung einer internen Dienstleistungsstelle.

Bei der Suche nach einer adäquaten Definition des Managers bin ich auf Henry Mintzberg gestossen, dessen Umschreibung die Aufgabe der Verteilstelle erfreulich genau trifft:

"Manager verhalten sich nicht wie nachdenkliche und systematische Planer, sondern sie arbeiten unablässig in einem Wirbel von kurzen, ganz verschiedenartigen und fragmentierten Tätigkeiten. Sie lieben die rasche Aktion und nicht das grundsätzliche Nachdenken. Ihre Tätigkeit ist auch durch ein gutes Mass an Routinetätigkeit gekennzeichnet und spielt sich keineswegs in einem Freiraum, sondern im Rahmen ständiger Verpflichtungen und Beanspruchungen ab."

*(Mintzberg, Henry (1973): The nature of managerial work. New York: Harper and Row)*

Der Text war Grundlage eines Vortrages, gehalten am 9. Juni 1995 am 85. Deutschen Bibliothekartag in Göttingen.

Die Buchpreisbindung  
Einige streitlustige Gedanken zu einem  
unumstrittenen Faktum

J. Claude Rohner

Der Brockhaus<sup>1</sup> umschreibt die 'Preisempfehlung, vertikale P.' als "Empfehlung des Herstellers oder Händlers an die Abnehmer seiner Waren, bei der Weiterveräußerung an Dritte bestimmte Preise (Ladenpreise) zu fordern oder anzubieten oder bestimmte Arten der Preisfestsetzung anzuwenden. Zu unterscheiden sind dabei die Händler-P. (Hersteller empfehlen meist in Preislisten den Wiederverkaufspreis) und die Verbraucher-P. (Hersteller empfehlen offen, i. d. R. durch Aufdruck auf die Verpackung, den Endverkaufspreis)".

In den Publikationen, die ich meiner Handbücherei habe, ist interessanterweise keine Definition der 'Preisbindung' zu finden, wohl aber Exkurse beliebiger Länge über deren Notwendigkeit und die Gefahren der Abschaffung. Ich schliesse daraus, dass allen anderen Leuten klar ist, was dieser Begriff umfasst.

Preisbindung, wie ihn die Buchhändler verstehen, meint einen Ladenpreis für das Buch, der durch die Verlage festgelegt worden ist. Dabei setzen auch die deutschen und österreichischen Verlage die Schweizer Preise ihrer Produkte fest. So kostet das Buch theoretisch in jedem Laden gleichviel, unabhängig davon, wo sich der Laden befindet und wie gross seine Umsätze mit diesem Buch sind.

Die Buchpreisbindung – korrekter 'Preisbindung der zweiten Hand' – hat ihre Wurzeln in der Eingabe der Buchhändler des Jahres 1849, in der sie vom Bundesrat verlangen, er möge den 1848 in der Bundesverfassung verankerten Eingangszoll auf Bücher senken oder wenigstens Zollfreiheit für Remittenden des eigenen Verlages zugestehen<sup>2</sup>. In den letzten Jahrzehnten machte die Preisbindung in Buchhandels- und Bibliothekskreisen von sich reden:

- 1972 wurde die Preisbindung an die deutsche Währung gekoppelt – mit einer Überhöhung von 7%.
- 1973 untersuchte die Kartellkommission den Umrechnungskurs, die Bibliotheks- und die Studentenrabatte. Die Preisbindung und die Umrechnungstabelle wurde ebenso wie das Buchkartell insgesamt gutgeheissen.
- 1975 wurde der Vertrag zwischen dem SBVV und den Preisbindungstreuhändern der deutschen Verlage, Hans Franzen und Dieter Wallenfels, für die Preisbindung deutscher Verlagszeugnisse in der Schweiz unterzeichnet.
- 1984 lancierte Karl Schwenk die 'Eidgenössische Konsumentenschutz-Initiative' (Denner-Initiative), die die Macht der Kartelle brechen sollte. Schwenk dachte dabei eher an Zigaretten, an Bier und an landwirtschaftliche Produkte als an die Literatur. 1988 zog Schwenk zur Erleichterung des Buchhandels die Initiative zurück.
- Mitte der 80er Jahre begannen die deutschschweizerischen Universitätsbibliotheken, ihre Einkäufe vermehrt ins preisgünstigere Ausland zu verlagern. Die Direktoren der UB Basel, StUB Bern, ZB Luzern, Vadiana St. Gallen,

- ETH-Bibliothek Zürich und der ZB Zürich beschwerten sich 1985 beim SBVV-Vorstand über die MWSt-Regelung des Buchhandels<sup>3</sup>. In einer Sitzung in Zürich erklärte sich der SBVV als machtlos diesem Problem gegenüber.
- 1986 und 1988 fanden heftige Geplänkel zwischen Odilo Guntern und dem SBVV<sup>4</sup> statt, die zumeist den Umrechnungskurs zum Thema hatten. Erst Ende November 1988 einigte sich der SBVV mit dem Preisüberwacher; eine einvernehmliche Regelung über die Anpassung der DM-Umrechnungstabelle wurde ausgehandelt, die bis 30. November 1993 Gültigkeit hatte.
  - Eine Handvoll Bibliothekare beschlossen, je eine Gruppe aus dem Buchhandel und dem Bibliothekswesen zusammenzurufen, um in Gesprächen für die gespannte Situation zwischen Grossbibliotheken und Schweizer Buchhandel eine Lösung zu finden. Auf Bibliotheksseite nahmen die Erwerbungsleiter/innen der ETH-Hauptbibliothek, Ciba Basel, der ZB Zürich, der UB Basel und der StUB Bern teil.
  - 1989 gaben die Buchhändler eine neue Umrechnungstabelle heraus, die weder den Preisüberwacher noch die grossen Bibliotheken zufriedenstellen konnte. Die Gespräche zwischen Grossbibliotheken und Buchhandel führten zu einem Vertragsentwurf, der aber von der Generalversammlung der Buchhändler abgelehnt wurde.
  - Die Buchhändler kungelten dafür 1990 mit dem deutschen Börsenverein einen Vertrag aus, demgemäss die deutschen Lieferanten den schweizerischen Endabnehmern die deutsche MWSt nicht mehr abziehen sollten. Die Gespräche zwischen Vertretern des SBVV versandeten. An deren Stelle traten bilaterale Verhandlungen zwischen einzelnen Buchhändlern und den Grossbibliotheken. Damit war und blieb die Preisbindung für Grosskunden relativiert.<sup>5</sup>

Über die Wichtigkeit der Preisbindung sind sich die Buchhändler einig: Schon in der Broschüre 'Ein Buch, das leben soll, muss einen Schutzgeist haben', die als Argumentationshilfe im Kampf gegen die Konsumenteninitiative herausgegeben wurde, wehrten sie sich entschieden für den festen Ladenpreis. Auch andernorts plädieren sie für die Preisbindung:

"Der Grundsatz, dass der vom Verlag festgesetzte Ladenpreis trotz unterschiedlichen Bezugskosten und unterschiedlichen Handelsspannen, die die Verlage dem Sortimentsbuchhandel einräumen, an allen Orten in gleicher Weise gelten soll, ist vor knapp hundert Jahren verwirklicht worden. Der geistige Wert eines Buches und auch die Ausstattung sind bei jeder unveränderten Auflage für alle Exemplare gleich. Der Buchhändler kann daher im Wettbewerb mit andern Buchhändlern nicht einen besseren Inhalt oder eine bessere Ausstattung eines Titels ins Feld führen, um die Kunden anzulocken. Er kann den Wettbewerb nur durch ein grösseres Titelangebot – ein grösseres Bücherlager –, durch rasche und zuvorkommende Lieferung, durch richtiges Verständnis für die Kundenwünsche, führen und sich so einen grösseren Kundenkreis und damit verbunden einen grösseren Umsatz und eine bessere Kostendeckung schaffen. Der Kundenrabatt, der im 19. Jahrhundert ein Ausmass erreichte, das die Existenz des mittelständischen Buchhandels bedrohte, hat immer wieder die

Frage aufgeworfen: Ist es wünschenswert und möglich, dass der Sortimentsbuchhandel bei der Eigenart eines Warenangebotes die kaufmännische Spekulation ausschliesst, welche dahin geht, durch Herabsetzung des vom Verleger festgesetzten Verkaufspreises mit andern Firmen in Konkurrenz zu treten und durch einen grösseren Umsatz den geringeren Gewinn am einzelnen Exemplar auszugleichen? Kann die Dichte des Verkaufsstellen-netzes unter diesen Umständen auch für die Zukunft aufrecht erhalten werden oder wird sich ein Handel nach rein kaufmännischen Gesichtspunkten durchsetzen?

Die Schleuderangebote der Buchhandlungen in Berlin und Leipzig, die mit kleineren Beschaffungskosten rechnen mussten, führten nach 1873 zu einer Gefährdung des Buchhandels in den kleineren Städten. [...] Es wurde also versucht, Kundenrabatte des Leipziger Buchhandels durch entsprechende Nachlässe zu unterwandern – die freie Marktwirtschaft sollte auch im Buchhandel Gültigkeit erlangen.

1879 schlossen sich die Orts- und Kreisvereine in Deutschland zu einem 'Verband der Kreis- und Ortsvereine im deutschen Buchhandel' zusammen. Diese neu geschaffene Verbindung war aber nicht stark genug, um verbindliche Beschlüsse über die Abschaffung der Kundenrabatte durchzusetzen – hier konnte nur der Börsenverein die entsprechenden Schritte unternehmen. Es kann nicht überraschen, wenn ein entsprechender Vorstoss nicht aus Leipzig kam, sondern hier der rührige Vorsteher des Börsenvereins, der Stuttgarter Verleger Alfred Kröner, 1887 die Abschaffung der Kundenrabatte durchsetzte."<sup>6</sup>

Oder was den Deutschen recht ist, ist den Schweizern teuer:

"Das bedeutendste dieser Privilegien ist der feste Ladenpreis. Er wurde in Deutschland 1888 durch eine neue Satzung des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler eingeführt. Dieses Privileg konnte durch die Jahrzehnte bewahrt werden, auch als in der Bundesrepublik Deutschland im Jahre 1974 die Preisbindung für alle übrigen Waren endgültig entfiel. Das Gesetz gegen Wettbewerbsbeschränkungen aus dem Jahre 1980 regelt im § 16 die Zulässigkeit der Preisbindung bei Verlagserzeugnissen."

und

"Ohne Schutz durch die Preisbindung kann das Buchhandels- und Verlagsgewerbe nicht an der Aufgabe mitwirken, die vielfältigen Gefahren von der Lesekultur abzuwenden."<sup>7</sup>

Der gleiche Autor zitiert andernorts den Preisbindungstreuhänder für die Verlage, Hans Franzen:

"Die Buchhandelspreisbindung ist kulturpolitisch erwünscht. Das ist unumstritten. Auch sozialpolitisch und zur Mittelstandsförderung wird sie begrüsst. Nationalökonomisch ist sie zwar problematisch. Aber die Vorteile überwiegen die Nachteile. Diese Überzeugung hat sich durchgesetzt."<sup>8</sup>

Als Beweis wird auf Schweden und Frankreich hingewiesen, die die Preisbindung abgeschafft hatten (1970 resp. 1953); Frankreich führte sie 1981 wieder ein. Interessanterweise wird nirgends auf die Staaten eingegangen, die keine Preisbindung im Buchmarkt kennen.

Undiskutiert lässt die Bibel aller Bibliothekarinnen und Bibliothekare, der 'Hacker' <sup>9</sup>, das Thema im Raum stehen:

"In Deutschland gilt der Grundsatz des festen Ladenpreises, d.h. der Verleger bestimmt den Preis, an den der Buchhändler gebunden ist."

Und erwähnt dann die üblichen Preisnachlässe, die Bibliotheken ab einem Etat ab 30'000 DM erhalten. Kein Wunder, dass er den ortsansässigen Buchhandel ohne weitere Reflexionen weiterempfiehlt. Zu seiner Entschuldigung ist zu sagen, dass er dabei wohl nur an die deutschen Bibliotheken denkt.

### Wen schützt die Preisbindung?

Schützt die Preisbindung die Verlage, die kleinen Sortimente, die grossen Sortimente, die Kaufhäuser, die Grosskunden, die kleineren Bibliotheken oder die Einzelkäufer? Wen schützt sie nicht? Und ist die Verteidigung der Preisbindung eine so unumstrittene Angelegenheit, wie Herr Franzen meint?

Werfen wir einen Blick auf die Lieblingszitierbeispiele, nämlich Schweden und Frankreich. Beide Länder haben die Preisbindung in den letzten Jahrzehnten abgeschafft, aber sowohl die zur Zeit der Abschaffung vorgefundene Situation wie auch die darauf folgende Entwicklung war völlig unterschiedlich. Markus Bider setzt sich in seiner Lizentiatsarbeit mit den Szenarien der Aufhebung der Preisbindung auseinander <sup>10</sup>.

1970 wurde in Schweden vom Reichstag die Preisbindung der zweiten Hand gegen die Empfehlungen der Regierungskommission und der Verbände der Autoren, der Verleger, der Buchhändler und der Bibliothekare aufgehoben. 1977 war die Hälfte der Buchhandlungen einer Kette angegliedert, wobei viele Verlage in Buchklubs integriert wurden. 1987 gab es 40 Prozent weniger Buchhandlungen als zu Preisbindungszeiten.

Für staatliche Bezüge wurden Buchhandelsmargen von sechs Prozent festgesetzt. Ab 1972 lieferten die Verlage den Behörden zu Nettopreisen. Dieser Umlagerungsprozess zuungunsten des Sortimentsbuchhandels war 1976 abgeschlossen: Alles lief über die Verlage. Unter Behörden versteht Bider vermutlich die Schulen und das in Skandinavien bekanntlich gut ausgebaut öffentliche Bibliothekswesen. Die bereits erwähnten Buchklubs konnten ihren Umsatz zwischen 1970 und 1979 um 1'000 Prozent steigern und bis 1982 eroberten sie einen Marktanteil von 50 Prozent im Bereich der Belletristik.

Sie erinnern sich an meine Frage: Wer profitiert von der Preisbindung? Bei diesem Beispiel sind die Sortimente die Leidtragenden. Aber haben die Verlage und die Kunden auch verloren?

Laut Bider wurde das anfangs etablierte Richtpreissystem mit den alten Margen bald durch generelle Rabatte von rund 25 Prozente ersetzt. Die Buchhandlungen mussten ihre Dienstleistungen abbauen. Die Preise der Buchklubs waren rund 35 Prozent unter den Preisen der Buchhandlungen. Langfristig zeigte sich folgende Preisentwicklung:

- 5 Prozent der Titel wurden (im Durchschnitt) um 20 Prozent billiger
- 15 Prozent der Titel blieben im Preis unverändert
- 40 Prozent der Titel wurden (im Durchschnitt) um 60 Prozent teurer, und die Zahl der verlegten Titel ging um 40 Prozent zurück.

Die Zahlen stammen von der Schweizerischen Kartellkommission<sup>11</sup>. In einer Fussnote erwähnt Bider, dass sich in einem Selbsthilfeverlag viel gelesene und weniger gelesene Autoren gemeinsam organisiert hätten, um durch die Mischrechnung die Preise 'homogen' zu halten. Es gibt anscheinend auch ohne die Preisbindung die Möglichkeit, die Mischrechnung und den Schutz kleinerer Produzenten aufrechtzuerhalten, wenn das Bedürfnis da ist. Aber wenn es nicht da ist?

Aus der Darstellung ist nicht ersichtlich, ob der überlebende Buchhandel durch die Restrukturierung wirtschaftlich gestärkt worden ist oder nicht. Wer die Buchhandels-Fachpresse liest, bekommt den Eindruck, dass unsere kleineren Geschäfte auch ohne Aufhebung der Preisbindung keine Zukunft haben. Hat also die Aufhebung nur einen Prozess beschleunigt, der auch ohne sie stattfinden wird? Andererseits jammern die Buchhandlungen seit Jahren, aber nur offensichtliches Fehlmanagement scheint ihre Existenzgrundlage wirklich zu gefährden; aber wieso sollte es im Buchhandel anders sein als in den restlichen Branchen? Wie vertragen sich die Klagen über die unübersehbare Bücherflut mit den Klagen über die Redimensionierung derselben?

Frankreich kannte nach 1953 ein Richtpreissystem anstelle der Preisbindung. "Wodurch die Grossabnehmer von Rabatten profitieren konnten, die Konsumenten hatten jedoch *i. a.* [von mir hervorgehoben] den Richtpreis zu bezahlen"<sup>12</sup>. In diesen zwei Buchstaben liegen einige gewichtige Fragen versteckt. Wie weit kann das Preisrichtliniensystem mit einem Preisbindungssystem gleichgesetzt werden? Wie konsequent war "im allgemeinen"? Wo, wann und wie wurden Ausnahmen gemacht? Wieso hat ein solches Richtsystem in Schweden nicht funktionieren können?

FNAC, das französische Buchwarenhaus, hat in Frankreich durch seine Offensive das Richtliniensystem 1976 zu Fall gebracht. Der französische Buchhandelsverband reagierte nicht unerwartet: Er reagierte falsch. Er versuchte, die Publikation der Richtpreise zu unterbinden, um dem FNAC "das wichtigste Werbeargument zu nehmen". Diesem kundenfreundlichen Ansinnen wurde 1979 entsprochen, und die Werbewirkung durch den Presserummel übertraf wohl alle Erwartungen von FNAC ... Die Strategie des möglichst dichten Buchnetzes geriet laut Bider damit allerdings in Gefahr, da "der Sortimentsbuchhandel ... in gleicher Weise wie in Schweden in Bedrängnis (kam)"<sup>13</sup>. 1982 wurde die Preisbindung zweiter Hand in Frankreich wieder eingeführt. Bider erklärt leider nicht, welche Gründe für die Rückkehr ausschlaggebend gewesen waren, aber er weist darauf hin, dass FNAC u. a. durch

"einen Belieferungsboykott der führenden Verlagshäuser diszipliniert (wurde)"<sup>14</sup> und dass die Preisbindung wieder allgemein eingehalten würde, wobei zu vermuten ist, dass nicht ein Preisbindungs-, sondern das alte Preisrichtliniensystem eingeführt wurde.

Es mag nun der Eindruck entstanden sein, dass ich mich in meinen Ausführungen gegen die Preisbindung wende. Das Ziel ist ein anderes. Diese kurze Ausführung soll nur darauf hinweisen, dass wir nicht jede Aussage unreflektiert hinnehmen dürfen, wenn sie mit dem Wort 'Kultur' verbrämt ist. Der Buchhandel ist ein Geschäft, und wenn das Geschäft nicht läuft, erfüllt er auch seinen kulturellen Auftrag nicht mehr. Um eine Gesundung herbeizuführen, müssen auch die heiligen Kühe auf ihre Nützlichkeit hin geprüft werden, wobei wir als Aussenstehende die Frage ruhig weiter fassen dürfen: nicht nur 'Was nützt dem Buchhandel?', sondern auch 'Was nützt dem Kunden?'. Wie weit ist der idyllische Kleinladen eine wirkliche Notwendigkeit, und wie weit ist eine Redimensionierung der Bücherflut auf wirklich gefragte Titel ein kultureller Verlust? Wird in Zukunft nicht ein erheblicher Teil der in kleinen Auflagen erscheinenden Literatur auf elektronischem Weg vermittelt werden, wo der Buchhandel ausgeschlossen ist?

## Anmerkungen

- 1 Brockhaus Enzyklopädie: in vierundzwanzig Bänden. – 19., völlig neu bearb. Aufl. –Mannheim: F. A. Brockhaus, cop. 1986–1995. – 27 Bde.
- 2 Preisbindung und Preisüberwachung: Eine Chronik. (Schweizer Buchhandel 3/1991, S. 8).
- 3 Im ausserdeutschen Preis ist ein Aufschlag in der Höhe der deutschen MWSt (7%) für besondere Unkosten (Transport, teurere Lebenshaltung, höhere Mieten usw.) enthalten; also gilt 'Inlandpreis + MWSt = Auslandpreis', deshalb soll die MWSt nicht abgezogen werden!
- 4 Schweizerischer Buchhändler- und Verleger-Verband (mit Sitz in Zürich).
- 5 Die Grossbibliotheken diktierten nun die Konditionen für ihre inländischen Lieferanten. Die kleineren Bibliotheken kaufen allerdings noch heute zu den markant ungünstigeren Schweizer Konditionen ein.  
Die Preisbindung hatte aber schon vorher Schwachstellen; die Preise wurden nur gegen unten abgesichert, aber für Erhöhungen gab es Hintertürchen: Zusatzbeträge für die Rechnungsstellung, für Porto und Verpackung und vereinzelt Besorgungsgebühren bei minderrabattierter Literatur.
- 6 Schweizer Buchhandel 11/12/1987.
- 7 Heinold, Wolfgang Ehrhardt: Bücher und Büchermacher. Heidelberg: Hüthig, 1993. – 4., völlig Neubearb. Aufl. (Heidelberger Wegweiser).
- 8 In: Heinold, Wolfgang Ehrhardt: Bücher und Buchhändler. Heidelberg: Hüthig, 1990. – 2., überbearb. Aufl. (Heidelberger Wegweiser).

- 9 Hacker, Rupert: Bibliothekarisches Grundwissen. München usw.: Saur, 1992. – 6. völlig Neubearb. Aufl. (S. 148f.).
- 10 Bider, Markus: Mögliche Strategien des Buchhandels bei Aufhebung der Preisbindung. Lizentiatsarbeit eingereicht bei Prof. Dr. W. Hill. Betriebswirtschaftliches Institut der Universität Basel. Basel, (1987)
- 11 Das Verhältnis zwischen Verlegern, Buchhändlern und Buchklubs der Deutschschweiz. Veröffentlichungen der Schweizerischen Kartellkommission, Heft 2/1982. Zürich, 1982.
- 12 Bider, Markus: Mögliche Strategien des Buchhandels bei Aufhebung der Preisbindung. Lizentiatsarbeit eingereicht bei Prof. Dr. W. Hill. Betriebswirtschaftliches Institut der Universität Basel. Basel, (1987), S. 46.
- 13 ebenda, S. 47.
- 14 ebenda, S. 47.

'Let the technology do the selection'

Bibliographien im Wandel:  
Print, Online, CD-ROM

Alice Spinnler-Dürr

Seit dem Zweiten Weltkrieg werden wir, parallel zur wissenschaftlichen und technischen Entwicklung, von einer stetig wachsenden Menge wissenschaftlicher Information überflutet; einer Menge, die sich gemäss Schätzungen alle 5,5 Jahre verdoppelt. Nicht nur nimmt die Anzahl der Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen zu, sondern auch deren publizistische Aktivität, gemäss dem Motto 'Publiziere oder verschwinde in der Versenkung'. Die Entwicklung der Computertechnologie hat diese Tendenz durch das Angebot von immer noch mehr Leistung und Speicherkapazität zu rapide sinkenden Preisen gefördert, wenn dies nicht gar eine der Voraussetzungen dafür war. Dieselben Computer sollen uns nun helfen, die Informationsflut in den Griff zu bekommen.

Die Datenmenge bietet an sich kein Problem, aber die intellektuelle Aufbereitung stellt grosse Anforderungen an die Hersteller. Jede Bibliographie, sei sie gedruckt oder via Computer (Online oder CD-ROM) konsultierbar, ist nur so gut, wie ihr Potential, relevante Zitate aufzufinden. Gemeinhin wird geglaubt, dass Informationsbeschaffung via Computersysteme effektiver ist, aber wie Untersuchungen gezeigt haben, ist das technologische Knowhow weiterentwickelt als das Wissen, wie Informationen benutzerfreundlich aufbereitet werden müssen.

Neben all der Technik darf auch das Verhalten des Benutzers nicht ausser acht gelassen werden. Wie werden Informationen beschafft? Wie werden Bibliographien genutzt, seien sie nun gedruckt oder via EDV abrufbar? Wie ist generell die Einstellung gegenüber Bibliographien? Hat der Griff nach den Bibliographien überhaupt Priorität?

Die Konsultation von Bibliographien, so sollte man meinen, ist für jegliche Forschung unerlässlich. Aber Studien zeigen, dass sowohl in den Natur- wie auch in den Sozial- und Geisteswissenschaften ein Grossteil der Informationsbeschaffung via informelle Kanäle, sogenannten 'invisible colleges' beschafft wird. Bibliographien, gedruckt oder elektronisch abfragbar, werden sehr sporadisch genutzt. Diskussionen mit Kollegen und Kolleginnen, Austausch von Publikationen, Besuch von Konferenzen, Errichten einer persönlichen Publikationssammlung, regelmässiges Durchsehen der relevanten Fachzeitschriften, Benutzen der Bibliographien in Artikeln und Büchern werden als Mittel zur Informationsbeschaffung vor dem Konsultieren von Bibliographien gewertet. Aber seit mit dem Aufkommen der CD-ROM elektronische Datenbanken für jedermann und jedefrau persönlich konsultierbar sind, hat die Nachfrage sprunghaft zugenommen, was die Erfahrungen an der Infotheke zeigen. Die Benutzer und Benutzerinnen haben zwar sehr oft nur rudimentäre Kenntnis von den bibliographischen Hilfsmitteln ihres Faches, aber alle möchten eine CD-ROM-Recherche durchführen und per Knopfdruck eine vollständige Bibliographie herausrattern lassen.

Aber auch die EDV kann das Dilemma der Literaturrecherche, nämlich, dass es praktisch unmöglich ist, ein Dokument für jede denkbare Verwendung zu indexieren, lösen. Relevantes Material kann unter Umständen auf wenigen Seiten in einer Publikation mit anderem Hauptthema enthalten sein. Dokumente, die zwar mit den gesuchten Schlagwörtern indexiert sind, müssen sich aber für diese spezielle Fragestellung nicht als relevant erweisen, hingegen können sich Dokumente mit Schlagwörtern, an die man nicht im entferntesten gedacht hat, als wichtig herausstellen. Gedruckte Bibliographien wie auch elektronische Datenbanken (mit Ausnahme von Volltext-Datenbanken) sind nicht fähig, eine Idee oder ein Konzept in seinen richtigen Kontext zu setzen.

Indem wir bibliographieren, suchen wir nach etwas, das wir nicht kennen; wir können auch nicht mit Sicherheit angeben, wieviel wir wirklich gefunden haben.

### Gedruckte Bibliographien im Vergleich mit Online-Datenbanken

Die folgenden Ausführungen stützen sich im Wesentlichen auf die 1987 veröffentlichte, bibliothekswissenschaftliche Dissertation 'Hardcopy versus online searching: a study in retrieval effectiveness' von Kathleen Lynn Maciuszko.

Ziel der Studie war das Testen der Hypothese 'Bibliographieren mittels gedruckter Hilfsmittel ist effektiver als die Onlinesuche' anhand von Bibliographien der Firma Wilson.

Gedruckte Bibliographien unterscheiden sich von ihren Online-Versionen in fünf wesentlichen Merkmalen:

*Sucheigenschaften:* Anzahl und Art der Zugangsmöglichkeiten, die ein Suchsystem bietet, haben zwangsläufig einen Einfluss auf das Suchergebnis. Bei Online-Systemen ist im Prinzip jedes Wort der bibliographischen Aufnahme (Autor, Titelwörter, Impressum, Deskriptoren, Zusammenfassung) suchbar; mit Boole'schen Kombinationen und Trunkierungen kann die Suche präzisiert, erweitert oder eingeschränkt werden. Eine Recherche kann sogar in mehreren Datenbanken gleichzeitig durchgeführt werden, wobei mit speziellen Befehlen Duplikate herausgefiltert und eliminiert werden können. Gedruckte Bibliographien sind mehrheitlich systematisch aufgebaut; nur über die Register (Autoren, Titel, Sachbegriffe) bieten sich zusätzliche Suchmöglichkeiten an.

*Aufwand:* Sowohl für die Suche in den gedruckten wie auch in den Online-Bibliographien muss zuvor eine Suchstrategie entwickelt werden. Der geistige Aufwand beim Aufbau der Suchstrategie ist bei gedruckten Bibliographien geringer, da die Suche grundsätzlich präkoordiniert ist. Dafür ist aber der Zeitaufwand bei der eigentlichen Titelsuche grösser. Auch das Benützen der Register ist umständlich und zeitaufwendig, müssen doch die Nummern der Titelaufnahmen im Register eruiert und dann im Hauptteil nachgeschaut werden. Bei Online-Recherchen empfiehlt es sich, Zeit in den Aufbau der Suchstrategie zu investieren. Dafür ist dann die eigentliche Suchzeit minim, kann doch in der Regel ein mehrere Jahre umfassender Zeitbereich in einem Arbeitsgang abgesucht werden, währenddem bei gedruckten Bibliographien (Ausnahme retrospektive) normalerweise Jahr um Jahr durchgearbeitet werden muss.

*Suchergebnis:* Zeitsparend bei Online-Datenbanken ist auch, dass die Titelaufnahmen in gewünschter Form – Kurztitel, vollständiges bibliographisches Zitat mit oder ohne Zusammenfassung, Schlagwörter etc. – fortlaufend auf Papier ausgedruckt oder auf Diskette gespeichert werden können. Bei den gedruckten Bibliographien müssen die Zitate von Hand einzeln abgeschrieben oder kopiert und dann ausgeschnitten werden.

*Aktualität:* Online-Bibliographien werden in der Regel schneller aktualisiert, manche sogar täglich.

*Kosten:* Gedruckte Bibliographien sind billiger. Bei Online-Recherchen werden Anschaltzeit sowie eine Gebühr für jedes ausgedruckte Zitat berechnet, was bei schlecht vorbereiteter Recherche oder hoher Trefferquote schnell recht teuer werden kann. Jede Recherche kostet extra. In den Kosten nicht einberechnet sind Zeitaufwand und Personalkosten (Betreuung, Schulung).

So gesehen spricht eigentlich alles für Online. Aber wie verhält es sich, wenn das Suchergebnis bezüglich Anzahl relevanter Titel zur Gesamttrefferzahl und die Genauigkeit bewertet wird?

Der von Kathleen Lynn Maciuszko durchgeführte Test sollte die Grundlage für die Evaluation bilden. Sechs Studenten unterschiedlicher Semester und Fachgebiete (Biologie, Ökonomie und Musik) stellten insgesamt 88 Suchfragen zusammen. Diese Fragen wurden dann von bibliothekarischen Fachkräften aus je sechs akademischen und sechs öffentlichen Bibliotheken in den gedruckten Wilson-Bibliographien und ihren Online-équivalenten gesucht. Die Wahl, nicht Studenten sondern Fachpersonal für den Test beizuziehen, hat einfache Gründe. Das Baldwin-Wallace College in Cleveland (Ohio, USA) hat keinen Anschluss zu Wilsonline, so wären Kosten und der Aufwand für die Studenten recht hoch. Die Bibliothekarinnen waren mit den Wilson-Indexes vertraut und konnten die Recherchen in ihrem gewohnten Arbeitsumfeld erledigen.

In den USA sind die gedruckten wie auch die Online-Datenbanken von Wilson sehr bekannt und verbreitet. Sie sind auf ein durchschnittliches Publikum zugeschnitten, das keine oder nur wenig Erfahrung in der Informationsermittlung hat. Das Spektrum von Wilson umfasst alle Bereiche der Wissenschaft und ist im Aufbau sehr homogen, da der Indexierung die gleiche Philosophie und das gleiche Prozedere zugrundeliegen.

#### Beurteilungskriterien der Untersuchung Maciuszko

Maciuszko bestimmte selbst je eine Idealsuche für die gedruckten und Online-Bibliographien und deren Ergebnisse wurden als Standard für die Bewertung genommen. Beurteilt wurden Relevanz, Brauchbarkeit und Aufwand.

Relevanz kann als Beziehung zwischen den Antworten, die von einem Informationssystem produziert werden, und den gestellten Fragen definiert werden. Relevanz kann auf zwei Ebenen überprüft werden:

'Recall' ist die Anzahl der gefundenen relevanten Dokumente gemessen an der Gesamtzahl der relevanten Dokumente in der Datenbank.

'Precision' ist die Anzahl der gefundenen relevanten Dokumente gemessen an der Gesamtzahl der gefundenen Dokumente.

Brauchbarkeit wurde als zusätzliches Beurteilungskriterium ausgewertet, da 'Recall' und 'Precision' die Bedürfnisse des Fragestellers nicht berücksichtigen. Die fragstellenden Studenten konnten ja die Suche nicht selbst durchführen, sollten aber doch ihre Meinung zu den Suchergebnissen liefern können. Denn die von einer anderen Person festgestellte Relevanz muss nicht zwingend mit den eigentlichen Bedürfnissen des Fragestellers identisch sein. Die Brauchbarkeit wurde mittels einer Bewertungsskala 'von grossem Wert – geringem Wert – keinem Wert' gemessen.

Aufwand ist gleich der Menge Energie, die aufgebracht werden muss, um eine Aufgabe auszuführen. Die Studenten (Evaluation der Ergebnisse) wie auch die Informationsspezialisten (Suche) bewerteten den intellektuellen Aufwand mittels einer vorgegebenen Skala 'gross – mittel – gering' und der benötigten Zeit von 0–20 Minuten.

Alle Studien zur Bewertung von Bibliographien und Datenbanken haben aber den Nachteil, dass, um nur die Ergebnisse einer Suche evaluieren zu können, zuvor 'Recall' und 'Precision' einer Fragestellung festgestellt werden muss, was objektiv nicht möglich ist, da diese Bewertung auch wieder von einer Person mit ihrem subjektiven Urteilsvermögen durchgeführt werden muss.

### Subjektive versus objektive Relevanz

Untersuchungen zeigen, dass die Zuweisung von Relevanz höchst subjektiv ist. In einer Sammlung von 15'000 Dokumenten, die mit zwei unterschiedlichen Indexierungsmethoden beschlagwortet war, wurden die Resultate von 92 Fragen miteinander verglichen; mit dem einen System wurden 2'200 nach Meinung der Indexierer relevante Zitate gefunden, mit dem anderen 1'560, davon waren nur 580 Titel Duplikate. Nach Durchsicht einigten sich die beiden Gruppen gemeinsam auf 1390 relevante Dokumente vom Gesamttotal von 3'180 gefundenen Dokumenten.

Relevanz, so lautet eine Definition, ist die Nützlichkeit, die der Fragesteller einem Dokument zuweist, ist also die Beziehung zwischen Dokument und einer Person, aber nicht zwischen Dokument und Fragestellung. Relevanz ist im höchsten Masse subjektiv.

Aber, wenn ein Informationsbedürfnis in einer Fragestellung objektiviert ist, dann besteht zumindest die Möglichkeit, dass diese Fragestellung objektiverweise mit einem Dokument verbunden ist. Die Idee der objektiven Relevanz kann am besten mit Fragestellungen aufgezeigt werden, die wenig Spielraum für subjektive Interpretationen lassen, z.B. Fragen, die die physikalische Welt betreffen. Objektive Relevanz ist aber nur dem Prinzip nach unbestreitbar, denn ein subjektives Moment spielt auch hier mit.

Der Zweck eines Informationssystem ist letztendlich, seinen Benutzern dienlich zu sein und Informationen in Antwort auf eine gestellte Frage zu identifizieren, lokalisieren und zu beschaffen.

Informationssuche ist ein Versuch- und Irrtum-Prozess. Eine Suchstrategie erstellen ist nicht mehr als ein Raten bezüglich der Attribute, die das gewünschte Dokument haben sollte. Im Allgemeinen werden dann die Antworten des Systems gebraucht, um das anfängliche Raten durch kreative Denkprozesse für weitere Versuche zu korrigieren. Daraus folgt, dass Informationssysteme so entworfen sein sollten, dass sie maximale Flexibilität und schnelle Antworten im Versuch- und Irrtum-Prozess ermöglichen sollten.

Vollautomatische, textverarbeitende Techniken sind insofern vorzuziehen, da sie flexiblere Versuch- und Irrtum-Möglichkeiten offerieren, als Systeme die auf manuellen Indexen basieren. Aber die EDV allein ist keine Garantie für eine erfolgreiche Literaturrecherche; letztendlich sind die Kreativität, die beim Aufbau der Suchstrategie entfaltet wird, und das subjektive Bedürfnis des Fragestellers ausschlaggebend.

### Resultate der Untersuchung Maciuszko

Generell waren die Ergebnisse der Recherchen nicht sehr befriedigend. Es wurde eigentlich eine höhere Trefferquote erwartet. Auch Bibliothekstyp (wissenschaftlich – öffentlich) und die unterschiedlichen Suchfragen spielten praktisch keine Rolle.

Die Hypothese, dass die Suche in den gedruckten Bibliographien effektiver und ergiebiger ist, konnte nicht bestätigt werden. Keine der beiden Sucharten zeigte einen wesentlichen Vorteil gegenüber der anderen.

Aber bezüglich 'Recall' und 'Precision' wurden doch erhebliche Unterschiede festgestellt:

	'Recall'	'Precision'
Gedruckte Bibliographien:	57 Prozent	39 Prozent
Online-Versionen:	19 Prozent	47 Prozent

Die gedruckten Bibliographien haben eine doch beachtlich höhere 'Recall'-Rate, bezüglich 'Precision' ist Online minim im Vorteil. Grösster Vorteil von Online ist die Schnelligkeit, d.h. Online bietet sich für schnellen Zugriff auf einige relevante Zitate an, wenn keine Vollständigkeit gewünscht wird. Erstaunlicherweise scheinen die Treffer komplementär zu sein, da nur wenige Zitate sowohl in der gedruckten wie auch in der Online-Version gefunden wurden; nur 6 Prozent der Zitate waren Duplikate. Dies läuft der gängigen Meinung zuwider, dass eine Suche in den beiden Medien die gleichen Zitate ergeben sollte.

Es scheint eine Verbindung zwischen Relevanz, Brauchbarkeit und Aufwand zu existieren. Mehr Aufwand in der Vorbereitung der Recherche wird durch zufriedeneren Benutzer entgolten. Die Studenten, die die Zitate auf ihre Brauchbarkeit hin überprüft haben, wiesen den via Online gefundenen Zitaten einen höheren Wert bei. Die Online-Recherche verlangt in der Regel eine grössere Vorbereitungszeit, was sich dann vermutlich in der besseren 'Precision'-Rate niederschlägt.

Die Suchmöglichkeiten wurden nicht ausgeschöpft, d.h. in beiden Versionen wurden einfache und schnelle Suchmethoden angewendet. Dies ist besonders für die Online-Recherche mit ihren interaktiven und erweiterten Zugriffsarten erstaunlich.

Eine direkte Beziehung besteht auch zwischen der Bewertung des Aufwands und

der Anzahl der Treffer. Je länger die Liste, desto mehr Aufwand wird hineininterpretiert. Mehr Aufwand und eine grössere Anzahl Zitate von geringem Wert wurde den gedruckten Bibliographien mit ihrer höheren Trefferquote zugeordnet.

### Ergebnisse weiterer Untersuchungen

Die Studie von Maciuszko mit über 1'000 Einzelrecherchen (88 Fragen und zwölf Informationsspezialisten) ist eine der breit abgestütztesten in diesem Bereich. Aber bei weitem nicht alle Studien bestätigen die Ergebnisse von Maciuszko. So weisen kleinere, nicht so breit angelegte Untersuchungen gegensätzliche Resultate auf, so höhere 'Recall'- und geringere 'Precision'-Werte für Online-Recherchen und niedrigere 'Recall'- und höhere 'Precision'-Werte für gedruckte Bibliographien. Auch die Aussage, dass bei weiten Fragestellungen Online-Recherchen eine grössere Anzahl an relevanten Zitaten ergeben, kann nicht belegt werden.

Durch die Anlage der Untersuchungen werden aber sehr oft die Resultate verfälscht, so ist in einigen Studien die 100 Prozent 'Precision'-Rate bei gedruckten Bibliographien auf die Evaluation während des Suchprozesses zurückzuführen, bei Online-Recherchen, um Zeit, d.h. Kosten zu minimieren wird die Bewertung nachträglich – offline – vorgenommen.

Elchesen hat in seinen Vergleich noch sämtliche Kosten (Personalkosten, Abos und Online-Kosten, Photokopien, Papierverbrauch, Apparate, Raum, Telekommunikation) miteinbezogen und kommt zum Ergebnis: Online-Recherchen sind im allgemeinen schneller, verursachen weniger Kosten und sind effektiver als die Suche in den gedruckten Bibliographien.

Wie sieht das Kostenverhältnis im Vergleich zu gedruckter Bibliographie und CD-ROM aus? CD-ROM sind teuer in der Anschaffung, Mehrfachnutzerlizenzen gehen ins Geld, die Hardware muss mehrfach vorhanden sein, erheblicher Platzbedarf für Arbeitsplätze und Instruktionsraum, enorme Beanspruchung des Bibliothekspersonals; die gedruckten Bibliographien dürften gegenüber den CD-ROM kostengünstiger sein. Sehr oft sind die CD-ROM auch nur geleast und müssen bei der Annullierung des Abonnements zurückgegeben werden.

Da kein Medium gegenüber dem anderen wesentliche Vorteile zeigt, diese respektive komplementär sind, empfiehlt es sich, für eine umfassende Literatursuche sowohl die gedruckten wie auch die elektronischen Datenbanken zu berücksichtigen.

Auch in der Beantwortung, ob die Suche in der gedruckten Bibliographie zuerst und dann anschliessend eine Online-Recherche oder umgekehrt durchgeführt werden soll, gibt es gegensätzliche Aussagen.

Aber alle Studien und Untersuchungen belegen, dass die Benutzer und Benutzerinnen eine elektronische Literaturrecherche der Suche in den gedruckten Bibliographien den Vorzug geben.

### Online-Datenbanken versus CD-ROM

CD-ROM und Online-Versionen derselben Datenbank sind nicht, wie man annehmen könnte identisch. Sie unterscheiden sich in Umfang, Aktualität, Abfrageproto-

koll und Inhalt. Eine gegenüberstellende Untersuchung der psychologischen Online-Datenbank Psycinfo auf Dialog und ihrem CD-ROM-équivalent Psyclit von Silver Platter zeigt, dass bei Deskriptorensuche in der Online-Datenbank mehr Treffer angezeigt wurden, obwohl auf einen Zeitraum eingeschränkt wurde, der in beiden Datenbanken abgedeckt sein sollte. Die Überprüfung ergab, dass in Psyclit Dissertationen nicht erfasst sind. Aber auch nachdem die Dissertationen von der Trefferzahl in Psycinfo abgezogen wurden, schwankte die Trefferzahl in 11 von 22 Suchen (Suchbegriffe wurden per Zufall ermittelt und sollten nicht mehr als 150 mal in der Datenbank vorkommen, um den Zeitaufwand für die Evaluation begrenzt zu halten) zwischen eins und sieben; nur in einer Suche wurde ein Treffer weniger in Psycinfo nachgewiesen. Daraus folgt, dass die Datenbank-Struktur unterschiedlich aufgebaut ist, z.B. bezüglich des suchbaren Index. In Psycinfo umfasst der Basisindex Titel, Zusammenfassung, Deskriptoren und Identifiers, in Psyclit hingegen umfasst der Hauptindex alle Felder. Die Freitextsuche ergibt mal für Psycinfo, mal für Psyclit eine höhere Trefferzahl.

Ein wesentlicher Vorteil der CD-ROM hingegen ist die benutzerfreundliche Oberfläche, die keinerlei Kenntnisse einer komplizierten Abfragesprache voraussetzt. Dieser Vorteil wird aber nicht mehr lange bestehen, da auch die Online-Hosts mit benutzerfreundlichen Oberflächen (z.B. Data-Star mit der Windows-Oberfläche Probase) auf den Markt drängen, um ihre an die CD-ROM verlorenen Marktanteile wieder wettzumachen.

Für Bibliotheken ist die Freigabe des Online-Zugriffs auf die diversen Hosts und Datenbanken zur Zeit aus Kostengründen nicht vertretbar. Allerdings betreiben gewisse Datenbankanbieter, die eigentlich grosse Bibliotheksverbünde (OCLC oder RLIN) sind, eine unterschiedliche Preispolitik. Sie verrechnen nicht nach Einschaltzeit und Trefferzahl, sondern pro Suchschritt und unabhängig von der Zitatenmenge. Die Bibliotheken können quasi Abonnemente von 10, 20 etc. Suchfragen an die Endbenutzer weiterverkaufen und so die Kosten auf relativ einfache Art und Weise auf die Verbraucher abwälzen. Dies ist aber nur für grössere Bibliotheken mit einer hohen Nachfrage nach Online-Recherchen interessant, denn mit dem Umsatz sinkt der Preis pro Suchschritt; nachteilig ist, dass die Bibliotheken im voraus die Abonnemente beziehen müssen.

Ein Vorteil der CD-ROM bleibt bei allen technischen und preispolitischen Änderungen der Online-Datenbankanbietern bestehen, nämlich die von Zeit- und Kostendruck unbelastete Suche, bei der sich der kreative Prozess von Versuch und Irrtum voll entfalten kann.

#### Benutzerpräferenz für CD-ROM

Die Benutzer und Benutzerinnen sind von den CD-ROMs begeistert und machen rege Gebrauch davon. Zur Zeit ist für den Normalbenutzer die Suche auf CD-ROM die einzige elektronische Abfragemöglichkeit. CD-ROM bietet einen schnellen Zugriff auf eine Fülle von Daten, was von den Benutzern sehr geschätzt wird, auch wenn das Resultat nur vermeintlich zufriedenstellend ist. Ein weiterer positiver Faktor ist, dass die einzelnen Zitate nicht mehr abgeschrieben werden müssen, sondern in kürzester Zeit ausgedruckt oder sogar auf Diskette gespeichert werden können.

Untersuchungen geben Hinweis darauf, dass die Begeisterung für CD-ROM so hoch ist, dass es kaum was ausmacht, wenn Anzahl oder Brauchbarkeit der Zitate eigentlich nicht zufriedenstellend ist. Zeit ist Geld, deshalb wiegt die geringere Suchzeit eine allfällige Unvollständigkeit der Zitate bei weitem auf. Am meisten Kritik wird bei der kurzen Berichtszeit angebracht, so bei einer Umfrage zu MLA, die erst seit 1981 auf CD-ROM abfragbar ist; nur gerade neun Prozent waren mit der Trefferzahl unzufrieden und etwa 13 Prozent bemängelten die Qualität der Ergebnisse.

CD-ROM-Recherchen werden von den Benutzern und Benutzerinnen für eine schnelle, effektive und einfache Methode der Informationsbeschaffung gehalten. Man tippt irgendeinen Begriff ein und erhält meist ein Ergebnis. Eine recht beträchtliche Anzahl führt auch die Suche in der falschen Datenbank durch, was liegengelassene Computerausdrucke so schön belegen. Man setzt sich an den Computer und wenn zufällig schon eine Datenbank aktiviert ist, so recherchiert man in dieser. (Ob auch, was wahrscheinlich ist, ungeeignete, gedruckte Bibliographien konsultiert werden, ist kaum rekonstruierbar, da keine Spuren hinterlassen werden; auch das Bibliothekspersonal wird mehrheitlich nicht um Hilfe gebeten.) Die Suche ist zufriedenstellend, auch wenn nur ein geringer Prozentsatz an brauchbaren Treffern übrig bleibt. Auffallend ist, dass immer mehr Benutzer und Benutzerinnen Probleme haben, aus der Fülle der Informationen, die mittels EDV schnell eruiert werden kann, die relevanten Zitate herauszufiltern. Bei gedruckten Bibliographien, wo man die Zitate abschreiben muss, werden die Zitate vorher bewertet; wenn die Zitate per Knöpfchendruck einfach ausgedruckt werden, so erfolgt die Auswahl später, unter dem Motto 'im Zweifelsfall für das Zitat'.

Aber schon beim Verstehen des Ausdrucks, was ist Titelzone, Quellenangabe, Beschlagwortung etc., hapert es. In Interviews haben Nash and Chung Wilson folgende Mängel festgestellt:

- Ablehnung der Zitate, wenn Titel nicht passend scheint, ohne zu beachten, dass der gewünschte Begriff im Schlagwort enthalten ist;
- Ignorieren von Titeln mit schwierigen Wörtern oder Jargon;
- Ignorieren von mehrere Seiten umfassenden Publikationen zugunsten von Artikeln von ein bis zwei Seiten, auch wenn das Thema nach längeren Forschungsberichten verlangt;
- Unterscheidung von wissenschaftlichen und populären Zeitschriften;
- Erkennen des Dokumentstyp, z.B. Rezension, Buch, Artikel;
- dass nicht alle aufgeführten Titel auf Englisch sind;
- falsche Datenbank;
- dass die Zitatlisten meist keinen Hinweis auf die besitzende Bibliothek liefern, sondern dass dies in einem zweiten Schritt durch Konsultation von Bibliothekskatalogen geschehen muss.

#### Merkmale der Endnutzerrecherchen

Endnutzer benützen, im Gegensatz zu professionellen Informationsspezialisten, selten Thesauri, sondern bevorzugen Freitextsuche über alle Felder. Eine Mehrheit der

Fragestellungen hätte mittelbar mit einem Thesaurusbegriff gesucht werden können; bei einem Teil der Suchfragen, die kein Ergebnis geliefert haben, hätte via Thesaurus ein verwandter Terminus oder ein Unterbegriff gefunden werden können. Die Suchwörter werden meist erst während der Recherche gebildet. Boole'sche Verknüpfungen werden, wenn überhaupt nur bei einfachen 'Und'-Verbindungen angewendet; 'oder', 'nahe', 'mit' werden äusserst selten benutzt. Zirka 60 Prozent der Abfragen sind Sach-, etwa 15 Prozent sind Autorensuche, die restlichen 25 Prozent sind kombinierte Abfragen (Autor/formal plus Sache). Suchbegriffe werden häufig als Phrasen gebildet, sehr selten trunkiert und auf die einzelnen Felder eingeschränkt, wenn dann in mehr als der Hälfte der Fälle auf Deskriptoren.

Die Analyse von Suchprotokollen zeigt, dass, obwohl die Benutzer und Benutzerinnen meist zufrieden sind, die Qualität der Endnutzere Recherchen zu verbessern ist: Systembedienung, Kommandos/Tastatur, Thesauri, Boole. Systemfehler können durch die entsprechenden Rückmeldungen via Versuch und Irrtum behoben werden, aber Probleme bei der Formulierung der Suchstrategie können nicht vom System her korrigiert werden.

Der Vergleich von Endnutzer- mit Profirecherchen deckt auf, dass die Endnutzer eine geringere Anzahl 'wirklich relevanter' Zitate auffinden. Aber eine vom Fragesteller selbst durchgeführte Abfrage hat den Vorteil, dass keiner anderen Person erklärt werden muss, was genau gesucht wird. Mit dem Versuch- und Irrtum-Prozess kann der Benutzer oder die Benutzerin selbst die Suchstrategie während der Abfrage verbessern und verfeinern oder gar ändern. Es sind nicht so sehr logische Fehler, die mangelhafte Suchen ergeben, sondern inadäquate Suchstrategien, besonders die Unfähigkeit alle nützlichen Begriffe zu identifizieren.

Weitere Untersuchungen kommen zum Ergebnis, dass generell bei Durchführung der gleichen Recherche durch verschiedene Personen, egal ob Profis oder Endnutzer, die Übereinstimmungsrate der aufgefundenen Zitate gering ist, angefangen bei der Auswahl der Suchbegriffe und unterschiedlicher Suchstrategie, was dann logischerweise auch das Ergebnis beeinflusst.

Die besten Ergebnisse weisen von Informationsspezialisten durchgeführte Gruppenrecherchen auf. Jeder einzelne bringt sein Wissen ein. Auf diese Weise können eine grössere Anzahl möglicher Suchbegriffe identifiziert und in die Suchstrategie integriert werden. Aus Kostengründen kann die Teamsuche aber nicht zum Normalfall werden.

Es zeigt sich aber auch, dass die anfängliche Euphorie den CD-ROMs gegenüber mit vermehrtem Gebrauch zurückgeht.

### Auswirkungen für Bibliotheken

Durch das Angebot an CD-ROM werden andere Informationsmittel uninteressant und vernachlässigt. Die Folge für die Anschaffungspolitik der Bibliotheken ist, dass ein vielfältiges Spektrum an CD-ROM-Datenbanken angeboten werden soll; denn die Gefahr ist gross, dass bei geringem Angebot doch nur auf diese zurückgegriffen wird und die Informationsermittlung sehr einseitig wird. Aber um ein vollständiges Informationsangebot zu offerieren, sollten weiterhin die gedruckten Bibliographien wie auch die Online-Dienste angeboten werden. Die Bibliothekarinnen sollten die

Benutzer auf die Mehrgeisigkeit der Literatursuche hinweisen und die Vor- und Nachteile der verschiedenen Medien erläutern und aufzeigen.

Die unkritische Haltung der Benutzer gegenüber der Literaturrecherche mit CD-ROM machen Benutzereinführungen unumgänglich, obwohl gerade Computerprofis das Gefühl haben, sie verstehen genug von der EDV, um die Suche erfolgreich durchzuführen. Das mag wohl für die Abfragesprache zutreffen, muss aber nicht zwingend für den Aufbau der Suchstrategie Gültigkeit haben. Die Basisinstruktion sollte neben der Erläuterung der Grundbefehle unbedingt noch auf folgende Punkte eingehen:

- Literatursuche allgemein; Unterschied und Nutzen gedruckter Bibliographien, Online und CD-ROM
- Datenbanken
- Auswahl der Begriffe
- Unterschied Deskriptoren- / Freitextsuche
- Aufbau der Suchstrategie
- Boole'sche Verknüpfungen
- Eingrenzen der Suche (Jahr, Publikationstyp etc.)
- CD-ROM-Technologie / Struktur der Datenbank

Minime Kenntnisse davon sollten die Benutzer und Benutzerinnen haben, wenn sie die CD-ROM brauchbar nutzen möchten.

Eine allgemeine Beobachtung ist, dass sich Studenten bald mal als Profi fühlen und Kollegen instruieren, was diese auch sehr oft einer offiziellen Einführung durch das Bibliothekspersonal vorziehen. Durch die Weitergabe dieses Halbwissens kann das Potential der CD-ROM-Suche von einem stetig wachsenden Benutzerkreis, der sich dessen aber nicht bewusst ist, nicht ausgeschöpft werden.

Eine Untersuchung in der Lawson Library, Plymouth State College sollte die Wirksamkeit der unterschiedlichen Einführungsweisen in die CD-ROM anhand von vier Testgruppen eruieren:

- A nur offizielle Handbücher, ohne weitere schriftliche oder mündliche Instruktionen;
- B offizielle Handbücher plus Merkblatt mit den häufigsten Fehlern und Problemen;
- C mündliche, nur theoretische Einführung, Benutzung der Handbücher erlaubt;
- D Demonstration, inkl. Benutzung der Handbücher.

Das Fazit ist: Ein Bild ist 1'000 Worte Wert und nur wenig Wissen ist gefährlich. Denn die Gruppen A-C zeigten keine grossen Unterschiede in den Resultaten, wobei die Mitglieder der Gruppe A und B vermehrt auf die offiziellen Handbücher zurückgriffen. Gruppe D erbrachte die besten Resultate.

Infrastrukturelle Engpässe in den Bibliotheken (kein geeigneter Raum, zuwenig Terminals, zuwenig Personal) verhindern sehr oft effiziente Gruppeneinführungen.

Nicht nur für die ad hoc Hilfe am Bildschirm wird das Informationspersonal vermehrt beansprucht, sondern auch für eher technische Belange: kein Papier mehr, das Programm hängt ... Hilfe und Anleitung bei gedruckten Bibliographien dauern im Normalfall drei bis fünf Minuten, das gleiche bei CD-ROM bis zu 15 Minuten. Desweiteren haben die CD-ROM auch Auswirkungen auf andere Bibliotheksdienste, so z.B. auf die Fernleihe, durch Anwachsen des Bestellvolumens.

### Internet – Zukunft der Informationsermittlung?

Die Suche im Cyberspace nach Informationen kann sehr wertvoll sein; vor allem um Tätigkeiten und Erlasse von Regierungsstellen zu erhalten sowie laufende, aktuelle Diskussionen, Konferenzen und Meetings zu lokalisieren. Innert kürzester Zeit werden Zitate aus aller Welt auf dem eigenen Computer angezeigt. Aber eines muss man sich bewusst sein: eine Recherche um 9.00 Uhr bringt nicht die gleichen Ergebnisse wie um 9.01 Uhr, d.h. es ist praktisch unmöglich, die gleiche Recherche zu wiederholen, da die Trefferzahl nie die gleiche sein wird. Erstens wird laufend aktualisiert und neue Linien angeschlossen und zweitens sind nicht alle Linien rund um die Uhr, 24 Stunden, zugänglich. Es gibt keine Meldung, welche Linien zur Zeit nicht aktiviert sind, da es keine Kontrolle, kein übergeordnetes System gibt, das Buch führt. Internet-Adressen ändern sich, Hosts werden unzugänglich oder das Netz ist überlastet. Die Belegung der Tastatur und Funktionstasten können sich entsprechend der Befehlssprache des Hostcomputers ändern, was zu erheblichen Bedienungsschwierigkeiten führen kann.

Auch die Suchhilfen (Archie, Veronica, WAIS, WWW), die durch den Dschungel des Internet führen sollen, lösen die Problematik, die allen Informationssystemen zueigen ist, nicht, nämlich die Identifikation der Vielzahl möglicher Ansetzungen der Suchbegriffe und allfällige Doppelsinnigkeit (z.B. Native Americans, Amerindians oder American Indians ...; Apache gleich Indianervolk, Helikoptertypenbezeichnung oder Abkürzung für Acute Physiologic and Chronic Health Evaluation).

Eine grosse Anzahl von Bibliothekskatalogen rund um die Welt ist via Internet zugänglich (u.a. auch die Öffentliche Bibliothek der Universität Basel), was nicht nur den Arbeitsalltag der Bibliothekarinnen und Bibliothekare sehr vereinfacht, da vom Arbeitsplatz aus im Internet, auch mit unvollständigen bibliographischen Angaben (Publikationsjahr fehlt, Autor fehlt, nur Untertitel vorhanden) bibliographiert werden kann. Das Bibliothekspersonal spart sich den Gang zu den Bibliographien und die langwierige, sehr oft erfolglose Suche bei unvollständigen oder fehlerhaften Zitaten. Die Benutzer und Benutzerinnen haben mit den Bibliothekskatalogen in aller Welt eine Megabibliothek zur Verfügung.

Abgesehen von den Bibliothekskatalogen und Material mit Primärcharakter von staatlichen Institutionen und überstaatlichen Organisationen (z.B. UN-Dokumente) sind wenig qualitativ wertvolle Informationen gratis übers Internet zu erhalten; Qualität muss bezahlt werden, so sind viele übers Internet abfragbare Datenbanken Passwort- und Gebührenpflichtig.

Die Schnelligkeit mit der Informationen kreierte und via Internet in aller Welt zugänglich gemacht werden können, ist atemberaubend. Es gibt praktisch keine Kontrolle,

wer was ins Netz einspeist und in welcher Qualität. Die Evaluation einer Information kann problematisch werden, wenn der Urheber nicht lokalisiert werden kann.

Das Problem der Zukunft wird nicht so sehr die generelle Informationsbeschaffung sein, da immer mehr benutzerfreundliche Oberflächen entwickelt werden, sondern wie innerhalb dieser Datenfülle die richtige Information herausgefiltert wird, ohne dass die Zeitersparnis bei der Ermittlung durch stundenlanges Evaluieren wieder zunichte gemacht wird. Nicht die Datenmenge ist das Problem, sondern Selektion und Qualitätsüberprüfung.

### Schlusswort

Obwohl auf der UB Basel nie Untersuchungen zum Benutzerverhalten gegenüber bibliographischen Hilfsmitteln durchgeführt wurden, können aufgrund der Erfahrungen die Ergebnisse nur bestätigt werden. Der Normalbenutzer kann mit Bibliographien kaum umgehen; er besitzt minime Kenntnisse der eigenen Fachbibliographien und kennt oft nicht einmal den Unterschied zwischen Bibliographie und Bibliothekskatalog.

Konsequenz davon ist, dass die Benutzerinstruktion intensiviert werden muss, nicht nur um die neuen Technologien besser nutzen zu können, sondern um den Benutzern und Benutzerinnen generell den Umgang mit Information zu erleichtern, indem das nötige Wissen vermittelt wird, wie sie die Informationsflut am effektivsten bewältigen können.

Da weder EDV-mässig aufbereitete Datenbanken, noch gedruckte Bibliographien erhebliche Vorteile aufweisen, so ist ein Nebeneinander angebracht, denn je nach Benutzerbedürfnis bietet sich das eine oder andere Medium an:

1. Bibliothekskataloge, für Autorenwerke oder wenn nur ein, zwei Bücher zu einem Thema gesucht werden. Via Internet ist der Zugriff auf eine ungeheure, oft zeitlich nicht eingeschränkte Menge von Monographien in aller Welt mit mehrheitlich benutzerfreundlicher Oberfläche (OPAC) möglich, vor allem für Sozial- und Geisteswissenschaftler interessant, für die es wenig elektronische Datenbanken gibt.
2. CD-ROM für schnelle Literatursuche, mehrheitlich Zeitschriftenliteratur, wenn nur einige wenige relevante Zitate benötigt werden (z.B. für Seminararbeiten, Zeitungsartikel etc.)
3. Online als Ergänzung zu CD-ROM, wenn die allerneueste Literatur benötigt wird oder als Ersatz für CD-ROM, wenn diese nicht vorhanden oder nicht mit der Online-Version identisch ist; Abfrage durch Informationsspezialistin.
4. Gedruckte Bibliographien für einen weit zurückliegenden Zeitbereich oder mit einer Thematik, welche nicht oder nur ungenügend durch elektronische Datenbanken abgedeckt wird.
5. Für eine möglichst vollständige Literatursuche (z.B. für Dissertationen) sollten unbedingt alle Medien (OPAC, CD-ROM, Online, gedruckte Bibliographien) konsultiert werden.

## Bibliographie

- Bates, Marcia J. (1994): The design of databases and other information resources for humanities scholars. The Getty Online Searching Project report No. 4. In: *Online and CD-ROM review* 18 (6): p. 331-340.
- Bénaud, Claire-Lise; Bordeianu, Sever (1995): Electronic resources in the humanities. In: *Reference services review* 23 (2): p. 41-50.
- Swanson, Don R. (1986): Undiscovered public knowledge. In: *Library quarterly* 56 (2): p. 103-118.
- Stoan, Stephen K. (1991): Research and information retrieval among academic researchers. Implications for library instruction. In: *Library trends* 39 (3): p. 238-258.

### *Gedruckte Bibliographien im Vergleich mit Online-Datenbanken*

- Crawley, Jill; Adams, C. (1991): InfoAccess Project. Comparing print, CD-ROM, and in-house indexes. In: *Canadian journal of information science* 16 (1): p. 29-41.
- Elchesen, Dennis R. (1978): Cost-effectiveness comparison of manual and on-line retrospective bibliographic searching. In: *Journal of the American Society for Information Science* 29 (2): p. 56-66.
- Hansen, Kathleen A. (1986): The effect of presearch experience on the success of naive (end-user) searches. In: *Journal of the American Society for Information Science* 37 (5): p. 315-318.
- Maciuszko, Kathleen Lynn (1987): Hardcopy versus online searching. A study in retrieval effectiveness. PHD Case Western Reserve University.
- Michaels, C. J. (1975). Searching CA condensates on-line vs. the CA keyword indexes. *Journal of chemical information and computer sciences* 15 (3): p. 172-173.
- Ohta, M. (1967). A comparison of some demand subject searches: machine vs. human. In: *Medical Library Association bulletin* 55: p. 408-415.
- Wall, Celia Jo; Haney, Roger; Griffin, John (1990): Hard copy versus online services. Results of a survey. In: *College and research libraries* 51(May): p. 267-276.

### *Subjektive versus objektive Relevanz*

- Swanson, Don R. (1977). Information retrieval as a trial-and-error process. In: *Library quarterly* 47 (2): p. 128-148.
- Swanson, Don R. (1986): Subjective versus objective relevance in bibliographic retrieval systems. In: *Library quarterly* 56 (4): p. 389-398.

### *Online-Datenbanken versus CD-ROM*

- Chishti, Sarfraz H. (1993): CD-ROM vs. online. A comparison of PsycLIT (CD-ROM) and PsycINFO (Dialog). In: *Reference librarian* 40: p. 131-155.
- Hildich, Bonny M.; Schroeder, Eileen E. (1987): Pertinent comparisons between CD-ROM and online. In: *Bulletin of the American Society of Information Science* 14: p. 15-16.
- Kluegal, Kathleen (1990): Can I find it on PAIS? Comparing PAIS on CD-ROM and PAIS on Dialog. In: *Database* 13: p. 41.
- Tenopir, Carol (1991): The impact of CD-ROM on online. In: *Library journal* 116: p. 61-62.

### *Benutzerpräferenz für CD-ROM*

- Bastian, Rebekka; Robbins, Anne (1990): Effective instruction for searching. CD-ROM indexes. In: *Laserdisk professional* 3 (1): p. 14–17.
- Charles, Susan K.; Clark, Katherine E. (1990): Enhancing CD-ROM searches with online updates. An examination of end-user needs, strategies, and problems. *College and research libraries* 51: p. 321–328.
- Dyson, Dick; Carey, Kjestine (1993): User preference for CD-ROM. Implications for library planner. In: *Laserdisk professional* 6 (3): p. 86–89.
- Gloeckner-Riest, Angelika; Lehmler, Wilfried; Wettler, Manfred (1989): Endnutzerrecherchen in bibliographischen CD-ROM-Datenbanken. In: *Nachrichten für Dokumentation* 40: S. 151–159.
- Johnson, Mary E.; Rosen, Barbara S. (1990): CD-ROM end-user instruction. A planning model. In: *Laserdisk professional* 3 (2): p. 35–40.
- Lancaster, F. W. et al. (1994): Searching databases on CD-ROM: A comparison of the results of end-user searching with results from two modes of searching by skilled intermediaries. In: *Reference quarterly* 33 (3): p. 370–386.
- McClamrock, Jo; Lawrence Stein, Linda; Williamson, Edgar (1991): MLA on CD-ROM: enduser respond. In: *Reference services review* 19 (1): p. 81–86.
- Nash, Stan; Wilson, Myoung Chung (1991): Value-added bibliographic instructions. Teaching students to find the right citations. In: *Reference services review* 19 (1): p. 87–92.
- Nicholls, Paul Travis (1990): CD-ROM in the library. Implications, issues and sources. In: *Laserdisk professional* 3 (2): p. 100–103.
- Saracevic, Tefko et al. (1988): Study of information seeking and retrieving. In: *Journal of the American Society for Information Science* 39 (3): p. 161–216.
- Seitz Whitaker, Cathy (1990): Pile-up at the reference desk. Teaching users to use CD-ROMs. In: *Laserdisk professional* 3 (2): p. 30–34.
- Steffey, Ramona J.; Meyer, Nikki (1989): Evaluating user success and satisfaction with CD-ROM. In: *Laserdisk professional* 2 (5): p. 35–45.

### *Internet – Zukunft der Informationsbeschaffung?*

- Bruce, Tessa; Lennon, Ann; Nelson, Dianne (1995): Using the Internet for reference purposes in an academic library. In: *Managing information* 2 (4): p. 39–43.
- Mueller-Alexander, Jeanette M.; Seaton, Helen J. (1994): Researching Native Americans. Tips on vocabulary, search strategies and Internet resources. In: *Database* 17 (2): p. 45–56.
- Sylge, Caroline (1995): Good, bad or downright. The Internet as information provider. In: *Managing information* 2 (4): p. 22–25.

Gedanken zur Bestandespflege  
auf der Universitätsbibliothek Basel

Dargestellt aus der Sicht der  
Handschriften-Abteilung

Martin Steinmann

Buchrestaurierung, Buchkonservierung, Bestandespflege sind Modethemen geworden. Doch kaum eine grosse Bibliothek kann allen Forderungen der Theoretiker genügen. Die alten Bestände sind zwar wie eh und je der Stolz vieler Institute, aber Kräfte und Mittel werden von den Bedürfnissen des Tages weitgehend absorbiert. Gewiss nicht ohne Grund: Für die breite Mehrheit der Benutzer steht die aktuelle Information im Vordergrund, und aus einer guten Erwerbungspolitik ergeben sich mit der Zeit wertvolle Altbestände – nicht Zimeliensammlungen, sondern breite, sorgfältig erschlossene Kollektionen, mit denen der Forscher arbeiten kann und in welchen er immer auch Rosinen entdecken wird. Das Erbe früherer Jahrhunderte aber ist inzwischen nicht nur ein kostbarer Schatz, sondern auch eine Last geworden. Wie unsere Bibliothek (im Folgenden UB) in den letzten Jahrzehnten damit umgegangen ist, möchten die folgenden Ausführungen schildern. Dass sich dabei immer wieder die Handschriften-Abteilung in den Vordergrund schiebt, möge man einerseits aus deren Funktion herleiten, andererseits der Stellung des Verfassers zuschreiben und ihm nachsehen.

#### Vorgeschichte

Die äusseren Verhältnisse, welchen die Altbestände der UB ausgesetzt waren, gliedern sich in drei grosse Abschnitte und sind einem Wechselbad zu vergleichen:

a. In der 'Mücke' am Münsterplatz standen die Bücher in ungeheizten, aber offenbar geeigneten, trockenen Räumen. Sie wurden wenig benutzt und erhielten sich so tadellos, dass der Bibliograph und Bibliophile Henri Louis Baudrier, welcher die Bibliothek besucht hat, sich sehr wunderte: "Tous les volumes ont gardé immaculé ce premier vêtement si apprécié par les véritables amateurs. ... Elles semblent sortir de l'atelier du relieur. ... Leurs fermoirs sont entiers et les rubans de fil vert ou bleu foncé dont les vélins sont liés ont encore l'apprêt qui, dans leur nouveauté, les rend brillants et à demi-rigides sous la pression des doigts"<sup>1</sup>. Baudrier mag etwas dick aufgetragen haben, aber wir haben keinen Grund, seine Schilderung für reine Schmeichelei zu halten.

b. Die zweite Epoche begann 1896 im Neubau an der Bernoullistrasse (vielleicht auch schon 1849 im Museum an der Augustinergasse): Jetzt wurden die Magazine im Winter von einer Zentralheizung erwärmt. An der Bernoullistrasse liegen sechs Stockwerke offen übereinander, heiztechnisch ein Unsinn: Sollen unten annehmbare Temperaturen erreicht werden, so ist der Raum oben überhitzt. Die Luft trocknet aus, und damit auch die Bücher. Den Bücherwürmern, welche in der 'Mücke' nicht schlecht gediehen waren, kostete diese Veränderung das Leben. Aber Leder und Pergament der Einbände wurde hart, Bücherrücken und Bünde brachen.

Zwei Umstände verschlimmerten diese Entwicklung: Erstens nahm die Benutzung gerade der alten Bestände stark zu; das Lob Baudriers war ein Vorbote dazu gewesen. Zweitens wurde immer mehr fotografiert und photokopiert. Die Fotografen aber wollten saubere Arbeit leisten und bemühten sich mit mehr oder weniger sanfter Gewalt, die Seiten flach zu legen. Der alte Glanz begann zu verblassen.

Überhaupt war (und ist) die Einstellung zu Büchern in Basel gelehrt, nicht bibliophil: Bücher galten zwar nicht als Verbrauchsmaterial, wohl aber als Gebrauchsgegenstände. Dass die Matrikeledition mit den kostbaren Originalbänden hantierte, war selbstverständlich, der berühmte Columbusbrief wurde bei jeder grösseren Führung vorgewiesen oder auch herumgereicht, und illuminierte Codices bekam man leicht in die Hand. Da die Bücher nicht unsorgfältig behandelt wurden, litt im allgemeinen der Einband weit stärker als der Inhalt<sup>2</sup>. Aber einige der schönsten Bände trugen schwere Schäden davon: Im berühmten Gründungsbild der Universität in der Matrikel sind die Farben ebenso verschossen wie auf der ersten Seite der Konzilschronik des Johannes von Segovia, und wenn man den abgegriffenen Columbusbrief mit den frischen Drucken vergleicht, mit welchen er einst in einem Sammelband aus der Kartause (Signatur: DE VIII 10) zusammengebunden war, kann einem weh werden.

c. Bessere Verhältnisse brachte der Neubau von 1967: Die Magazine sind klimatisiert, und während die Temperatur meist etwas über der Norm liegt, bleibt die Luftfeuchtigkeit im idealen Bereich. Nach über 25 Jahren darf man feststellen, dass viel weniger neue Schäden auftreten. Wo sie sich zeigen, und das kommt immer noch häufig genug vor, sind die Gründe meistens offensichtlich: ungeschickte oder rücksichtslose Handhabung, sehr intensive Benützung, oder, nur allzu oft, alte Defekte, welche nicht behoben worden sind und sich verschlimmern.

#### Buch- und Bestandespflege

Ganz allgemein gilt für die Haltbarkeit von Büchern etwa folgendes: Papier und Pergament sind unter den Verhältnissen unserer Gegenden noch längst nicht an der Grenze ihrer Lebensdauer angelangt. Zweckmässig aufbewahrt, sorgfältig und nicht allzu intensiv benützt können sie sich über weitere Jahrhunderte erhalten. Probleme (z. B. Tinten- und Farbenfrass) rühren von zusätzlichen Stoffen her und betreffen nur einen verschwindend kleinen Teil der Bestände. Mit einer Ausnahme: Die holzhaltigen Papiere des 19. und frühen 20. Jahrhunderts verändern sich zusehends und sind, je nach Qualität, in mehr oder weniger fortgeschrittenen Stadien des Zerfalls<sup>3</sup>. Sie müssen chemisch behandelt ('entsäuert') oder umkopiert werden. Zweckmässige und wirtschaftliche Verfahren dazu stehen in Schweizer Bibliotheken noch nicht zur Verfügung, sind aber in Entwicklung. Ein zusätzliches Problem stellen uns die Tageszeitungen: Bei ihnen ist das Papier im Verhältnis zum grossen Format zu schwach.

Anders steht es mit den Bucheinbänden: Ihre Materialien altern rascher, und durch ihre Verarbeitung sind sie zudem einer äusseren Behandlung oft entzogen (das bekannte Einfetten des Leders löst die Probleme höchstens sehr partiell). Vor allem leidet die Biegsamkeit von Leder, Pergament und Geweben. Während sich Buchdeckel konservieren lassen, brechen Gelenke, Bünde und Rücken. In der allgemein geringe-

ren Haltbarkeit gibt es beträchtliche Unterschiede: Die Dauerhaftigkeit von Ledern etwa variiert, je nach Haut, Gerbung und Nachbehandlung. Dasselbe gilt für Gewebe, doch 'Halbleinen'- und 'Leinen'-Bände sind bestenfalls für wenige Jahrhunderte gemacht. Wir werden daran erinnert, dass Bücher dem allgemeinen Vergehen alles Irdischen unterworfen sind – und dürfen uns damit trösten, dass letztlich das Entscheidende ihr Inhalt, nicht die materielle Form ist (es gibt allerdings Ausnahmen von dieser Regel).

In der UB wurden neue Bücher solide gebunden, lange mit einem gewissen Aufwand: Halblederbände waren nicht selten, im Lesesaal fast die Regel, und es gab auch schwarze Leinenrücken mit roten Lederschildchen. Eigentlichen Luxus dagegen hat man nie betrieben, auch selten Sammelbände auseinandergenommen, um etwa Handschriften von Drucken oder Inkunabeln von Drucken des 16. Jahrhunderts zu trennen. Kleinere Defekte werden in der Hausbinderei repariert, grössere Arbeiten oft ausgegeben. Schäden festzustellen und ihre Behebung zu veranlassen, ist Aufgabe des Magazin- und Ausleihpersonals.

In den letzten Jahren ist die Handschriften-Abteilung vermehrt in die Aufbewahrung von Drucken einbezogen worden: In ihr Magazin werden nicht nur besonders kostbare Stücke verbracht, sondern auch problematische: Riesenformate und Mappen, welche sich in keine Gestelle einfügen, Miniaturbücher, welche vor allem in den Rollgestellen ganze Reihen ins Rutschen bringen können, Werke mit empfindlichen Faltafeln und ähnliches. Einblattdrucke, welche vielfach gefaltet in Sammelbänden stecken, werden herausgelöst und flach in einem Planschrank versorgt. Die Kapazitäten sind allerdings beschränkt, denn es gilt als eiserne Regel, dass alles, was im Handschriften-Magazin steht, auch nur im Handschriften-Lesesaal benutzt werden darf.

Aufwendiger als Einzelaktionen sind die Massnahmen, welche ganzen Beständen zugute kommen. Sie konnten deshalb erst für das Handschriften-Magazin verwirklicht werden: Die Bücher erhielten wo nötig einfache Schuber – dagegen bleiben im allgemeinen Magazin Schuber wenigstens für alle diejenigen Bände, welche mit Schliessen und Beschlägen ihre Nachbarn beschädigen können, ein momentan unerfüllbares Desiderat. Dann wurden die Briefbände der Amerbachischen Korrespondenz, welche durch häufigen Gebrauch Schaden gelitten hatten, auseinandergenommen, die einzelnen Stücke auf Tragblätter montiert und diese in Schraubbänden wieder vereinigt. Es ist das eine Aufbewahrungsart, welche wir in Anlehnung an den Band des 18. Jahrhunderts, welcher die Briefe des Erasmus an Bonifacius Amerbach enthält (Signatur: AN III 15), selber entwickelt haben und die sich inzwischen bewährt hat: Beim Blättern werden fast nur die Tragblätter berührt, und zum Photographieren oder Ausstellen können einzelne Stücke herausgenommen und dann auch wirklich flach gelegt werden.

Ebenso wichtig wie sorgfältiger Umgang und Aufmerksamkeit auf sich entwickelnde Schäden ist eine Übersicht über die Häufigkeit der Benützung. Ein Band, welcher kaum je verlangt wird, kann sich ja auch mit leichten Defekten jahrzehntelang unverändert erhalten, während ein intensiv benützter möglichst rasch stabilisiert werden muss. Seit 1982 führt die Handschriften-Abteilung eine Kartei, in welche für jede Nummer die entsprechenden Daten eingetragen werden.

Schliesslich wird in den letzten Jahren die Frage der säurefreien Papiere immer dringender gestellt. Nach langen Überlegungen – die ganzen Nachlässe neu zu verpacken, kommt ohnehin nicht in Frage – sind wir dazu übergegangen, zwar weiterhin die bewährten handelsüblichen Couverts zu verwenden, ihren Inhalt aber in einen Bogen säurefreies Papier einzulegen. Das ist zweifellos die billigste und am wenigsten arbeitsaufwendige Variante, und sie hat neben der chemischen auch eine mechanische Funktion: Die Dokumente sind beim Entnehmen und Versorgen besser geschützt, die Gefahr, dass durch unsorgfältigen Umgang Blätter sich umlegen oder dass ihre Kanten beschädigt werden, wird wesentlich verringert. Das Hauptproblem allerdings bleibt ungelöst, in Basel wie anderswo: Holzhaltige, 'saure' Schriftstücke können wir nicht behandeln. Ob ihnen eine säurefreie Verpackung überhaupt hilft, ist eine Frage, die in der Literatur kaum diskutiert wird.

### Restaurierung

Auch die Methoden der Reparatur alter Drucke und Handschriften haben sich geändert: Bis etwa zum Zweiten Weltkrieg waren defekte Einbände in handwerklich solider Manier geflickt oder, möglichst unter Verwendung alter Teile, neu gebunden worden. Von 1949–1963 wirkte als Aushilfe der Buchbinder Wilhelm Bitz, welcher den ganzen Handschriftenbestand und zahllose Drucke durchreparierte, vor allem die gebrochenen Buchrücken und losen Deckel wieder befestigte. Manche dieser Reparaturen blieben oberflächlich und haben sich nicht bewährt, viele genügen heute noch. Da Bitz in die alten Strukturen kaum eingriff, hat er wenig verdorben.

Im Februar 1964 wurden die Buchbinder Franz Straub und René Maier von einem auswärtigen Fachmann in eine neue Methode eingeweiht: Stefan Heiland aus Stuttgart führte seine 'Fasertechnik' vor. Sie war aber eher kosmetischer Art und ist rasch wieder aufgegeben worden.

Es folgte dann ein internationaler Buchrestaurierungs-Boom. Vor allem in Deutschland und Österreich begann man, historische Bindetechniken zu studieren und die Bände, soweit nötig, nach alten Verfahren neu zu binden, mit Holzdeckeln, festem Rücken, Schliessen, Kapitälern und allem, was dazugehört. Wo ein alter Einband nicht mehr vorhanden war, wurde er stilgerecht nachgebaut. Entscheidend ist, dass jetzt auch die innere Struktur und die Mechanik der Bände berücksichtigt wurde: Der Buchblock wurde auf echte Bünde neu geheftet oder, wenn nur die Verbindung mit der Decke defekt war, Bünde angesetzt und in die Deckel eingezogen. Unser Buchbinder René Maier lernte diese Methoden 1967 in der Bayerischen Staatsbibliothek München anwenden und restaurierte darauf nicht wenige Bände der UB. Er war nicht nur ein guter Handwerker, sondern auch ein Tüftler, dem kein Problem zu schwierig war.

Doch mit der Zeit zeigte sich, dass die neuen Grundsätze sich nicht überall bewähren konnten. Erstens fällt auch der sorgfältigsten Totalrestaurierung viel alte Information zum Opfer. Zweitens ist die 'mittelalterliche' Bindetechnik, welche meistens angewendet wurde, eine spätmittelalterliche, auf Papier abgestimmte Variante, welche sich für Pergament-Handschriften weniger eignet. Und drittens sind die restaurierten Bände nicht nur grundsollide, sondern auch die Bindung wenig flexibel. Bei Folianten mag das ein Vorteil sein, aber Kleinformat mit schmalem Innensteg lassen

sich oft nicht mehr genügend öffnen und flachlegen. Es besteht dann die Gefahr, dass der Leser mit Ziehen und Drücken neue Schäden hervorruft. Aus solchen Überlegungen zogen wir die Konsequenz, als die Erstausgabe von Sebastian Brants *Narrenschiff* (Signatur: Ai II 22) neu gebunden werden sollte: Das seit alters schwer defekte Exemplar steckte in einem Einband des 19. Jahrhunderts. 1980 wurden fehlende Teile der Blätter angegossen, das Buch auf Band geheftet und in Halbleder gebunden, ohne jede Anlehnung an das 15. Jahrhundert. Seither tut es seinen Dienst aufs beste.

Ein weiteres Problem ist, dass manchmal die alten Materialien, welche nach der Lehre in den restaurierten Einband einbezogen werden sollten, nicht mehr die eigentlich nötige Festigkeit besitzen. Vom brüchigen Leder der Deckel und erst recht des Buchrückens etwa geht dann recht viel verloren. Und mancher 'historische' Einband wird weitgehend zum Nachbau mit neuen Materialien. Das sieht unecht aus, und man kann sich fragen, wozu es gut sein sollte. Wird je ein Einbandforscher die alten Techniken an Hand einer Rekonstruktion des 20. Jahrhunderts studieren wollen? Nach einigen unbefriedigenden Erfahrungen überlegen wir deshalb in jedem Fall, ob der bestehende Einband restauriert, oder ob er vom Buch abgelöst und unverändert aufbewahrt werden solle, während der Buchblock eine neue Decke erhält.

Einen Anstoss zu grundsätzlichem Überdenken gaben Newtons *Principia mathematica*, 2. Auflage, mit Widmung des Autors an Johann Bernoulli (Signatur: AN VI 17b). Der vordere Deckel dieses Bandes war vor langer Zeit lose und mit einem hauchdünnen Lederstreifen diskret wieder am Rücken befestigt worden. Trotz aller Schonung machte sich der hintere Deckel ebenfalls selbständig, und der vordere folgte bald wieder – als Folge der früheren Reparatur blieben diesmal Vorsatz und Vortitel daran hängen. Nun hätte man also den Rücken lösen, Bünde ansetzen und diese in den Deckeln verankern sollen. Ein Versuch zeigte, dass der Rücken sich nicht retten liess, auch die Stehkantenvergoldung hätte bei der Restaurierung schwer gelitten. Für ein Buch, das grossen Erinnerungs-, aber kaum mehr Gebrauchswert hat, schien dieser Preis zu hoch. So fügte René Maier am Anfang und Ende des Buchblocks lediglich ein Blatt stärkeres Papier an, um die Bildung von Eselsohren zu verhindern, die Deckel blieben lose, und für das Ganze wurde eine Schachtel angefertigt. Nach jetzt beinahe zwanzig Jahren zeigen sich keine neuen Schäden.

Eine unkonventionelle Lösung verlangte auch die *Schöne Melusine* (Signatur: OI 18). Der Roman, 1471 von Nicolaus Meier in Basel geschrieben und mit grosszügigen Bildern etwa in der Art Diebold Laubers illustriert, hat eine böse Vergangenheit: Das Papier ist abgegriffen und verschmutzt, zahlreiche Blätter fehlen seit je. Etwa in den 1920er Jahren erhielt das kostbare Manuskript einen schlichten Ganzpergamentband. Doch das mehrfach reparierte Papier begann zu brechen, teils am Rand von alten, steifen Überklebungen, teils auch entlang der Wasserzeichen-Rippen.

Bilderhandschriften gehören zu den delikatesten Objekten: Sie dürfen nicht nass behandelt werden, weil sich sonst die Farben auflösen könnten. Überkleben dagegen, auch mit dem feinsten Japanpapier, wirkt störend. Benno Demund, der Nachfolger von René Maier, nahm also den Band auseinander. Dann entfernte er hässliche Flicker (die dünnen Farben erwiesen sich als wenig feuchtigkeitsempfindlich) und ersetzte sie wo unbedingt nötig durch feines Japanpapier, grössere fehlende Stücke wurden angefasert. Die verlorenen Blätter wurden durch neue, leere ersetzt und die ursprünglichen Lagen wieder hergestellt: Es ergab sich eine regelmässige Folge von

Sexternionen. Nun sah das Manuskript wieder besser aus, war aber alles andere als strapazierfähig. Wie sollte es gebunden werden? Wir entschieden uns für die denkbar schonendste Art: Jede Lage wurde einzeln in einen säurefreien Umschlag geheftet, ohne Verwendung von Leim, und das Ganze in eine Klappschachtel gelegt. Diese Lösung hat Vorteile: Die Blätter werden minimal strapaziert, die Heftung ist reversibel (man braucht nur den Heftfaden aufzuschneiden, und schon liegen wieder die losen Bogen vor), und bei Ausstellungen kann man erst noch mehrere Seiten nebeneinander zeigen. Allerdings: Ein 'Buch' im strengen Sinne ist die 'Melusine' nicht mehr.

Ein letztes Beispiel: 1990 erwarb die Bibliothek eine Inkunabel, *Vigiliae mortuorum*, um 1488/90 von Michael Wenssler in Basel gedruckt (Signatur: AN 90). Der Band ist arg mitgenommen, das Papier weich wie Löschpapier, vor allem am Anfang sind Teile des Textes weggerissen. Im Jahre 1605 waren die Blätter angestückt und fehlender Text handschriftlich ergänzt worden. Ein unschönes Buch also – aber ein Unikum; kein zweites Exemplar des Druckes ist bekannt.

Die Restaurierung bereitete Kopfzerbrechen. Schliesslich entschieden wir uns zu einer radikalen Lösung: Die barocken Reparaturen wurden abgelöst und gaben zusätzliches überklebten Drucktext frei. Die Blätter wurden dann gewaschen, geleimt und die fehlenden Stellen mit neuem Papier ergänzt. Die Inkunabel allein bildet so wieder einen Band, alle ihre erhaltenen Teile sind sichtbar. Die handschriftlichen Ergänzungen werden in einem Beiheft seiten- und lagetreu montiert, statt auf dem Druck aber auf leere Blätter. Beide Teile nebeneinandergehalten, lässt sich der vollständige Text überblicken.

Der Einband, eine Schweinslederdecke, ist hart und jetzt ohnehin zu eng. Er wird als dritter Teil separat aufbewahrt, und durch den Verzicht auf jeden Eingriff bleibt auch der ganz verblasste Eintrag im vorderen Spiegel unberührt, welcher den Schlüssel zur Geschichte des Buches liefert: "In usum ecclesiae Louffensis renovatus hic libellus anno Christi 1605".

Puristen werden einwenden, hier sei eine historisch gewachsene, reizvolle Einheit zerstört worden. Sie haben recht. Aber die Ergänzungen abzulösen, den aufgedeckten Drucktext photographisch zu dokumentieren und wieder zu überkleben, den intakten Rücken aufzuschlitzen und durch einen Einsatz weiter zu machen, das schien doch widersinnig, im Ergebnis weniger befriedigend und erst noch viel arbeitsaufwendiger. Auch die beste Restaurierung verändert ein Buch tiefgreifend, und warum sollen wir nicht dazu stehen?

Wie kann und soll es weitergehen? Die UB hat für Buchpflege im spezifischen Sinn nie viel aufgewendet, und im Rückblick scheint es, dass sie damit nicht schlecht gefahren ist: Die zahllosen etwas abgegriffenen alten Einbände würde niemand mehr gegen prunkvolles Maroquinleder eintauschen wollen, wie es grössere und reichere Sammlungen in der Neuzeit ihren Kostbarkeiten verpasst haben. Auch fehlen nach wie vor die Mittel, um alle Forderungen zu erfüllen. Die ganzen alten Bestände in einer Sondersammlung zu konzentrieren, hätte nur einen Sinn, wenn gleichzeitig ein grosser Sonderlesesaal mit rigoroser Kontrolle eingerichtet würde, und dazu wiederum wären ein Um- oder Anbau und eine beträchtliche Vermehrung des Personals nötig. Träume von einem Ideal also? Gewiss, aber andererseits haben die 'unbefriedigenden' Zustände auch ihre gute Seite: Immer mehr Forscher beklagen sich darüber,

dass das Arbeiten mit Handschriften und alten Drucken in anderen Institutionen zunehmend umständlicher und mühsamer werde. Sie empfinden die UB manchmal als eine Insel, als eine Art kleines Paradies, wo noch ihre Bedürfnisse im Zentrum stehen. Diesen Ruf hat sie seit langer Zeit, und es ist ihre, zugegebenermaßen schwierige, Aufgabe, möglichst viel von dieser ihrer eigentlichen Funktion zu bewahren, ohne die alten Bestände ungebührlich Schaden nehmen zu lassen.

### Anmerkungen

- 1 'Une visite à la Bibliothèque de l'Université de Bâle par un bibliophile Lyonnais.' Lyon 1880, S.17.
- 2 Die Abbildungen bei Konrad Escher: 'Die Miniaturen in den Basler Bibliotheken, Museen und Archiven', Basel 1917, zeigen, dass die Veränderungen der letzten 70 Jahre weniger schlimm sind, als man vielleicht annehmen könnte.  
Ähnliche Erfahrungen macht man übrigens auch andernorts, etwa mit den Fresken in den römischen Katakomben, vgl. Hans Reinhard Seeliger: Die photographischen Wagnisse des John Henry Parker. Bilder dokumentieren den Verfall der Katakomben-Fresken.  
In: Forschung. Mitteilungen der DFG 2/94 (1994), S.16–18.
- 3 Genauer: Sie werden erstens braun und zweitens brüchig. Wenn einzelne Blätter völlig stillgelegt werden (z. B. zwischen Glas), können sie intakt bleiben, und auch ganze Bücher zerfallen wohl erst, wenn sie bewegt werden. Doch das ist ein geringer Trost.

c:\> del \*.\*

Lettre ouverte à un collègue qui va  
prendre sa retraite incessamment et qui court  
le risque de faire de l'ordinateur un de  
ses passe-temps favoris

Anecdotes et mises en garde

Thomas Tanzer

Mon cher Gaston

Au crépuscule de ta carrière, t'ayant précédé dans ce 'paradis' qu'est la retraite, je me vois dans l'obligation de t'apporter quelques conseils. Puisque nous nous connaissons essentiellement à travers nos activités professionnelles, je ne te connais pas suffisamment bien pour savoir quels sont tes intérêts, tes ambitions et surtout tes hobbies, quelles sont les activités que tu rechercheras et lesquelles te donneront du plaisir. Je te connais comme un homme pondéré, sérieux, mais qui sait aussi parfois s'amuser avec des amis, qui aimerait une retraite active et qui n'a pas l'intention de mettre sa 'matière grise' au frigo pour de bon.

Ces réflexions me conduisent à partager avec toi quelques expériences qui t'éviteront les erreurs que j'ai commises. Rare est l'homme qui peut profiter de l'expérience d'un autre.

Si tu as l'intention d'acquérir un ordinateur en tant que 'jouet pour grand garçon', n'hésite pas à le faire. Tu passeras beaucoup d'heures agréables devant ton écran, tu pourras jouer à des jeux d'adresse, faire ta correspondance personnelle de manière élégante, tu pourras même tenir les comptes de ton ménage sur ta 'bécanne'. Mais avant d'en arriver à cette ultime étape de ton 'nirvana', tu accueilleras un jour ton PC à la maison.

C'est invariablement un jour où l'on est excité comme un gosse avant sa première communion ou comme un jeune homme qui touche pour la première fois son uniforme de nouvelle recrue. Tout cela te rajeunira, te donnera des ailes et te permettra de te sentir maître de tout ce que tu vois autour de toi.

Toutefois, il y a l'autre côté de la médaille. Tout d'abord, il faut trouver une 'écurie' à ton nouveau pur-sang. Tu as certainement pensé à ça. Ensuite, les manuels et modes d'emploi constituent une petite, mais néanmoins assez volumineuse, bibliothèque. Etant un homme sérieux tu liras les instructions d'installation et, avec un peu de chance, tu te retrouveras au milieu de la multitude de câbles qui t'ont été livrés tels un harnachement de ton pur-sang.

Mais il y a pire. Dans les instructions il est dit que tu dois garder les cartons car ta garantie serait nulle si tu devais retourner 'la marchandise' dans un emballage qui ne soit pas d'origine ou 'non conforme'.

Mais il y a mieux! Pendant que tu es en train de décider où, de la cave ou du grenier, tu vas mettre tes boîtes si précieuses et volumineuses à la fois, un événement que l'on peut simplement qualifier de guerre des sexes se produit entre l'heureux propriétaire de l'ordinateur et sa femme. En effet, l'épouse en question vient de mettre de l'ordre dans sa cave et c'est exactement au moment où tu l'as à moitié vidée que ton épouse te surprend en flagrant délit de mettre 'ton' ordre dans 'sa' cave. Etant accusé d'entraver son travail, ainsi que sa santé mentale, tu commences à prendre une position défen-

sive, de repli et c'est alors que tu t'attends à recevoir les premiers coups d'un balai en paille de riz que retentit du hall la voix de ton cher ami Armand.

Plutôt par pudeur que par apaisement, les hostilités sont temporairement suspendues (que pourraient penser les voisins, s'ils devaient apprendre que les Dupont en sont venus aux mains?) au profit d'un café servi par Madame, un peu précipitamment et avec un brin de sarcasme concernant les maris qui ne font qu'alourdir la tâche de la ménagère ...

Armand, qui possède un ordinateur depuis belle lurette déjà, commence à te poser des questions de nature plutôt technique. Tu te trouves un tantinet embarrassé, mais tu réponds tant bien que mal. A la première occasion tu profites de lui poser une question: "Que puis-je faire de tous ces cartons qui vont remplir ma cave inutilement?"

D'un air supérieur Armand annonce: "Moi, j'ai résolu le problème des cartons de la façon suivante: je ne garde que le carton le plus grand. Ainsi tu peux y emballer ta plus grande pièce, écran ou PC, bourrer autour avec de vieux journaux et ta pièce tient en place. J'ai enlevé le scotch de tout le carton, je l'ai aplati, puis je l'ai glissé derrière mon porte-bouteilles. Tu vois, ça évite que le cul des bouteilles ne touche la paroi et ça sert d'amortisseur en même temps."

J'étais époustouflé par l'ingéniosité de mon copain. Pourquoi n'y avais-je pas pensé? En effet sa méthode pouvait fonctionner chez moi et je n'aurais pas besoin de déplacer un seul des objets que ma femme avait rangés avec tant de soin.

Après avoir consommé sa troisième tasse de café et épuisé ainsi mon stock de Nescafé pour le week-end et mes biscuits préférés, à la cannelle, Armand nous quitta et retourna à sa demeure à quelques pas de la nôtre.

Je me suis précipité dans la cave pour y expérimenter son stratagème. Quelle ne fut pas ma surprise en voyant que ma femme avait trouvé la même solution et qu'elle en était excessivement fière. Je ne lui cachai pas ma satisfaction et mon admiration tout en lui laissant la paternité (maternité?) de son invention.

Ayant assemblé et vérifié l'entière livraison selon le bordereau d'emballage, je ne m'y retrouvais pas dans la multitude des différents câbles et fils. J'étais désespéré, j'avais besoin d'aide.

Finalement je me suis dit, "Armand"! Et Armand apporta la solution. Il mit le câble d'alimentation dans le bon orifice et l'autre bout dans le secteur. Le câble du clavier dans l'ordinateur, le câble parallèle dans l'imprimante et le sériel là où il devait aller. La souris aussi eut droit à son alimentation et ne fut donc pas condamnée à mourir de faim, et moi j'étais content d'avoir avancé d'un petit pas. Armand m'abandonna un peu précipitamment car c'était l'heure du souper et, pour la même raison, je dus à mon tour abandonner mon ordinateur.

Après le souper et un bref aperçu des dernières nouvelles à la TV, je me suis à nouveau consacré à mon nouveau jouet. Ayant lu les premières pages du manuel, j'ai réalisé que le chargement des programmes à partir des disquettes n'était qu'une question de temps, à condition de suivre consciencieusement les instructions affichées à l'écran. Passe-temps fastidieux, qui se déroula sans autres mauvaises surprises.

Le prochain pas, réservé au lendemain soir, fut d'enclencher la 'bécane' et de voir son fonctionnement. Les débuts n'allèrent pas trop mal. Les choses se corsèrent ensuite avec un mystérieux message:

Abort? Retry? Fail?

Il me bloquait toute la machine et semblait plutôt être un mauvais sort jeté par un fantôme du PC qu'un message du système d'exploitation. Mon seul recours: Armand.

Je ne vais pas t'ennuyer d'avantage avec toutes mes péripéties. Pour moi, maîtriser l'ordinateur devint une obsession. Ma femme, au contraire, commençait à se sentir seule et jalouse. Je voyais mon ordinateur comme un défi, elle le considérait comme une 'rivale' ...

*Un jour, toutefois, il gagna ses lettres de noblesse.* Ma femme rentra d'une séance du comité de son club de tennis dont elle assure la tenue des comptes. Elle me demanda si elle ne pourrait pas mettre ces comptes sur mon appareil et si cela ne lui faciliterait pas la tâche. Je répondis avec enthousiasme "Oui, Chérie!", pensant qu'elle pourrait ainsi pénétrer derrière la ligne de défense de la rivale. Elle ne tarda pas à maîtriser mieux que moi les tableurs et autres traitements de texte. Elle trouve également un grand plaisir à tenir les comptes du ménage sur 'sa' bécane et lui fait même assez confiance pour lui confier sa correspondance personnelle.

Mais ce qu'il faut que je te dise, c'est qu'avant de signer un contrat pour l'achat d'un ordinateur et de ses périphériques, sois sûr et certain de disposer du périphérique le plus important, et qui ne s'achète pas en magasin: un 'Armand' sans lequel tu seras aussi perdu qu'un voyageur qui veut traverser le désert sans eau, ni boussole.

Mon cher Gaston, je ne t'ai raconté jusqu'à maintenant que les problèmes que tu risques de rencontrer en faisant l'achat d'un PC. Cependant, ces chers ordinateurs contrôlent ou influencent toute notre vie sans même que nous le sachions et si parfois ils réussissent à l'agréments, lorsqu'ils nous lâchent, ils le font d'une manière particulièrement insidieuse. Ainsi lorsque, étant arrivé tard le soir dans une ville étrangère, et ayant grande envie d'une spécialité gastronomique locale dans ton restaurant préféré, pour laquelle tu as 'jeûné' toute la journée, tu aperçois au bout de la rue un bancomat, un nouveau; tu t'y précipites, car voilà ton problème d'argent liquide résolu! Tu sors ta Eurocard, tu la présentes en toute confiance à la gueule de la bête, alors qu'il s'agit de ton 'bien' le plus précieux, le plus utile pour ton séjour et, alors que tu n'as fait aucune fausse manoeuvre, la bête sauvage, ingrate et imprévisible, avale ta carte sans le moindre scrupule, obéissant à un ordinateur lointain, tout-puissant et inaccessible en-dehors des heures de bureau.

Ton sentiment est un sentiment de trahison. Tu comprends désormais le dompteur qui, mettant sa tête dans la gueule de son vieux lion pour la énième fois, sent sa tête comme prise dans un étau, sent les puissantes mâchoires se refermer sur son crâne, voit déjà les crocs pénétrer dans sa matière grise, imagine que la fin est toute proche ...

Affamé comme tu es, tu es désormais condamné, soit à trouver un bistrot qui est tout sauf gastronomique mais qui te servira un repas à un prix en rapport avec la modeste somme en devises que tu as dans une vieille enveloppe dans ta poche depuis ta dernière visite, soit à retourner à l'hôtel où l'on te servira un repas correct mais sans aucun intérêt, une pâle et plutôt mauvaise copie de la gastronomie occidentale, réchauffée dans un four à micro-ondes.

Il y a évidemment une alternative, qui est de descendre jusqu'au port (solution qui n'a aucun rapport avec quoi que ce soit d'électronique et qui est plutôt à conseiller à

des célibataires en quête d'aventures), de te mêler à la foule hétérogène de marins et de touristes et de noyer ta déception dans de grosses quantités de piquette locale, supportable uniquement à petites doses, suivies de quelques verres d'eau-de-vie (de feu?) indigène; mais cette solution tombe si tu es en vacances et accompagné de ta famille.

Ne pense pas que tu puisses échapper aux ordinateurs dans la vie quotidienne. Même le mixer que ton épouse utilise tous les jours est commandé par un ordinateur. Bientôt, ce sera le tour des tondeuses! Quelle merveille que de pouvoir renoncer à cette corvée. J'espère seulement que le rôle de l'ordinateur dans la vie des tondeuses ne sera pas similaire à celui des voitures qui sont aussi mues par un moteur à essence. Autrefois, un maréchal-ferrant pouvait réparer une voiture. Aujourd'hui, il faut un mécanicien-auto diplômé, un garage agréé, une foule de spécialistes qui veillent chacun sur une partie de ton auto. Autrefois il y avait une personne qui connaissait toute ton auto, aujourd'hui il y en a plusieurs qui n'y connaissent rien et qui sont toutes obnubilées par la 'boîte noire' qui renferme un ordinateur et qui sous son extérieur neutre et innocent, cache un copilote non-négligeable qui partage avec toi la conduite de ton véhicule.

Dans le temps, lors d'un arrêt intempestif, le carburateur était réglé, et on repartait ..., la dynamo était réglée et on repartait ..., puis il y avait une courroie à ajuster et on repartait ... Les pannes étaient reconnaissables même par le profane qui conduisait ledit véhicule. Il y avait une sorte d'entente entre la voiture et son conducteur. Elle nous parlait et nous savions si elle se plaignait de ses bougies, de son carburateur, si un roulement grinçait, si la courroie sifflait; sur la route, c'était une véritable amie dont on partageait les peines et les joies.

Pour les gros travaux on la confiait à un atelier où on la bichonnait, on usinait les sièges de soupapes, on remplaçait les bougies, on vérifiait l'alésage. Une telle visite équivalait à un séjour en clinique où un personnel soignant s'en occupait avec tendresse et compréhension. Chaque opération était bien connue et exécutée avec soin par un spécialiste qui connaissait sa mécanique. Le travail effectué pouvait être montré et expliqué à l'heureux propriétaire. Il n'était guère nécessaire de justifier les factures; tout était clair.

Aujourd'hui c'est la boîte noire qui règne en toute suprématie et dicte les travaux à faire et même le moment où ils doivent être exécutés. Le petit clignotant insiste, le technicien (hélas, Gaston! les mécanos d'antan sont devenus une espèce quasiment disparue) regarde le manuel et suit aveuglément ce que celui-ci lui ordonne.

Le trafic, lui aussi, était moins dense. Que se passe-t-il aujourd'hui? Dans un vacarme assourdissant, une puanteur affreuse, un trafic où les records de densité sont battus d'heure en heure, on se lance sur le ruban de terre goudronné que l'on appelle autoroute de contournement, où l'on se retrouve cloué avec cinquante mille autres automobilistes, qui comme autant de moutons, quittent tous leur boulot au même moment de la journée, avec une destination similaire (leur maison), direction: le même endroit (la banlieue), convaincus qu'aujourd'hui ils rentreront plus vite. Le matin quelques-uns réussissent parfois, car les lève-tôt rencontrent en effet moins de trafic (mais qui veut se lever tôt?). Le soir, par contre, énervés, fatigués et espérant arriver à la maison avant que les enfants ne soient au lit, ils luttent avec une multitude de gens ayant le même but.

C'est à ce moment précis que la voiture s'arrête. Morte ... rien à faire! On examine les câbles des bougies, tout semble en ordre. La courroie de la pompe à eau est bien en place. Il n'y pas eu de signe avant-coureur d'un manque d'essence, ce n'est donc pas le carburateur. Quelqu'un aide à pousser la voiture au bord de la route, quelqu'un d'autre emmène le conducteur à la prochaine borne téléphonique. Une longue marche de retour à contresens du trafic attend le malheureux. Il ne reste plus qu'à attendre les secours ...

L'attente n'est pas trop longue. Le secouriste (dépanneur) arrive, met sa voiture devant celle qui est en panne, s'assure que le triangle de panne est à la distance conforme. La vitesse modérée des véhicules passant à côté ne l'expose à aucun danger. Il soulève le capot, passe par la même procédure que notre conducteur tout à l'heure et prononce en conclusion: "C'est la 'boîte noire', je ne peux rien faire! ..."

La morale de l'histoire, mon cher Gaston, c'est qu'avant les boîtes noires, une voiture pouvait rouler même si elle marchait mal. Depuis qu'il y a les boîtes noires, ou elle marche, ou elle ne marche pas du tout.

Je n'ai nullement voulu te décourager, mon cher Gaston, mais il y a aussi d'autres hobbies, voire des violons d'Ingres, que tu peux adopter pour ta retraite. Ne te fixe pas forcément sur l'ordinateur, qui comme toute occupation a ses joies et ses déceptions. Je pense à deux hobbies en particulier, qui te donneront beaucoup de plaisir. L'un, c'est l'aquarelle; de toutes les méthodes de peinture c'est celle qui me paraît être le plus grand défi à l'ingéniosité du peintre. Il faut vite capter le moment magique et éviter l'erreur car toute correction est quasi impossible.

Un autre passe-temps qui te conviendra peut-être, c'est la pêche à la truite. Tu peux contempler la beauté de la nature en toute tranquillité, le plus souvent dans une solitude totale, avec tout le temps nécessaire. Tu es loin de la foule excitée, loin des émanations désagréables du monde moderne, tout en étant en communication avec la nature comme si aucune civilisation ne l'avait souillée, et tu as le temps de penser. Profites de cette précieuse denrée qu'est le temps. Tu passeras des heures avec les pieds dans une rivière glaciale, et tu apprendras à aimer cette noble occupation ...

La retraite, c'est un temps de contemplation de la beauté de la nature, un temps de réflexion à d'autres horizons, un temps pour soi. Il importe de faire un choix prudent. On n'a qu'une vie ...

Comme toujours, ton fidèle ami,

Aristide

Geschichte der Re katalogisierung in  
der Universitätsbibliothek Basel

Egon Thurnherr

Die erste Phase der Rekatologisierung in der UB Basel ist abgeschlossen: Der Neue alphabetische Katalog (NK) in kleinen handlichen Holzschubladen, der monographische Erwerbungen der Jahre 1940–1980 enthält, ist aus dem Katalogsaal verschwunden und alle Titelaufnahmen darin sind in den EDV-Katalog übertragen worden.

Mit der Einführung der EDV in der Öffentlichen Bibliothek der Universität Basel im Jahre 1981 wurde gleichzeitig beschlossen, mit der Rekatologisierung des NK zu beginnen. Während den Jahren 1982 und 1983 wurden drei Versuche mit manueller Rekatologisierung durchgeführt. Eine systematische Auswahl aus dem NK wurde vom Stammpersonal nach bestimmten Regeln rekatologisiert: kein Informationsverlust gegenüber dem NK, ansonsten gemäss der BAK (Basler Anleitung zum Katalogisieren, beruhend auf den Katalogisierungsregeln der Vereinigung Schweizerischer Bibliothekare). Dabei wurden jeweils pro Person Stichproben von 100 NK-Zetteln bearbeitet, wobei die einfachen Fälle direkt bereinigt und die komplizierten an die Versuchsleitung zwecks Überprüfung zurückgegeben wurden.

An diesen Versuchen nahmen jeweils vier bis fünf Personen teil, die sich freiwillig für dieses Pilotprojekt zur Verfügung gestellt hatten. Die geringe Erfolgsquote – drei Titelaufnahmen pro Stunde – führte dazu, dass noch eine Alternative zu dieser Art Rekatologisierung gesucht werden musste.

1984 wurden daher Verhandlungen mit OCLC ('Online Computer Library Center' in Ohio, USA), dem weltweit grössten Bibliotheksverbund, aufgenommen, um dessen Angebote bezüglich Rekatologisierungsprojekten zu testen. Ein erster Betriebsversuch fand statt, um die Überschneidungsrate mit der UB herauszufinden und abzuklären, wie gross die nachträgliche Bearbeitung der von OCLC gelieferten Daten wäre. Dieser Test lieferte folgende Ergebnisse:

- Die Trefferquote lag – entgegen den Erwartungen – bei nur ca. 60 Prozent, so dass die manuelle Bearbeitung der restlichen 40 Prozent noch einen recht hohen Aufwand erfordern würde.
- Von den gefundenen 60 Prozent musste noch rund ein Viertel nachträglich bearbeitet werden, z.B. mussten die Namensansetzungen der OCLC-Aufnahmen mit den bereits im Katalog vorhandenen verglichen und eventuell ergänzt werden.
- Die Qualität der OCLC-Daten war sehr gut, eine Verbesserung der Daten aus dem NK wäre also möglich.
- Die Systemausfälle (Leitung via Birmingham nach Ohio, USA) waren sehr hoch: rund 16 Prozent der Verbindungszeit.
- Pro Stunde konnten etwa 20 Aufnahmen gefunden und kopiert werden.

- Die Arbeit am Bildschirm war sehr anstrengend. Nach etwa zwei Stunden waren die MitarbeiterInnen kaum mehr konzentrationsfähig; vier Stunden wurde als unzumutbar empfunden.
- Die finanziellen Kosten für die Titelaufnahmen, Leitungen etc. waren insgesamt sehr hoch.

Aufgrund dieser Ergebnisse wurde nochmals ein manueller Versuch, der vierte, unternommen. Bedingt durch grössere Routine, verbesserte Arbeitsorganisation und höhere Motivation wurde jetzt ein Durchschnitt von acht Titelaufnahmen pro Stunde erreicht. Auch an diesem Versuch waren teilweise dieselben Personen beteiligt wie an den vorhergehenden, so dass die Resultate sehr gut miteinander verglichen werden konnten. Unter diesen neuen Voraussetzungen fiel die Entscheidung zugunsten der manuellen Rekatologisierung durch angeleitetes Hilfspersonal.

Im Sommer 1985 begann die eigentliche Rekatologisierung mit vier Personen, d.h. mit drei studentischen Hilfskräften unter der Leitung eines Diplombibliothekars. Als Katalogisierungsregel galt die BAK ohne jede Einschränkung.

Die Einarbeitung der Hilfskräfte ohne bibliothekarische Vorbildung gestaltete sich sehr aufwendig, mussten sie doch die gesamten Katalogisierungsregeln beherrschen. Es zeigte sich, dass dies im vorgegebenen Rahmen kaum möglich war. Im Bestreben, möglichst perfekte Aufnahmen anzufertigen, litt naturgemäss die Quantität. So wurden lediglich 4,5 Aufnahmen pro Stunde erreicht. Dieser Ansatz genügte nicht, um das Projekt innerhalb des bewilligten Zeitrahmens beenden zu können. Ein Soll von acht Aufnahmen pro Stunde war notwendig, sollte damit das Rekatologisierungsprojekt (vollständige Erfassung des NK auf EDV) erfolgreich zu Ende geführt werden. Das konnte nur mittels vereinfachten Katalogisierungsregeln erreicht werden. Ab Mitte 1986 traten deshalb die 'vereinfachten Rekatologisierungsregeln' in Kraft:

- Mehrbändige Werke wurden mit nur einer Aufnahme beschrieben (keine Stufenkatalogisierung).
- Monographien wurden nicht mit den dazugehörigen Serienaufnahmen verknüpft.
- Nebeneintragungen für Nebenauctoren fielen weg, ebenso für Herausgeber bei Autorenwerken.
- Körperschaftseintragungen wurden auf das absolut Notwendige beschränkt.

Sie reduzierten den Aufwand enorm und ermöglichten, den geforderten Durchschnitt zu erreichen. Gleichzeitig wurde die Gruppe auf zwölf Personen erweitert, die jeweils halbtags beschäftigt waren. Unter ihnen befanden sich zwei ausgebildete Fachleute, welche die Rekatologisierungs-Gruppe ausbildeten und betreuten, die restlichen waren meist studentische Hilfskräfte.

Die ganze Equipe wurde in zwei Gruppen unterteilt: Je sechs Personen arbeiteten vormittags oder nachmittags. Der jeweilige Leiter sortierte die zu bearbeitenden Zettel und erledigte die schwierigen Fälle selber. Die übrigen Zettel wurden im Selbstbedienungssystem von den fünf MitarbeiterInnen katalogisiert. Die Leiter waren auch für alle Fragen bezüglich der Katalogisierung zuständig, ebenfalls übernahmen sie die Ausbildung neuer MitarbeiterInnen. Die Ausbildung dauerte ca. drei Monate,

danach wurden die neuen MitarbeiterInnen nochmals ca. drei Monate betreut, bevor sie selbständig arbeiten konnten.

Die Gruppe bestand vor allem aus StudentInnen und DoktorandInnen. Die Arbeit entwickelte sich bald zu einer beliebten Nebenbeschäftigung für StudentInnen, so dass die Mundpropaganda an der Universität dazu führte, dass sich immer wieder StudentInnen meldeten und die freigewordenen Stellen problemlos wiederbesetzt werden konnten. Um die aufwendige Ausbildung amortisieren zu können, wurde darauf geachtet, dass die StudentInnen danach mindestens ein Jahr arbeiteten.

Im Hinblick auf die Ausweitung des Basler Katalogverbundes nach Bern drängten sich Regelanpassungen bezüglich der sogenannten Verbundtauglichkeit auf. So wurden z.B. die mehrbändigen Werke bisher nur auf einer Stufe beschrieben, was in einem Verbund zu fast unlösbaren Problemen führt: Welche Bibliothek besitzt nun welchen Band? Aus diesem Grund wurde gegen Ende des Jahres 1988 der Katalogisierungs-Standard leicht angehoben, vor allem wurde die Stufenkatalogisierung auch für die Rekatalogisierung eingeführt: Eine eigene Aufnahme für jede physische Einheit wurde angestrebt.

Unter dieser qualitativen Verbesserung litt natürlich die Produktivität, es konnten nur noch sieben Aufnahmen pro Stunde bearbeitet werden. Um diesen Ausfall zu entschädigen, wurde die Rekatalogisierungs-Gruppe auf 13 Personen aufgestockt.

Während den Jahren 1989–1990 lief das Rekatalogisierungsprojekt auf Hochtouren, durch Routine und grössere Erfahrungen vor allem der längerfristig arbeitenden MitarbeiterInnen konnte sogar ein recht grosser Vorsprung auf den ursprünglichen Zeitplan erarbeitet werden. Dadurch war es möglich, gewisse Bereinigungsarbeiten früherer Mängel (allzu grobe Vereinfachung der Katalogisierungsregeln) anzugehen, z.B. wurde die sogenannte 'Makramee-Gruppe' gebildet, deren Aufgabe es war, die in der Rekatalogisierung nicht verknüpften Monographien nachträglich mit der dazugehörigen Reihe zu verknüpfen. Gegen Ende des Jahres 1991 konnte schliesslich die letzte Aufnahme des ganzen Rekatalogisierungsprojekts bearbeitet werden.

Während all der Jahre waren insgesamt 34 Personen beschäftigt, die meisten davon waren StudentInnen oder DoktorandInnen. Es hat sich dabei gezeigt, dass die Einarbeitung neuer MitarbeiterInnen zwar sehr zeitintensiv ist, aber nichtsdestoweniger eine absolute Notwendigkeit für eine erfolgreiche Arbeit darstellt. Die zu Beginn der Arbeit vorgenommenen Regelvereinfachungen zeigten sich zumindest teilweise insofern kontraproduktiv, dass im Nachhinein sehr viel Zeit für die Nachbereinigung aufgebracht werden musste.

Von 1985–1992 wurden von den 34 Personen ca. 400'000 Katalogzettel auf EDV übertragen. Bei dieser manuellen Rekatalogisierung wurden die Katalogisierungsregeln (s.oben) ziemlich vereinfacht und es wurde sehr viel Wert gelegt auf eine speditive Arbeit.

Eine Alternative zu dieser teilweise doch sehr mühsamen Arbeit wäre gewesen, dies alles an ein darauf spezialisiertes Privatbüro zu vergeben, wie das zum Beispiel die Schweizerische Landesbibliothek in Bern gemacht hat. Diese Variante wäre bei etwa gleichbleibenden Kosten wesentlich schneller gewesen. Doch wie man bei der Lan-

desbibliothek sieht, sind diese von einer englischen Firma hergestellten Aufnahmen dermassen schlecht, dass sie nicht in einen Katalog mit den Neuaufnahmen gebracht werden konnten. Man muss dort also in zwei verschiedenen EDV-Katalogen recherchieren, je nach Erscheinungsdatum des gesuchten Buches, wohingegen hier in Basel alle auf EDV vorhandenen Bücher in einem einzigen Katalog zu finden sind.

In einer zweiten Etappe wäre es denkbar, auch noch den Alten alphabetischen Katalog (AK), der sich jetzt im sogenannten 'Pater Noster' befindet, auf EDV zu übertragen. Dieser AK enthält die vor 1940 erschienenen Bücher der UB, also auch Bücher bis zurück ins 15. Jahrhundert (sogenannte Inkunabeln oder Wiegendrucke). Eine Schätzung der Anzahl Titel ist sehr schwer, doch dürften es ca. eine Million Bücher sein, die teilweise noch von Hand auf die alten Katalogzettel geschrieben wurden. Es ist beinahe unmöglich, einen solchen alten Katalog mit denselben Mitteln zu rekatalogisieren, wie dies mit dem Neuen Katalog geschehen konnte. Der Zeitaufwand (und natürlich die finanziellen Mittel) wäre(n) viel zu hoch und die einzige Möglichkeit, diesen Alten Katalog doch noch auf EDV zu haben, besteht in der Datenübernahme von andern Bibliotheken. Es gibt vor allem in Deutschland, aber auch in England und in den USA, grosse Bibliotheken oder Bibliotheksverbände, die einen grossen Bestand an alten Büchern bereits auf EDV erfasst haben. Es wäre also möglich, von diesen Bibliotheken die in der UB Basel vorhandenen Altbestände zu kopieren und nach einer Bereinigung in den Basler SIBIL-Katalog zu integrieren. Dieses Ziel ist aber vorerst in weiter Ferne und wir werden noch eine gewisse Zeit mit zwei Katalogen leben müssen.

Der Zentralkatalog (ZK) (gelbe und grüne Schilder) mit dem Nachweis der Bücher in den Basler Instituten, Seminarien, Museen etc. wäre ein weiteres Rekatalogisierungsobjekt und entspräche einem Wunsch vieler Benutzer. Ein Gesuch um finanzielle Mittel für diese Arbeit wurde von der UB schon vor drei Jahren gestellt. Mit einer Rekatalogisierung zumindest des neuen Teils des ZK (bis 1970 zurück) wäre die gesamte neuere Literatur auf dem Platz Basel in einem einzigen EDV-Katalog zugänglich gewesen, da die Neuerscheinungen fast aller Institute bereits in den gemeinsamen Katalog aufgenommen werden. Mit dem Zurückstellen dieses Begehrens durch die Regierung versuchen jetzt einzelne Institute selbständig, ihre Bestände teilweise zu rekatalogisieren, womit allerdings nur ein Flickwerk entsteht und der Benutzer doch wieder gezwungen ist, auch für neuere Literatur in mehreren Katalogen zu suchen.

Ein weiterer Katalog, der noch im Katalogsaal steht, ist der Dissertationenkatalog (blaue Schilder), der alle Dissertationen bis 1980 enthält und nicht rekatalogisiert worden ist. Buchhandels-Ausgaben von Dissertationen ab 1969 sind allerdings im NK verzeichnet und somit rekatalogisiert worden. Basler Dissertationen wurden in einer speziellen Aktion bis 1940 zurück rekatalogisiert.

Der weitaus grösste Teil aber des Dissertationenkatalogs ist nicht auf EDV erfasst und muss also weiterhin auf Kärtchen gesucht werden. Eine Rekatalogisierung dieses ca. eine halbe Million Titel umfassenden Katalogs ist nicht geplant, da seine Benutzung im Vergleich mit anderen Katalogen in keinem Verhältnis zu der enormen Rekatalogisierungsarbeit stehen würde.

Zusammenfassend kann man also sagen, dass sich die UB Basel in einer relativ komfortablen Katalogsituation befindet. Alle monographischen Erwerbungen mit Erscheinungsjahr 1940ff. befinden sich in einem einzigen EDV-Katalog und die BenutzerInnen müssen lediglich für Bücher vor 1940 noch zusätzlich den Alten Katalog konsultieren. Diesen zu rekatalogisieren, wäre das grosse Zukunftsprojekt der UB in bezug auf eine vollständige Erfassung der Buchbestände auf EDV.

Die Erziehung zum mündigen Fernleihe-Benutzer  
am Beispiel der Universitätsbibliothek Basel

Jakob Tschopp

Seit den 70er Jahren ist es ein Anliegen der Benutzungsabteilung, die Benutzerinnen und Benutzer gewisse leicht vermittelbare Arbeiten selbständig ausführen zu lassen. Dieses Anliegen hat zwei Gründe: einerseits die bibliothekarischen Hilfsmittel zu vermitteln und andererseits die Benutzerschaft dort mithelfen zu lassen, wo ihr Einsatz die Lieferung der gesuchten Literatur beschleunigt. Dieser Grundsatz lässt sich auch so formulieren: Es war unser Anliegen, trotz knapp bemessenen personellen Ressourcen, die Leistungen der Benutzungsabteilung qualitativ und quantitativ zu steigern. Dies ist uns immer aufs Neue dadurch gelungen, dass wir Arbeiten an die Benutzerschaft delegiert haben.

#### Erweiterung der Katalogauskunft

1980: Beginn der Mitarbeit von Fernleihepersonal in der Katalogauskunft (bisher ausschliesslich bestritten durch Katalogisierende) als erster Schritt der Übersiedlung der Fernleihe-Bibliothekarinnen aus der Ausleihe in den Katalograum. In der Folge konnten die Fernleihe-Benutzer gewonnen werden, ihre Bestellungen unter Anleitung der Auskunftsbibliothekarinnen am Basler Zentralkatalog und gegebenenfalls am UB-Katalog nochmals zu überprüfen und danach selber bibliographisch zu ermitteln.

Diese Zusammenarbeit zwischen Benutzer und Bibliothekar hat sich nicht nur erstaunlich rasch, sondern auch zu beidseitiger Zufriedenheit durchgesetzt. Statt des befürchteten Rückgangs konnten wir einen deutlichen Bestellzuwachs verzeichnen. Die Auskunftsbibliothekarinnen haben vielen Benutzern die Fernleihdienstleistungen durch ihre Präsenz erst bekannt gemacht.<sup>1</sup> Seit dem 1. März 1981 gibt es neben der Katalog-Auskunft auch eine ebenfalls von 9.00 bis 17.30 Uhr durchgehend besetzte Fernleihe-Auskunft. Dies bringt eine weitere Verbesserung der Zusammenarbeit zwischen Benutzer und Bibliothekar. Quantitativ ist die Zahl der Bestellungen erneut gestiegen.<sup>2</sup>

#### Eröffnung der Fachbereichsbibliothek Medizin

Im Januar 1978 wurde als erste Filiale der UB die Medizinische Bibliothek im Zentrum für Lehre und Forschung des Kantonsspitals Basel eröffnet. Die Bibliothek entstand aus der Zusammenlegung von 20 mittleren bis kleinen Institutsbibliotheken mit den medizinischen Beständen der Universitätsbibliothek.<sup>3</sup> Das Angebot von 1'200 Zeitschriften der letzten 15 Jahre machte die Medizinische Bibliothek zum damaligen Zeitpunkt zur Schwerpunktsbibliothek Medizin der Schweiz. Die Nutzerschaft setzte sich von Anfang an aus zwei Gruppen zusammen:

- Angehörige des Departements Forschung im gleichen Gebäude wie die Bibliothek und Ärzte der Universitätsklinik im Kantonsspital Basel.
- Interessierte an medizinischer Literatur aus der ganzen Schweiz und aus der oberrheinischen Nachbarschaft.

Aus personellen Gründen war es nie vorgesehen, Kopien für Klinikangehörige und andere Ortsbenutzer durch Bibliothekspersonal ausführen zu lassen. Aus den vorhandenen Zeitschriften, die zum Präsenzbestand der Bibliothek gehören, müssen die Interessenten die gewünschten Artikel selber kopieren oder durch ihr Sekretariatspersonal kopieren lassen. Für auswärtige Interessenten musste wegen der angebotsbedingten sprunghaft wachsenden Nachfrage ein Photokopierdienst eingerichtet und leistungsfähig ausgebaut werden. Die technischen und organisatorischen Voraussetzungen erarbeitete die Reprographische Abteilung der UB. "Kopieren wird allmählich zu unserer Hauptbeschäftigung" schreibt der damalige Leiter der Bibliotheksverwaltung in seinem Jahresbericht für das Jahr 1979 und 1980 nennt er 13'500 ausgeführte Kopieraufträge (1994: 20'300). Das hohe Bestellaufkommen ging einerseits zurück auf das grosse Angebot an Zeitschriften, zum anderen aber auch auf folgende Serviceverbesserung, die von der Repro-Abteilung für die UB und für die Medizinische Bibliothek gleichzeitig ausgebaut wurde: Seit dem 1. November 1979 werden Bestellungen auf Bücher und Zeitschriftenartikel gleichentags ausgeführt und zur Post gebracht. "Die Arbeitsgruppe Benutzung VSB konnte im August 1980 bei ihrem Treffen in Basel unsere Organisation zur Kenntnis nehmen, doch hat sich leider bisher keine andere Bibliothek zu gleich rascher Dienstleistung verpflichtet".<sup>4</sup> Der schnelle Service liess die Zuwachsrate erneut steigen, nicht aber die Möglichkeit, mehr Personal für diesen aufwendigen Dienst einzusetzen. Was war zu tun? Das Team in der Medizinischen Bibliothek zusammen mit der Abteilung Reprographie in der UB erarbeitete ein Konzept für eine noch gesteigerte Lieferbeschleunigung im Kopierdienst kombiniert mit weiterer Rationalisierung.

#### Fotokopierdienst schweizerischer Bibliotheken

Am 1. Oktober 1981 wurde von der Medizinischen Bibliothek eine zweijährige Versuchsphase mit dem sogenannten 'Fotokopierdienst schweizerischer Bibliotheken' gestartet, der es jedermann erlaubt, Fotokopien von Artikeln aus Zeitschriften mittels Vorauszahlungscoupon direkt zu bestellen (d.h. nicht über eine Bibliothek) und direkt zugestellt zu erhalten (d.h. wiederum nicht über eine Bibliothek).<sup>5</sup> Vorteil: ein bis drei Tage Zeitgewinn für die Besteller und Entlastung der Bibliothek von diversen Arbeitsgängen. Direktbestellung durch die Ärzte der Basler Universitätskliniken und Direktzustellung an diese von Fotokopien aus Zeitschriften haben es der Medizinischen Bibliothek ermöglicht, ohne Mehreinsatz von Personal den Anteil von Bestellungen auf Kopien aus Zeitschriften im nehmenden Leihverkehr im Jahre 1981 um 80 Prozent zu erhöhen. Die arbeitssparende Praxis, auf das Abtippen der vom Besteller ausgefüllten Bestellscheine auf 'offizielle' zu verzichten, hat z.B. die Hauptbibliothek von Hoffmann-La Roche in Basel schon seit Jahren erfolgreich praktiziert. Wie erwähnt mussten Ärzte und Forscher in den Universitätskliniken seit der Eröffnung der Medizinischen Bibliothek 1978 aus deren Zeitschriftenbestand Kopien

selber herstellen. So war es ein kleiner Schritt, sie auch für Zeitschriftenartikel aus anderen Schweizer Bibliotheken Bestellscheine selber ausfüllen zu lassen, die direkt zum Bestellen aus anderen Schweizer Bibliotheken geeignet waren. Die Ärzteschaft dafür zu gewinnen, war das Verdienst der Medizinbibliothekarin Adèle Herzfeld, die vielen Ärzten als langjährige Betreuerin der Bibliothek der Frauenklinik bekannt war und mit Flair, Witz und Geschick die Ärzteschaft gewinnen konnte, Bestellformulare für Fotokopien selber und zur Animation sogar mit Handschrift ausfüllen zu lassen. Nur noch die Festlegung des Leitwegs und der Versand der Bestellscheine waren Aufgaben des Personals der Medizinischen Bibliothek.<sup>6</sup> 1982 hat die Fernleihe der UB diese Praxis für kurze Zeit übernommen. "Der Entrüstungssturm bei den Schweizer Bibliotheken hatte sich unterdessen wieder etwas gelegt. Bei einer Sitzung der Arbeitsgruppe Benutzungsdienstchefs VSB konnte man sich auf Leserlichkeit statt Maschinenschrift einigen".<sup>7</sup> Später lautete die Devise des Schweizerischen Gesamtkatalogs "mit Schreibmaschine ausfüllen, kommt aber eine leserliche Handschrift, so wird sie akzeptiert". Vorgängig war es notwendig, dass die anderen grossen Bibliotheken und vor allem auch die anderen biomedizinischen Bibliotheken der Schweiz als Lieferanten dem Basler Versuch zustimmten. Am 27. August 1980 haben alle in der AG Benutzungsdienstchefs VSB vertretenen Bibliotheken und am 5. September 1980 auch die AG Biomedizinische Dokumentation dem zweijährigen Versuch zugestimmt. Für die Versuchszeit hat die Buchhaltung der UB zusammen mit der Medizinischen Bibliothek die Arbeit als Zentrale und Clearingstelle übernommen. Es war aber von Anfang an geplant, die Weiterführung dem Sekretariat der VSB zu übertragen.<sup>8</sup>

Nach einjähriger Versuchsphase fand der 'Fotokopierdienst schweizerischer Bibliotheken' am 9. September 1982 grundsätzlich die Zustimmung bei der Commission des Bibliothèques biomédicales und am 1. Dezember 1982 ebenfalls grundsätzlich bei der AG Benutzungsdienstchefs VSB, die einen Ausschuss einsetzt, der bis Mitte 1983 alle offenen Wünsche bereinigt, damit der Vorstand VSB nach Ende der zweijährigen Versuchsphase abschliessend über die gesamtschweizerische Einführung beschliessen kann.<sup>9</sup> Lukas Handschin fasst Argumente, Anregungen und Kritik aus der Sicht des Benutzers und der Bibliotheken zusammen.<sup>10</sup>

Am 1. Oktober 1983 endet die zweijährige Versuchsphase. In den Nachrichten VSB/SVD lesen wir 1985: "Seit 1983 hat eine weitere Arbeitsgruppe ein neues Vorgehen aufgrund der inzwischen vierjährigen Erfahrungen studiert. Abgebildet sehen Sie die neue Kopiermarke (gelb) mit einem neuen Bestellformular A6 im Durchschreibeverfahren. Kopiermarken sind ausschliesslich beim VSB-Sekretariat zu bestellen".<sup>11</sup> Die UB Basel beendet die Funktion als Clearingstelle.

Am 1. Juni 1985 beginnt das vom VSB initiierte, gesamtschweizerische Probejahr für Fotokopien im Direktversand. Die UB Basel zieht nach und verschickt im nehmenden Bestellverkehr nur noch Bestellungen auf Zeitschriftenartikel mit Kopiermarken und im Direktversand. Damit wird die Voraussetzung geschaffen, nur noch Bestellungen mit Kopiermarken zu akzeptieren.

Ab 1. Januar 1987 nehmen die acht biomedizinischen Bibliotheken der Schweiz nur noch Kopienbestellungen mit Vorauszahlungsmarken an. Die UB Basel schliesst sich sofort an. Die ZB Zürich bestellt ab 1987 nur noch mit Kopiermarken und liefert ab 1990 nur noch gegen Vorauszahlung mit Kopiermarken. Im gleichen Jahr folgen die StUB Bern und die BC Fribourg.

## Konzept Bibliothek Schweiz: Konsequenzen für den Leihverkehr

1990 folgt ein neuer Impuls durch das 'Konzept Bibliothek Schweiz'. Am 23. Februar 1990 hat der VSB-Vorstand ein vom Vorstandsmitglied Edmund Wiss, Basel, ausgearbeitetes Arbeitspapier 'Konzept Bibliothek Schweiz: Konsequenzen für den Leihverkehr' genehmigt und zur Bearbeitung am 6. Juni 1990 an die reaktivierte AG Benutzungsdienstchefs VSB weitergeleitet. Die Arbeitsgruppe trat erstmals am 2. November 1990 zusammen. Edmund Wiss hat das Konzept aufgrund der zunehmenden Automatisierung und Vernetzung der schweizerischen Bibliotheksbestände entworfen. Für den Leihverkehr nennt er folgende Konsequenzen:

- Die Vernetzung der Bestände bringt verbesserte Standortinformationen und weckt Benutzungswünsche. Wer seine Kataloge von aussen online zugänglich macht, muss Bestellmöglichkeit und Zustellung per Post anbieten.
- Die ETH-Bibliothek hat mit dem Service der Direktzustellung an alle Interessenten einen Dienstleistungsvorsprung gegenüber den anderen Schweizer Bibliotheken.
- Direktversand an Einzelpersonen heisst Mehraufwand für gebende Bibliotheken, aber Zeitgewinn für Besteller nebst Entlastung einer zwischengeschalteten Ortsbibliothek.
- 'Bibliothek Schweiz' fusst auf einem neuen Bewusstsein für bestmöglichen Service auf dem kleinen Raum der Schweiz: Die lokalen Bestimmungen sind auf ein neues Gesamtkonzept hin zu modifizieren.<sup>12</sup>

Aus dem 5-Punkte-Programm 'Konsequenzen für den Leihverkehr' von Edmund Wiss wurde als erstes Punkt 2 'Abklärung der Vor- und Nachteile des Direktversands an einzelne Benutzer' in Angriff genommen.

Was sich für Kopien aus Zeitschriften endgültig durchgesetzt hat, wahrlich in kleinen Schritten immerhin über eine Zeitspanne von zehn Jahren (1981–1990), das galt es nun für den Direktversand von Büchern aufzubauen. Grundsätzlich war man sich rasch einig, dass im Zeitalter der am PC abfragbaren Kataloge, Direktversand von Büchern möglich sein soll. Beschlossen wurde die Einführung eines neuen Bestellscheins, der mehrere Bestellabläufe ermöglicht: Direktbestellung von Kopien und Monographien sowie interbibliothekarische Ausleihe, Electronic Ordering und Fax-Bestellung.

War die Direktbestellung von Zeitschriftenartikeln eine Initiative einer einzelnen Bibliothek, die erst nach vielen Probestadien vom Bibliotheksverband für verbindlich erklärt wurde, so ergriff nun bei Büchern der Versand selber die Initiative und setzte Fristen für die Umsetzung: erste Berichterstattung nach einem Jahr.<sup>13</sup> Genehmigung durch den BBS-Vorstand am 22. Januar 1992 und durch die Kommission der Universitätsbibliotheken (KUB) am 23. Januar 1992. Somit waren folgende Modalitäten erstmals für die Schweizer Bibliotheken einheitlich und verbindlich geregelt:

1. Kopien aus Zeitschriften sind mit dem offiziellen Bestellformular und Vorauszahlungsvignette zu bestellen;  
Zeitschriftenbände werden nicht verschickt; Fax-Bestellung von Zeitschriftenartikeln zu vier BBS-Vignetten.

2. Bücher im Leihverkehr zwischen Bibliotheken sind weiterhin gebührenfrei.
3. Bücher im Direktversand zu zwei BBS-Vignetten.

Der neue Bestellschein und ein neu verfasstes Reglement für den interbibliothekarischen Leihverkehr mit Kurzfassung als Gemeinschaftswerk der Arbeitsgruppe Benutzungsdienstchefs BBS und der AG Interbibliothekarischer Leihverkehr (ILV) tritt am 1. Januar 1993 in Kraft.<sup>14</sup> Er setzt sich rasch durch. Wenig Anklang findet die Funktion 'Direktversand von Monographien an Einzelbenutzer'. Einerseits wegen der hohen Kosten von Fr. 10.– (zwei BBS-Vignetten), zu einem noch wesentlicheren Teil, weil viele Bibliotheken nicht bereit sind, aus ihren Beständen an Privatpersonen irgendwo in der Schweiz Bücher zu senden.

Die 'Bibliothek Schweiz' macht zwar infolge der elektronischen Vernetzung rasante Fortschritte, aber wehe, wenn dann eine Benutzerin oder ein Benutzer der 'Bibliothek Schweiz' das zuhause am Bildschirm ermittelte Buch entleihen will. Die von Umberto Eco so trefflich charakterisierten Eigenschaften des seine Bestände vor dem Leserzugriff hütenden Bibliothekars blockieren die Verfügbarkeit trotz elektronischer Verbreitung des Besitznachweises.

Zu den mentalen Hemmnissen des Verharrens in archaischen Denkmustern kamen 1993 weitere Beschwerden hinzu: hohe Benutzungsgebühren, Fernleihgebühren bis hin zur Sperrung ganzer Bestände, viele unökonomische Massnahmen als hohe Schranken. Ökonomisch deshalb nicht gerechtfertigt, weil die Einnahmen höchstens fünf bis zehn Prozent des Aufwandes der Fernleihe decken. Vor dem Hintergrund des Gesamtaufwandes für die EDV in Bibliotheken sind die Einkünfte nur noch in Promille auszuweisen. Ganz zu schweigen vom Imageschaden, der da angerichtet wird.

In der AG Benutzungsdienstchefs BBS ist die Motivation von Sitzung zu Sitzung gesunken. Es war dann nur konsequent, dass an der Sitzung vom 22. November 1993 der Antrag gutgeheissen wurde, den Auftrag 'Bibliothek Schweiz' an den BBS-Vorstand zurückzugeben und die Arbeitsgruppe aufzulösen.<sup>15</sup> Die Abteilung Information der UB Basel fasst das Malaise in ihrem Jahresbericht wie folgt zusammen: "In der Fernleihe steht der immer mehr zunehmenden Nachweisbarkeit von Büchern (durch online-Kataloge, CD-ROM, Internet) die immer mehr abnehmende Bestellbarkeit durch Ausleiherrestriktionen von Bibliotheken gegenüber". Die Wende kam mit dem Jahr 1994. Zuerst eine Initiative der Universitätsbibliothek Lausanne in Dorigny, dann eine der Stadt- und Universitätsbibliothek Bern.

Ein 'Marche à suivre' regelt für die Benutzer das vollkommen selbständige Bestellen von Kopien von Zeitschriftenartikeln: Auflösung der Abkürzungen, Standortnachweis, Vignettenkauf, Ausfüllen des Bestellscheins und dessen Versand.

#### Direktversand von in OPACs nachgewiesenen Büchern

Robert Barth, Direktor der Stadt- und Universitätsbibliothek Bern, erläutert am 27. Dezember 1993 zuhänden des BBS-Vorstands in einem Exposé folgende Gedanken<sup>16</sup>: "Im Zeitalter der gegenseitig einsehbaren OPACs stellt die traditionelle Fernleihe,

die zwei Bibliotheken beansprucht, einen unnötigen Verwaltungsaufwand dar. Es genügt, wenn eine Institution involviert ist. Wenn es richtig ist, dass die Eigenkosten der Bibliotheken im alten System wegen des hohen Personalaufwands pro Fernleiherlieferung bei 60 Franken liegen, ist die traditionelle Fernleihe aus Kostengründen dort nicht mehr zu verantworten, wo der Leser eine Fernleihebestellung genau so selbständig tätigen kann wie eine Bestellung aus dem Bestand seiner Stammbibliothek. Bereits seit längerem wird die Direktbestellung von Artikelkopien aus Periodika immer selbständiger durch die Leser abgewickelt. In beiden Gebieten erlaubt der hohe EDV-Aufwand beim Dokumentennachweis eine Aufwandsminderung bei der Dokumentenbeschaffung. Es wäre unverantwortlich, letztere nicht schon partiell zu nutzen."

In der Folge starten die Basler und Berner Universitätsbibliotheken am 1. Juni 1994 einen einjährigen Versuch 'Direktversand von im OPAC nachgewiesenen Büchern'.<sup>17</sup> Ohne Zutun der Bibliotheken bestellen die Benutzer selbständig und erhalten die Bücher an ihre Privat- oder Arbeitsplatzadresse zugesandt. Ein Service, den die ETH-Bibliothek in Zürich schon lange bietet. Dort deckt sich die elektronische Titelermittlung hundertprozentig mit der Belieferung der Benutzer: Ob Buchbestellung oder Kopienbestellung aus einer Zeitschrift, innert Stundenfrist geht ein Buch oder ein kopierter Zeitschriftenartikel zur Post.

Vor Ablauf des Probejahres wird bereits am 14. März 1995 dem BBS-Vorstand die Auswertung des Versuchs, zusammen mit Empfehlungen für das weitere Vorgehen vorgelegt<sup>18</sup>:

1. Dem Benutzer der 'Bibliothek Schweiz' wird zur freien Wahl angeboten: Zustellung über seine Stammbibliothek oder Direktzustellung an seine Heim- oder Dienstadresse.
2. In einer ersten Etappe soll der Direktversand auf alle Deutschschweizer Hochschulbibliotheken ausgeweitet werden, die den Benutzern gegenseitig einsehbare OPACs anbieten beziehungsweise deren Benutzer über eigene PCs mit Modem verfügen.
3. Der Direktversand ist gebührenfrei, die Benutzer tragen bei Direktversand das Porto für die Rücksendung.
4. Baldmöglichst soll angeboten werden, online bestellen zu können.

Am 27. April 1995 genehmigt die Konferenz der Deutschschweizer Hochschulbibliotheken (KDH) die Empfehlungen des BBS-Vorstands. Ab 1. Juli 1995 beginnt die gewünschte Erweiterung des Direktversands auf alle Deutschschweizer Hochschulbibliotheken, vorerst ohne Beteiligung der Zentralbibliothek Zürich und zunächst bis Ende 1995.

#### Online - Bestelldienste

Nun bleibt als nächste Etappe die Vorbereitung eines vielfältigen Online-Bestelldienstes und die elektronische Rechnungsstellung für Dienstleistungen wie Kopien aus Zeitschriften und anderes. An der Planung beteiligen sich derzeit die folgenden Gremien:

1. *AG Interbibliothekarischer Leihverkehr:*
  - Testen der auf den Markt drängenden elektronischen 'Document-Delivery'-Dienste (Auftrag der Konferenz der Deutschschweizer Hochschulbibliotheken auf Anregung von Direktor Robert Barth, StUB Bern).
  - Ausarbeiten eines Projekts zur Abwicklung interbibliothekarischer Bestellungen über Internet (Auftrag AG Benutzung).
2. *Schweizerische Landesbibliothek:*
  - Projekt Schweizer Netz (Réseau suisse), welches die Fernleihe 'elektronisiert' (Auftrag von Bundesrätin Ruth Dreifuss).
3. *DOKDI:*
  - Online-Ordering-Projekt ONLORD des Dokumentationsdienstes der Schweizerischen Akademie der Medizinischen Wissenschaften (DOKDI)
4. *BBS (Verband der Bibliotheken und der Bibliothekarinnen und Bibliothekare der Schweiz):*
  - Projekt 'Clearing Center': Entwicklung der 'vignettes électroniques' mittels Internet durch Vertreterinnen und Vertreter des Gesamtkatalogs der StUB Bern, der Universität Genf, der WWZ-Bibliothek Basel, der ZB Zürich, des DOKDI.

## Anmerkungen

- 1 Jahresbericht der Ausleihe für das Jahr 1980.
- 2 Jahresbericht der Ausleihe für das Jahr 1981.
- 3 Handschin, Lukas (1981): Die Medizinische Bibliothek in Basel. In: Nachrichten VSB/SVD 57, S. 12–17.
- 4 siehe 1
- 5 Handschin, Lukas (1980): Direktbestellung und -versand von Fotokopien. In: Nachrichten VSB/SVD 56, S. 324–327.
- 6 siehe 2
- 7 Jahresbericht der Ausleihe für das Jahr 1982.
- 8 siehe 5
- 9 siehe 7
- 10 Handschin, Lukas (1982): Fotokopierdienst schweizerischer Bibliotheken. Argumente, Anregungen, Kritik. In: Nachrichten VSB/SVD 58, S. 59–65.

- 11 Direktbestellung und -versand von Fotokopien.  
In: Nachrichten VSB/SVD 61, S. 138–139.
- 12 Protokoll der 1. Sitzung der VSB-Arbeitsgruppe Benutzungsdienstchefs vom 2. November 1990 in Zürich, ETH-Bibliothek.
- 13 Bericht der VSB-Arbeitsgruppe Benutzungsdienstchefs an den Vorstand der VSB und an die Kommission für Universitätsbibliotheken (KUB) der Hochschulkonferenz, gez. Louis Kohler, 23. Dezember 1991.
- 14 Modalitäten publiziert in ARBIDO-B 7, 1992, 4, S. 8–9.
- 15 Jahresbericht der Ausleihe für das Jahr 1993.
- 16 Arbeitsgruppe Bibliothek Schweiz. Schlussberichte der Untergruppen der AG Bibliothek Schweiz. Fernleihe im Direktversand. Bern BBS, Mai 1994.
- 17 Kull, Hans Rudolf (1994): Direktversand von Dokumenten an Benutzerinnen und Benutzer fremder Bibliotheken. In: ARBIDO-B 9, 5, S. 43.  
Schätti, Anita (1994): Direktversand Basel-Bern. In: SDB/BDS News Nr. 32, S. 10.  
Mašek, Andrea (1995): Bern-Basel direkt. In: u-boot.  
Informationen aus der Universitätsbibliothek Basel Nr. 8, S. 14–15.
- 18 Fernleihe von Monographien im Direktversand zwischen Basel und Bern vom 1. Juni 1994 bis 31. Mai 1995. Bericht von Anita Schätti und Jakob Tschopp.

Une démarche stratégique à la Bibliothèque  
cantonale et universitaire de Lausanne

Hubert Villard

## La BCU dans les années 80

En 1986, quatre ans après l'ouverture de la bibliothèque de Dorigny, la BCU vivait encore une période de grands bouleversements suite au déménagement d'une bonne partie des fonds et du personnel sur le campus. A Dorigny, les anciennes habitudes et pratiques étaient bouleversées par l'introduction de nouvelles manières de faire, dont certaines étaient des innovations à l'échelle du pays: vaste libre-accès contenant plusieurs centaines de milliers d'ouvrages, signalétique adéquate, équipement anti-voix généralisé, recours assidu à l'informatique, organisation interne du travail en réseau par équipes attachées aux différentes disciplines enseignées à l'Université plutôt que calquée sur la structure hiérarchique traditionnelle.

Tout cela engendrait une nouvelle culture marquée par l'esprit d'innovation, par une très nette auto-organisation qui palliait l'absence de cadres et de références rigides, et par l'adaptation rapide et constante aux besoins de la communauté universitaire. Chaque jour, des améliorations devenaient nécessaires et suscitaient des propositions d'aménagements de la part des bibliothécaires: amélioration de la signalétique, création d'un service de renseignements bibliographiques, introduction de la micro-informatique, orientation vers les supports électroniques et audiovisuels, rationalisation de la gestion des thèses, extension des plages horaires d'ouverture aux dimanches et jours fériés, besoins accrus en formation continue pour les responsables de disciplines qui devaient se tenir au courant de l'évolution des connaissances de leurs domaines spécifiques, lancement d'actions de mise en valeur des collections (publications, expositions), etc.

A la Riponne, au centre-ville, le départ des fonds universitaires permettait de créer ou de développer de nouveaux créneaux, tels la documentation vaudoise ou le secteur de la musique (musicologie, musique imprimée: partitions, archives musicales, phonothèque). Mais les modes de travail, ou la culture de la maison, restaient fondamentalement les mêmes que ceux de la BCU d'avant le partage. Ainsi des écarts de pratiques parfois marqués résultaient des conditions de travail très différentes sur les deux sites. La difficulté était de les réduire pour que la BCU reste une institution unique à deux pôles complémentaires plutôt qu'elle ne devienne une juxtaposition artificielle de deux entités aux vocations et aux pratiques divergentes.

A cela s'ajoutait que l'évolution marquée du monde documentaire durant ces dernières décennies exigeait une adaptation constante aux nouvelles contraintes et une attention soutenue quant aux lignes d'évolution de la profession.

### Nécessité d'une méthode

Ainsi, de même que l'automatisation avait été lancée pour être l'outil unificateur qui allait permettre de gérer de manière centralisée et cohérente des fonds qui allaient

être décentralisés, sans pénalisation pour les usagers ni pour les bibliothécaires, de même on éprouvait en 1986 le besoin de disposer d'outils ou de méthodes de travail qui allaient permettre d'inscrire toute l'activité de la BCU dans un contexte cohérent tout en respectant les rôles spécifiques de chacun. La nouvelle équipe de direction qui s'est constituée de 1986 à 1990 ne pouvait plus s'appuyer sur le style de direction qui avait prévalu avec tant de succès jusqu'alors.

Comme dans tout autre domaine, plus l'environnement dans lequel on doit oeuvrer change, et souvent de manière chaotique, plus on ressent le besoin de se reposer sur des lignes de conduite fondamentales qui guident l'ensemble des actions et fondent les décisions. C'est peut-être là une illusion, mais c'est certainement plus qu'une affaire de mode. Entre le pragmatisme, dont le succès repose essentiellement sur le génie d'une personne visionnaire et charismatique, et l'approche méthodique qui tente d'orienter de manière participative un groupe de responsables vers un but commun, nous avons adopté la seconde voie, sachant pouvoir compter sur de multiples compétences et enthousiasmes en place.

C'est ainsi qu'après les derniers soubresauts des déménagements des bibliothèques de sciences humaines à Dorigny en 1987 et après avoir redimensionné une équipe de direction sous-calibrée pour la nouvelle BCU, il a été possible de lancer une *réflexion globale* à laquelle beaucoup aspiraient. L'idée était au début de s'accorder, au niveau de la direction et des responsables de secteurs, sur quelques principes de base qui guideraient ensuite et rendraient explicites les décisions prises. Tant pour les bibliothécaires de la BCU et ses usagers que pour les organes politiques ou les institutions partenaires telles que l'Université ou les réseaux RERO et REBUS, il devenait indispensable de remplacer les habitudes et le non-dit par une vision partagée de l'évolution souhaitée de la bibliothèque. Tout cela en tenant compte du statut légal de la BCU et de ses missions explicites et implicites, des contraintes imposées par les institutions partenaires ou englobantes, des changements prévisibles de l'environnement documentaire et pédagogique et des attentes des usagers et des bibliothécaires qui allaient en découler.

L'amorce de cette démarche, et ce n'est pas un hasard, s'est trouvée être le souci prédominant en 1990 d'articuler les demandes en formation continue des bibliothécaires en un concept de formation cohérent, qui tienne compte aussi bien des besoins de perfectionnement aux outils généraux nouveaux, tels la micro-informatique, que des besoins qui découlaient de préoccupations plus bibliothéconomiques. L'exiguïté des budgets dévolus à la formation et le temps nécessaire à investir exigeait des choix draconiens qu'il n'était pas facile de justifier, si ce n'était dans une perspective à long terme. C'est cette constatation qui nous a aiguillés vers une démarche méthodique et globale qui prendrait en compte tous les aspects de l'activité de la bibliothèque.

### Une réflexion stratégique?

Mais les bibliothécaires, plus encore que d'autres serviteurs de l'Etat, ne sont généralement ni enclins ni formés à travailler de la sorte, et sont habituellement démunis *sur le plan méthodologique* lorsqu'il s'agit de planifier, de quantifier, d'évaluer les coûts de chaque activité, de mettre en place des politiques et procédures rigoureuses de travail et de décision. Le recours à des compétences extérieures est alors indispensable, et nous avons pu compter sur un consultant qui, dans le cadre des programmes de for-

mation mis en place par l'Etat de Vaud, inaugurerait alors un cours consacré à la démarche stratégique.

Nous voulions disposer, au terme d'une première étape, d'un *document fondateur* à usage interne (pour la direction et les collaborateurs) et à usage externe (pour les autorités, l'Université, les bibliothèques partenaires des réseaux), qui serve de référence à chacun pour situer de manière globale l'action de la BCU. Tout cela devant être vu comme un effort de réflexion et d'intégration sur les contraintes de l'environnement et les missions de la bibliothèque, qui associe étroitement les cadres de l'institution dans une démarche participative. Nous avons ainsi été initiés à la portée d'une telle planification stratégique, qui n'a bien sûr plus rien de militaire mais qui doit être comprise dans le sens de "définition de buts et d'objectifs à moyen et à long terme, et mise en place d'actions, de procédures et de ressources pour les atteindre". Les différentes étapes qu'elle suppose, telle qu'elle est pratiquée dans de nombreuses entreprises, sont illustrées sur le schéma.

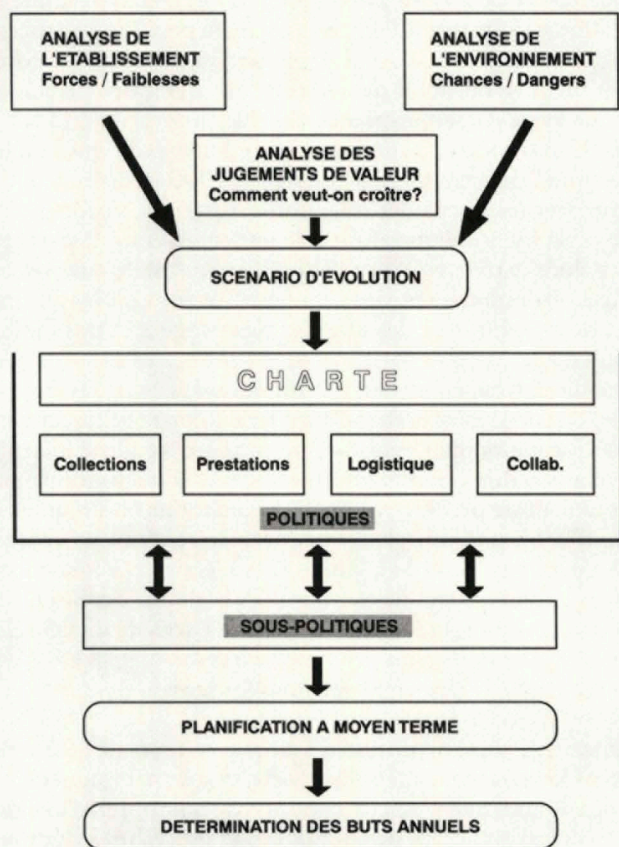


schéma 1: déroulement de la démarche stratégique

## Les étapes de la démarche

*Premiers jalons.* Une telle démarche est essentiellement une approche *top down*. La première étape consiste en une évaluation de la situation. L'équipe de direction a effectué un *bilan de la BCU* sur les vingt dernières années, dégagant les événements qualitatifs et les chiffres-clés qui traduisaient son évolution. Associant une bonne trentaine de cadres de la bibliothèque, on a passé ensuite à l'analyse des *forces* de la BCU (savoir-faire dans la gestion documentaire automatisée, leadership dans de nombreux domaines de la bibliothéconomie, budgets satisfaisants, bibliothécaires spécialisés et qualifiés dans tous les domaines, diversité des collections et équipement matériel adéquat, cadre de travail agréable et motivant, etc.), et de ses *faiblesses* (flou dans les objectifs, difficulté de gestion de sites séparés, intendance défaillante, vieillissement des cadres, marketing trop discret, absence d'information en retour sur les prestations offertes, etc.).

La démarche exige que le même exercice de réflexion s'opère ensuite non plus de manière autistique, mais par rapport à l'environnement. On évalue alors ce qui représente des *chances* pour la BCU (stabilité politique d'une institution traditionnelle pluricentenaire, crédibilité et confiance des partenaires, savoir-faire reconnu et sollicité de la part d'autres bibliothèques, forte dynamique par rapport à d'autres institutions soeurs du pays, souci d'une gestion professionnelle à tous niveaux, etc.), et quels sont les *dangers* qui la menacent (perte de conscience du passé et poids trop important accordé à la technologie ou aux préoccupations à court terme de l'Université, dégradation des collections due à l'acidité du papier, blocage du personnel et érosion des crédits d'acquisitions en regard de l'augmentation du nombre d'étudiants, renforcement de la législation sur le droit d'auteur, concurrence de nouveaux prestataires de services documentaires électroniques, menaces sur la gratuité des services, etc.). Il n'est pas paradoxal que certains éléments apparaissent aussi bien comme des chances que comme des dangers: selon l'angle de vue adopté, beaucoup peuvent être les deux à la fois, et il s'agit de les exploiter au mieux en sa faveur.

Il est fondamental lors de cette première étape d'établir fermement les bases de la communication entre les personnes impliquées. En effet, chacun amène son modèle mental du monde qui découle de ses propres valeurs qu'il considère comme intangibles, et raisonne en fonction de principes rarement exposés mais considérés comme des vérités partagées par tous. Or pour communiquer efficacement, il est essentiel de s'accorder d'abord autant que faire se peut sur les mêmes définitions, les mêmes modèles ou les mêmes présupposés qui découlent des principes sous-jacents. De tels présupposés ("les services des bibliothèques sont toujours gratuits", "aucune prestation offerte par la bibliothèque n'est superflue", "les seules sources de financement proviennent des autorités de tutelle", etc.) doivent par conséquent être formulés explicitement, discutés à fond, validés ou infirmés, et ne pas être considérés comme des dogmes. On en arrive ainsi à mettre en évidence et à confronter les systèmes de valeurs des différents partenaires concernés, collaborateurs, usagers, communauté universitaire, corps social et culturel, autorités. Ainsi par exemple, dans le domaine qui nous concerne, il est important de reconnaître que la coopération revêt une haute valeur pour les bibliothèques, alors qu'elle n'est perçue par les universités et a fortiori les éditeurs, qui de longue date opèrent dans un contexte très compétitif, que comme une contrainte passagère imposée par un contexte politique ou économique perturbé.

*Le scénario d'évolution et la charte.* Fort de ces analyses, on peut ensuite esquisser plusieurs scénarios d'évolution pour l'institution. Ces scénarios peuvent aller du recentrement ou du repli sur une niche privilégiée (pessimiste), au maintien sans démantèlement d'un niveau d'activités qu'on juge satisfaisant (modéré), ou si nécessaire au bond en avant qui permette de rattraper un retard constaté (optimiste). Le scénario retenu est alors transposé dans un texte qui traduit la *vision* que se donne d'elle-même dans l'avenir la bibliothèque. Il en est résulté pour la BCU un texte de trois pages qui dégage en les résumant les grandes lignes d'évolution souhaitée sur les plans du développement des collections, de la redéfinition de l'activité des bibliothécaires, des attentes actuelles et futures des usagers, et de la forme institutionnelle de l'établissement. Ramener l'utilisateur au premier plan des préoccupations est le souci principal qui a guidé l'élaboration de ce scénario.

#### D. DOCUMENTS

<b>Objectif stratégique</b>	○	Acquérir, recenser, conserver, stocker et mettre à disposition les documents dont l'utilisateur a besoin.
-----------------------------	---	---

#### Lignes d'action

- |                                  |   |   |
|----------------------------------|---|---|
| <i>Acquérir</i> →                | ◆ | Maintenir les crédits d'acquisition;  |
|                                  | ◆ | encourager la création des centres de gravité aux niveaux romand et suisse;                             |
|                                  | ◆ | renforcer les contacts avec les producteurs (sources d'information);                                    |
|                                  | ◆ | assumer les changements technologiques touchant le document;  |
|                                  | ◆ | redéfinir une politique d'approvisionnement (achats, location, abonnements).                            |
| <i>Recenser</i> →                | ◆ | Diminuer le poids du traitement du livre; exploiter les notices bibliographiques étrangères.            |
| <i>Conserver</i> →               | ◆ | Définir une politique de préservation / conservation (PAC).   |
| <i>Stocker (dans l'espace)</i> → | ◆ | Définir une politique de stockage /élimination; élaborer et lancer un projet de silo à livres vaudois.  |
| <i>Mettre à disposition</i> →    | ◆ | Mettre à disposition des documents transformés;   |
|                                  | ◆ | améliorer le système du prêt (local et interbibliothèques);   |
|                                  | ◆ | repenser la fonction 'diffusion' (élargissement de la fonction 'prêt'); raccourcir le circuit du livre. |

schéma 2: Objectifs stratégiques et lignes d'action pour ce qui concerne le document

Après avoir évalué les forces, les faiblesses, les chances et les dangers inventoriés, et tenant compte du scénario d'évolution retenu et des contraintes identifiées, on doit s'entendre sur un certain nombre, limité, de buts globaux reconnus comme des *objectifs stratégiques* pour la bibliothèque; ce sont avant tout des lignes de force, des visées peut-être un peu utopiques et qui doivent rester très générales. Chacun de ces objectifs stratégiques pourra se concrétiser ensuite en un certain nombre de lignes d'action, comme par exemple, pour ce qui touche au document:

*Le Livre blanc.* Le résultat de ces premières étapes est alors synthétisé dans une *charte* qui en dix points éclaire l'essentiel de la mission que se reconnaît l'institution. Si le scénario d'évolution représente la manière dont la bibliothèque se représente dans l'avenir, la charte définit plus précisément quelques principes sur lesquels elle s'appuie pour actualiser la vision.

A ce moment de la démarche, au terme de la partie élaborée en commun entre la direction et l'ensemble des responsables, on a rassemblé les documents établis (bilan, synthèse des forces/faiblesses et chances/dangers, scénario d'évolution et objectifs, charte) dans un *Livre blanc*, distribué au printemps 1992 à tous les collaborateurs de la BCU, ainsi qu'aux autorités politiques et au Rectorat de l'Université.

*Les politiques.* Conformément au schéma 1, le travail se poursuit par le repérage d'un certain nombre de buts globaux, dont l'un des plus importants qui fondait la démarche était d'aboutir à la formulation de *politiques* et de *sous-politiques* appliquées aux différents secteurs d'activité. L'important est d'obtenir à ce moment-là une visibilité aussi complète que possible du champ d'activité de tous les secteurs de la bibliothèque, et d'intégrer en un ensemble cohérent les actions multiples qui la plupart du temps, prises une à une, tendent chacune à être considérée comme la seule prioritaire. Le terme de *politique* est à prendre dans le sens d'ensemble de règles et de principes formalisés et reconnus qui guident les décisions prises au quotidien en fonction des buts définis à long terme. Chaque politique doit ensuite se concrétiser au travers d'*objectifs concrets*, annuels ou pluriannuels.

Pour la BCU, on a distingué plusieurs grands volets de préoccupation qui correspondraient à autant de politiques, telles que *développement des collections* (pour tout ce qui touche aux documents, traditionnels ou électroniques), *prestations* (pour tout ce qui concerne les services rendus aux usagers, que ce soit sur place ou à distance), *collaborateurs* (pour tout ce qui concerne l'engagement, l'accueil, la formation, l'évaluation des collaborateurs), *infrastructure et équipement* (informatique et nouvelles technologies), etc. Chacune de ces politiques peut englober plusieurs sous-domaines. Ainsi, une politique de développement des collections englobe les aspects de l'acquisition, du signalement, du stockage, de la conservation (schéma 2).

*Premières réalisations.* Qu'il s'agisse d'établir une véritable politique écrite sur tel aspect d'activité important (politique de développement des collections par exemple) ou plus modestement de définir et concrétiser un objectif particulier (création d'un *gopher* BCU), le travail se poursuit alors à l'échelon de groupes de bibliothécaires, avec si nécessaire un membre de la direction. Plusieurs documents ont ainsi été validés au cours de ces trois dernières années, ou sont en passe de l'être, qui s'inscrivent dans ces politiques: sur le plan des *collections*, on a ainsi dès 1991 défini les grandes

lignes d'une politique de conservation des fonds, qui s'actualise depuis au travers de multiples actions de préservation et conservation des documents; la base de ce travail est en train d'être reprise par les partenaires du Réseau des bibliothèques romandes et tessinoises. Parallèlement, un argumentaire présenté au Conseil d'Etat dans le but de créer un 'silo à livres' vaudois définit une politique de gestion hiérarchisée des collections et de refoulement. Un autre groupe très actif réunissant également des représentants d'autres bibliothèques et de l'Université travaille actuellement à la définition d'une politique d'acquisitions, indispensable à l'heure du resserrement des ressources et de la coopération, qui concernera l'ensemble des collections de la BCU (fonds de monographies, périodiques, nouveaux supports, manuscrits et fonds d'archives, livres précieux, etc.).

Sur le plan des *prestations*, on a défini pour Dorigny une politique de formation des usagers à l'utilisation des ressources documentaires croissantes et toujours plus diversifiées auxquelles la BCU donne accès, sur place et à distance; celle-ci s'actualise au travers de présentations faites aux nouveaux étudiants et au corps enseignant par les bibliothécaires responsables des différentes disciplines à chaque rentrée universitaire. Une vaste enquête conduite auprès des usagers en 1992 découlait du souci défini dans le scénario de viser systématiquement la satisfaction des usagers. Fin 1994, une enquête plus ponctuelle évaluait l'impact de la phonothèque sur ses usagers et le support accru qu'elle pouvait en attendre. Un gros effort a également été consenti pour établir une politique des renseignements bibliographiques qui débouche sur la mise en place progressive d'un service de référence à plusieurs niveaux, élémentaires et spécialisés. Enfin, plusieurs groupes de travail ont exploré et évalué les ressources qu'offrent les réseaux académiques (Internet) et élaboré un *gopher* BCU auquel non seulement les usagers de Lausanne, mais aussi d'autres universités suisses ou étrangères recourent.

En ce qui concerne les *collaborateurs*, l'essentiel de l'effort a été mobilisé par la responsabilisation et la délimitation des rôles (au travers de la démarche d'établissement des cahiers des charges lancée par l'Etat de Vaud) et par la volonté de travailler par objectifs clairement définis et passés en revue périodiquement. Tout ceci non pas dans l'idée de revenir à une hiérarchisation renforcée, mais au contraire dans le but de préserver au maximum la souplesse qui a fait ses preuves durant de longues années dans l'organisation du travail à Dorigny. D'autres efforts ont porté sur l'information (journées d'information et d'échange d'idées avec conférenciers invités, journal interne), la réévaluation des fonctions de bibliothèque sur le plan administratif, l'accueil et l'intégration de nouveaux collaborateurs ou la formation initiale ou continue.

#### Bilan de la démarche

Quand peut-on considérer une telle démarche stratégique comme achevée? On aurait tendance à répondre "jamais", tant il est nécessaire de réévaluer périodiquement les plans et objectifs. Mais on peut dire qu'un grand pas a été fait dès le moment où l'on a rédigé le livre blanc et où l'on a pris l'habitude, entre responsables, de travailler en s'accordant sur les principes qui en découlent pour articuler des objectifs concrètement définis dans le temps et régulièrement évalués.

### Risques d'une telle démarche ...

On s'en sera douté: on ne peut éviter qu'une telle démarche n'exige beaucoup de temps et de papier. Le handicap principal qui peut faire obstacle à ce type d'entreprise est le *temps considérable* qui doit lui être consacré, et ceci au détriment des tâches courantes. Il est indispensable que la direction tout comme un nombre suffisant de responsables impliqués soient fortement motivés, car c'est là un travail qui ne peut être ni délégué, ni sous-traité, bien qu'il faille y associer le plus grand nombre possible de collaborateurs (ce qui d'ailleurs ne fera qu'augmenter la charge au point de compromettre la réussite de l'opération).

Il est inévitable que l'opération engendre bon nombre de documents; si la plupart d'entre eux concrétisent des étapes achevées et font dorénavant partie du corpus de la bibliothèque, il ne faut pas oublier qu'ils seront rédigés à des moments différents, au gré de l'avancement des projets. Il faut alors lutter contre le perfectionnisme naturel des bibliothécaires qui les pousserait, par souci de rigueur ou d'esthétique, à sans cesse en harmoniser la rédaction comme la présentation. Mais le risque majeur est que la démarche et les déclarations d'intention ne restent qu'à l'état de papier, que l'on s'empresse d'oublier dans un tiroir une fois la rédaction achevée. Plus que l'élaboration pour un délai fixé de documents formalisés, une démarche stratégique vise idéalement à engendrer une manière de penser commune qui doit imprégner tout processus de décision. Les cadres de la bibliothèque se doivent d'y faire référence aussi souvent que possible, et la mise à disposition en un lieu accessible à tous d'un dossier structuré qui rassemble les documents élaborés peut être un excellent moyen de sensibilisation.

Menée avec trop de tapage, cette démarche risque d'autre part d'engendrer des *attentes disproportionnées*, et des *déceptions* tant à l'intérieur de la maison que chez les partenaires extérieurs, si l'on n'a pas pris la peine d'expliquer que ce n'est pas parce qu'on a mis à plat l'éventail des objectifs que l'on va tous les poursuivre et les atteindre à la fois. Une *grille synthétique* des objectifs et lignes d'action, avec leur inscription dans un cadre spatio-temporel périodiquement réajusté, peut se révéler ici un outil précieux.

S'il est inévitable qu'une telle réflexion, lorsqu'elle est conduite au sein d'un organisme dont le fonctionnement ou les prestations laissent beaucoup à désirer, aboutisse à des décisions de réorientation ou de restructuration, il existe cependant un risque réel de déstabilisation chez les collaborateurs lorsqu'elle est appliquée à un ensemble qui fonctionne à la satisfaction générale. Il est alors fondamental de faire comprendre que l'objectif de la démarche n'est pas nécessairement de remettre en cause systématiquement les pratiques quotidiennes, mais peut être aussi de simplement valider les options prises de longue date. Ceci se fait généralement peu à peu au cours du processus, lors des phases initiales de la démarche qui aboutissent au scénario d'évolution. Mais l'effet perturbateur ne peut être négligé, notamment chez ceux qui ne peuvent être associés étroitement aux travaux.

Une autre menace, qu'engendre la paresse naturelle ou la lassitude qui découle de l'important investissement initial, est d'aboutir à la rigidité d'une *vision dogmatique*, par manque de réajustements périodiques. L'entreprise n'a de sens que si elle sous-

entend à chaque moment de la mise en oeuvre un large potentiel de flexibilité au niveau de la définition des objectifs périodiques, et une réévaluation à moyen terme du scénario d'évolution lui-même.

... et avantages

Il est clair que l'on ne se lance pas dans une telle entreprise sans en escompter des bénéfices tangibles. Le principal de ceux-ci est à notre sens que l'ensemble des responsables qui ont à fonder quotidiennement leurs décisions s'accordent sur une *vision* partagée, et sur les principes qui en découlent. C'est là le principal mérite d'une telle entreprise que de forcer chaque responsable à confronter méthodiquement sa personnalité et ses attentes à celles de ses collègues et de l'institution au moment de l'élaboration des premières phases de la démarche. Il faut que le linge sale soit lavé en famille à ce moment là, si l'on veut s'épargner ensuite de reprendre à tout bout de champ les mêmes et interminables discussions de principe à propos de telle ou telle décision. Le livre blanc peut alors devenir le réel document de référence qu'il doit être, et il n'est pas rare de le voir mentionné depuis quelques années à la BCU dans les rapports de plusieurs responsables qui s'en sont imprégnés. Mais s'il est un élément de motivation pour certains, il faut être conscient qu'il sera toujours regardé de travers par d'autres, notamment par ceux qui – redoutant la perte d'avantages acquis? – vouent une défiance viscérale à tout ce qui "vient du privé".

Vis-à-vis de l'extérieur aussi, le livre blanc garantit une communication transparente des missions endossées et des actions conduites. Qu'il s'agisse des autorités de tutelle ou de partenaires tels l'Université ou les bibliothèques avec lesquelles on coopère, le livre blanc sert de cadre de référence au sein duquel s'inscrivent et se justifient les choix opérés. Il est particulièrement utile en période de restriction des ressources, pour expliquer des choix souvent douloureux que l'on est amené à faire. Entraînée en 1995, comme l'ensemble des services de l'Administration vaudoise, dans une vaste opération de 'redimensionnement' de ses activités, la BCU compte beaucoup sur la travail réalisé depuis cinq ans pour défendre et préserver ce qu'elle considère comme des acquis fondamentaux pour ses usagers, et lâcher du lest dans des domaines moins essentiels.

Un autre bénéfice que l'on retire de la démarche est l'attention systématique et permanente que l'on porte à l'environnement dans lequel on opère. Il n'est pas superflu d'évaluer régulièrement les modifications d'équilibre qui interviennent dans le monde pédagogique et documentaire, et d'en tirer les conclusions nécessaires au réajustement de notre action. Conduite sans complaisance, l'opération doit nous permettre de nous situer par rapport aux autres acteurs et de dépister dans quels domaines nous sommes bons ou mauvais.

Enfin, et ce n'est pas le moindre atout, une telle démarche est susceptible d'entraîner, dans un terrain favorable, une participation plus active des collaborateurs à la marche de l'institution. Elle présente pour certains l'occasion d'affirmer une responsabilité accrue dans les tâches de management, et de développer une plus large conscience de l'ensemble des problèmes qui se posent à la profession.

En conclusion, nous dirons qu'il n'y a pas de recette miracle pour garantir qu'une telle entreprise réussisse: chacun doit trouver sa voie à sa manière, en fonction des contraintes imposées, de l'enthousiasme et de la qualité des collaborateurs concernés. L'essentiel en fin de compte, comme nous l'avons dit plus haut, n'est pas le document papier final, si concluant soit-il, mais bien plutôt l'intense travail de réflexion, de négociation et de mise en forme conduit avec les responsables et les partenaires, et qui trouve sa concrétisation momentanée dans le livre blanc.

Information  
vermitteln, präsentieren, organisieren  
Die Bibliotheken und das World Wide Web

Andres von Arx

Dieser Beitrag skizziert das 'World Wide Web' als Herausforderung und Chance für die Bibliotheken. Er berichtet über konkrete Erfahrungen an der UB Basel und versucht zu zeigen, wie die neue Informationstechnologie zur Lösung alltäglicher Probleme im Informationsmanagement einer Hochschulbibliothek beitragen kann.

### WWW Technologie in Stichworten

Der Begriff World Wide Web (auch WWW oder kurz *Web*) umfasst ein Bündel von Kommunikationsstandards und deren Anwendung im Internet, insbesondere:

- Ein *Austauschformat*<sup>1</sup> für reich formatierte und gegliederte Dokumente, die als 'Hypertext' aktivierbare Verknüpfungen ('Links') zu anderen Textstellen oder Dokumenten enthalten und als 'Hypermedia' digitalisierte Daten wie Bild, Ton oder Video einschliessen können.
- Ein *Übermittlungsprotokoll*<sup>2</sup> für Multimedia, das Daten zwischen dem Endanwender ('Client') und dem Archiv ('Server') überträgt.
- Ein universelles *Adressierungsschema*<sup>3</sup> für Dokumente und weitere Dienste im Internet, die alle mit einem Webdokument verknüpft werden können. Zu diesen Diensten gehören Electronic Mail, Dateitransfer (FTP), interaktive Rechnerverbindung (Telnet), verschiedene Such- und Menüsysteme (WAIS, Gopher) usw.
- *Schnittstellen*<sup>4</sup> zu anderen Programmen auf dem Server. Sie erlauben dem Benutzer, direkt vom vorliegenden Hypermedia-Dokument aus gezielte Anfragen zu machen, etwa durch Anklicken eines Bildbereichs, durch Eingabe von Suchbegriffen oder durch Ausfüllen eines Formulars.
- *Computerprogramme* für die verschiedensten Plattformen realisieren diese Normen server- und clientseitig. Sie sind für schulischen und privaten Gebrauch in der Regel kostenlos.

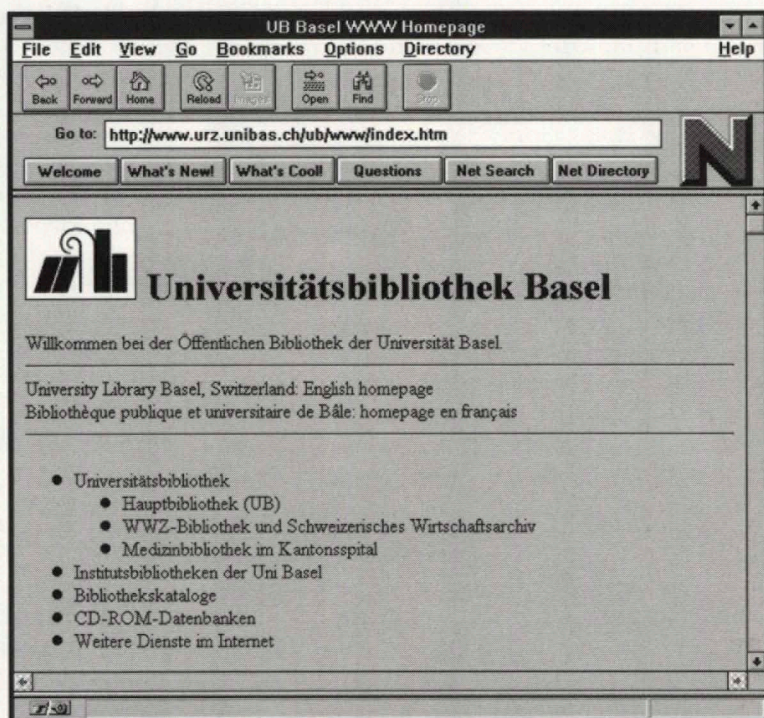
Aus Benutzersicht präsentiert sich das Web meist auf einem attraktiven, intuitiv zu erfassenden *Web Browser* wie Netscape oder Mosaic. Mit einem Mausklick auf ihrem Mac oder Windows-PC verbindet sich eine Studentin mit dem Veranstaltungskalender ihrer Universität, blättert in der elektronischen Tageszeitung, unternimmt eine virtuelle Reise, schnuppert im Louvre und landet schliesslich bei ihrer Lieblingsbibliothek, um sich über die Neuerscheinungen der letzten Zeit zu informieren oder den Katalog zu konsultieren.

Die meisten Browser erlauben es, die Arbeitsumgebung in einem hohen Mass den persönlichen Bedürfnissen und Vorlieben anzupassen. So können beliebige Doku-

mente und Dienste im Internet in ein persönliches Auswahlménü übernommen und mit eigenen Notizen versehen werden.

Wie gross ist der potentielle Benutzerkreis dieser Dienste? "Rapide wachsend", lautet die Antwort, wie sie vom gegenwärtigen Medieninteresse am Thema Internet und Web suggeriert wird. Tatsächlich beschränkt sich der Zugang zum Web längst nicht mehr auf die Hochschulen und Forschungszentren, aus deren Umfeld es hervorgegangen ist. Ein Anschluss ans Internet – an der Universität Basel noch nicht überall in voller Leistungsfähigkeit realisiert – steht auch Privaten offen. Kommerzielle Netze wie CompuServe offerieren Schnittstellen zum Internet. Daneben bieten Firmen und Organisationen als 'Internet Access Providers' zu durchaus moderaten Kosten den Zugang zum Web. Als technische Ausstattung genügt dabei ein Mikrocomputer und ein Modem.

Das Potential ist noch keineswegs ausgeschöpft. Das Wachstum wird von den marktstärksten Computerfirmen forciert. Die zwei jüngsten Betriebssystemversionen für Mikrocomputer, OS/2 Warp und Windows 95, verfügen über integrierte Schnittstellen zum Internet. Und zwei weit verbreitete Textverarbeitungsprogramme, WordPerfect und Microsoft Word, können mit kostenlosen Zusätzen direkt als Web Browser genutzt werden und erstellen auf denkbar einfache Weise HTML-Dokumente.



*Homepage der UB Basel im World Wide Web.  
Zu finden über die Universität Basel <<http://www.unibas.ch>>*

## Information präsentieren

Im Bereich der Kataloginformation verfügen Bibliotheken, auch die UB Basel, über eine beachtliche Erfahrung, wie man Information am Bildschirm präsentieren kann – und wie besser nicht. Ausserhalb des Katalogs gibt es aber eine Fülle von wenig strukturierter Information, auf die unsere Benutzer zu irgendeinem Zeitpunkt zugreifen möchten: Wann ist der Lesesaal in den Semesterferien geöffnet? Wie lange kann ich Zeitschriftenbände ausleihen? Wie verlängere ich eine Ausleihe? Gibt es einen Zugang für Behinderte ins Freihandmagazin?

Traditionell haben die Bibliotheken mit gedruckten Benutzerführern, Faltblättern, Plakaten usw. auf dieses Informationsbedürfnis reagiert. Der Zwang, Inhalte rasch ändern und neue Dienstleistungen frühzeitig präsentieren zu können, hat dabei zu jenem wohlbekanntem bunten Zettelreigen geführt, den zu ersetzen sich die Web-Technologie anschickt. Anhänger der Regenbogen-Faltblätter seien beruhigt: Benutzer können sich jeden Text im Web auch ausdrucken lassen. Auch auf farbiges Papier.

*Goodbye to the numerous leaflets with information that nobody reads once collected and that is lost when needed. People like to access information wherever they are and whenever they want it.*<sup>5</sup>

Mit bescheidenen Mitteln haben wir auf der UB Basel in diesem Jahr versucht, einen Teil dieser Information zu sichten, zu strukturieren und auf dem Webserver des Universitätsrechenzentrums anzubieten, eingebettet in das hochschulweite Informationssystem (CWIS).<sup>6</sup>

Das Ausgangsmaterial waren die bestehenden, gedruckten Broschüren, die in der Regel bereits digitalisiert vorlagen, und Hilfstexte aus dem OPAC, die als *Web pages* (HTML-Dokumente) aufbereitet wurden. Die EDV-Projektleitung steuert zudem jeden Monat eine fachlich gegliederte Liste der Neuzugänge im Verbundkatalog bei, die automatisch in HTML-Dokumente konvertiert wird. Die dazu entwickelten kleinen Programme werden mittlerweile auch an der StUB Bern und der BCU Lausanne eingesetzt.

Aber *Web Authoring*, das Produzieren von Hypertextdokumenten für WWW, beschränkt sich nicht auf das blosse Recycling bestehender Information. Das Medium bietet weitaus mehr Möglichkeiten:

- Verweisungen auf Informationen an anderer Stelle wurden als *Link* (Hypertext-Verknüpfung) realisiert, die der Benutzer einfach anklicken kann.
- Der Zugang zu den Online-Diensten der Bibliothek (OPAC, CD-ROM im Netz) wurde mit den jeweiligen Benutzungshilfen zusammengefasst. Die *Web pages* der Bibliothek dienen so als eine Art Schaltzentrale zu den Dienstleistungen der UB.
- Soweit sich das mit vernünftigem Aufwand machen liess, wurden Texte bebildert. Die Erfahrungen im Web zeigen, wie wertvoll ein richtig eingesetztes Bild ist (selbstverständlich setzt die Rücksicht auf die Netzressourcen dem Drang zum Optischen gewisse Grenzen). Im Fall

der UB Basel konnten wir auch auf die Piktogramme zurückgreifen, die für das Informationsleitsystem der Bibliothek erarbeitet wurden.

- Eine minimale Zahl von Wegweisern zu verwandten Organisationen wie zu Bibliotheken in der Regio, in der Schweiz und in Deutschland wurde angelegt. Daraus entstanden auf Anregung der UB Kontakte mit Kollegen und Kolleginnen an Schweizer Bibliotheken und SWITCH, die als *Web moderator* oder *Web librarian* tätig sind. Über die Zusammenarbeit wird laufend berichtet – natürlich im Internet.<sup>7</sup>

Natürlich hat das Medium auch Rückwirkungen darauf, wie Texte produziert werden. Zu den Annehmlichkeiten eines gut verfassten Hypertexts gehört es, die gewünschte Informationstiefe je nach Bedarf auswählen zu können: knappste Stichworte, Kurzbeschreibung, ausführliche Dokumentation. Und wie der OPAC gnadenlos Katalogisierungsfehler sichtbar macht, so zeigt das Web ebenso erbarmungslos Inkonsistenzen und Inkonsequenzen in der Präsentation seiner Daten.

Wir stiessen auch auf Grenzen des derzeit Machbaren: Gewisse Dinge sollte man nicht unternehmen, ohne selbst über einen leistungsfähigen Internetanschluss zu verfügen, z.B. Links auf viele externe Rechner anlegen, deren Aktualität und Erreichbarkeit periodisch geprüft werden sollte.

Ebenso haben Benutzer erst eingeschränkte Möglichkeiten, ihrer Bibliothek Feedback zu geben. Immerhin können sie auf der *Homepage* der UB die Seite 'Kontakte' anwählen und dann mit einem Mausclick eine UB-Mitarbeiterin per E-mail erreichen. Ein höherer Grad der Benutzerinteraktion setzt technisch Eingriffe auf Seite des Servers voraus, namentlich die Programmierung und Installation von Common Gateway Interfaces. Damit würde aber z.B. folgendes möglich:

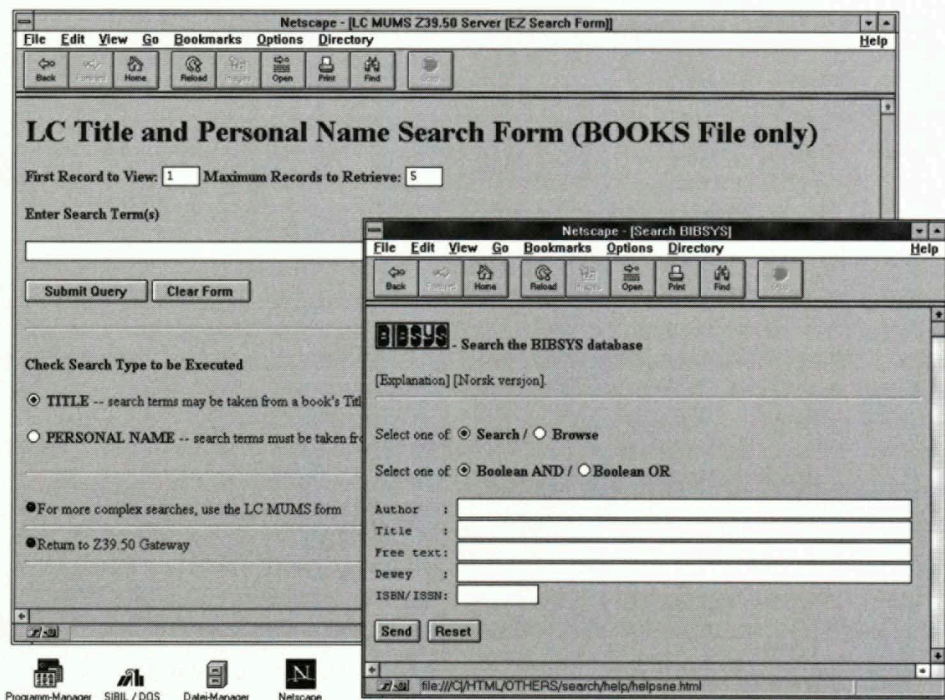
- Eine Mailbox für Anregungen an die Bibliothek.
- Ein öffentliches elektronisches Anschlagbrett oder ein elektronisches Gästebuch für Bibliotheksbenutzer.
- Formulare für Anschaffungsvorschläge, die (basierend auf dem Fachcode) automatisch der entsprechenden Fachvertreterin als E-mail zugestellt werden.

Nicht zu vergessen, dass das WWW auch neue Erschliessungsformen erlaubt, mit der die verborgenen Schätze der UB gehoben werden könnten: Ich denke an eine bibliothekarische Diplomarbeit, welche unsere Exlibris- oder die Kartensammlung vorstellt, oder an das Erarbeiten einer 'virtuellen Ausstellung'.

Einer der attraktivsten Dienste, welche eine Bibliothek im Web anbieten kann, ist natürlich eine Schnittstelle zum eigenen Katalog.<sup>8</sup> Deren Entwicklung ist freilich recht aufwendig. Wenn der Katalog nicht bereits über eine Schnittstelle zu normierten Datenbankabfragen (wie WAIS/Z395.50<sup>9</sup>) verfügt, müssen ganze Benutzerdialoge in HTML nachgebildet werden. Angesichts der begrenzten Lebensdauer des Katalogsystems der UB Basel und der ebenso begrenzten Mittel für EDV-Entwicklung ist deshalb kaum damit zu rechnen, dass unser SIBIL-OPAC je im Web-Gewand – *SIBIL à la w cube*<sup>10</sup> – daherkommt.

Der grösste Nutzen eines Web-Interfaces für den Bibliothekskatalog liegt darin, dass dieser endlich den *look and feel* heutiger Computerprogramme erhält: Der OPAC

präsentiert sich der Benutzerin wie ein Anwendungsprogramm im Stil ihrer gewohnten Computerplattform und lässt sich auch so bedienen. Auf einem Windows-PC sieht er aus wie ein Windows-Programm, auf dem Mac wie ein Mac-Programm, auf einem graphischen UNIX-Terminal wie ein X-Windows-Programm – ohne dass sich der Entwickler auf der Bibliotheksseite um diese Details zu kümmern braucht. Die Umsetzung geschieht allein auf Seite der Client-Software beim Benutzer.



*Zwei Beispiele dafür, wie ein OPAC im World Wide Web präsentiert werden kann: Bibsys (der norwegische Gesamtkatalog) und – im Hintergrund – ein Suchformular der Library of Congress. Suchformulare werden häufig in verschiedenen Versionen angeboten, je nach Bedürfnis der Benutzer.*

### Information vermitteln

Die Diskussion um die Rolle der Bibliotheken angesichts der neuen Informationstechnologien konzentrierte sich auf das Thema der Vermittlung extern produzierter Information. Zu recht erwartet man von der Bibliothek, dass sie diese Dienste dem Endbenutzer zugänglich macht.

Dabei sind, wie ich meine, traditionelle bibliothekarische Techniken und Erfahrungen auch auf das World Wide Web anwendbar: Erschliessung, Bestandaufbau und Benutzerschulung.

*Erschliessen.* Online-Recherchen in Datenbanken (ob lokal oder bei fremden Hosts) gehören schon lange zum Angebot der Universitätsbibliotheken. Die Webtechnologie hat nun den Zugang zu diesen Informationen sehr viel komfortabler gemacht. Informationsanbieter mit einem gut aufbereiteten Angebot an Datenbanken oder elektronisch publizierten Zeitschriften wenden sich direkt an den Endbenutzer und drohen, Bibliothek wie Buchhandel zu umgehen.

Aber gerade das explosionsartige *Wachstum* des Informationsangebots zeigt, dass darin viel eher eine Chance als eine Gefahr für die Bibliotheken liegt. Mehr denn je wird ihr Know how gebraucht, um sich in diesem Informationsdschungel zurechtzufinden – und das Erschliessen von Information gehört ja, neben dem Archivieren, zu den Kernaufgaben der Bibliothek.

So ist auch das ambitionierteste Projekt in diesem Bereich zu verstehen: *NetFirst* von OCLC<sup>11</sup>, dem weltweit grössten Bibliotheksverbund:

*"Libraries and OCLC share a critical responsibility in preserving and extending the value of librarianship and in helping to tame problems of information description, discovery, and access experienced by Internet users."*

Martin Dillon, project director *Building a Catalog of Internet Resources*, OCLC<sup>12</sup>

Mit *NetFirst* versuchen Bibliotheken in einer gemeinsamen Anstrengung, das "autoritative Verzeichnis der Internet Ressourcen" zu schaffen, nach ergänzten AARC-Regeln und in einem Datenformat, das den *Link* zu den katalogisierten Daten, d.h. den *direkten Zugriff zum Originaldokument*, enthält.

Das OCLC-Projekt tritt in Konkurrenz zu anderen Strategien der Erschliessung, die mehrheitlich ausserhalb der Bibliotheken entstanden sind: Einige der meistbenutzten Kataloge verlassen sich (ähnlich wie ein Buchhandelskatalog) darauf, dass die Datenanbieter ihre Dienstleistungen anmelden.<sup>13</sup> Andere beschränken sich auf die Annoncierung von Neuerscheinungen.<sup>14</sup> Ganz aus der Internettradition erwachsen ist das Projekt der *WWW Virtual Library*, initiiert von CERN (jetzt World Wide Web Consortium), das eine kooperative Erschliessung von Internet-Ressourcen versucht<sup>15</sup>; die deutschsprachigen Datenquellen innerhalb dieses Projekts werden von der Uni Karlsruhe aus gewartet.<sup>16</sup>

Wie im Zeitraffer sieht man dabei ein paar Jahrhunderte Bibliotheksgeschichte vor sich vorüberziehen: vom ersten "wilden" Katalogisieren bis hin zu zögernden Versuchen mit LCC (Library of Congress Classification) oder UDC (Universale Dezimalklassifikation). Vorherrschend ist freilich immer noch der üppigste Barock, wie ihn ein Jorge Luis Borges nicht schöner erfinden könnte. Als Beleg diene ein Auszug aus der Fachgebetsliste von *The Whole Internet Catalog*:

*Agriculture – Alternative Medicine – Anthropology – Archaeology – Architecture – Art Exhibits – Artificial Intelligence – Arts & Entertainment – Astronautics – Astronomy – Aviation & Aeronautics – Biology – Black & African Studies – Browsers – Business – Business News – Career & Employment – Chat – Chemistry – Classics – Comics – Community Networks – Computers – Cooking – Cool Hotlists –*

*Crafts – Crime & Criminal Justice – Daily Diversions – Destinations –  
Dictionaries (Computing) – Dictionaries & Reference Guides –  
Digital Images – Disability [...] <sup>17</sup>*

Sämtliche Erschliessungsformen leiden am selben Grundübel: Der Standort der Ressourcen ändert rasch, Daten verschwinden, werden doublert, existieren einmal in einer aktuellen, ein andermal in einer veralteten Version. Dem versucht man entgegenzuwirken durch verschiedene Methoden, die katalogisierten Links automatisch zu verifizieren. Schliesslich gibt es die verschiedensten Experimente mit der automatischen Indexierung. Techniken wie WAIS/Z39.50 mit ihrer gewichteten, kontextsensitiven Indexierung und einer fehlertoleranten Abfrage kommen dabei zu erstaunlich guten Resultaten.<sup>18</sup>

*Bestandesaufbau.* In der Diskussion unter Beteiligten<sup>19</sup> wird zu Recht darauf hingewiesen, dass die klassische Funktion der Bibliotheken keineswegs im Bibliographieren sämtlicher Internetressourcen liege. Vielmehr müsse aus diesem Material ein eigener Bestand sorgfältig ausgewählt und den eigenen Benutzern angeboten werden. Besonders amerikanische und britische Hochschulbibliotheken haben dies in einem aner kennenswerten Mass geleistet und stellen ihren Benutzern eine kleine, aber feine *elektronische Handbibliothek* zur Verfügung.<sup>20</sup>

Ich bin überzeugt, dass sich das mit einem kleinen Projektteam auch an einer schweizerischen Hochschule realisieren liesse. Fachreferenten, EDV- und Informationsabteilung werden diese Entwicklung im Auge behalten und sich in die neue Rolle finden müssen, dass sie auch als Ansprechpartner für die Nutzung des Internets herangezogen werden.

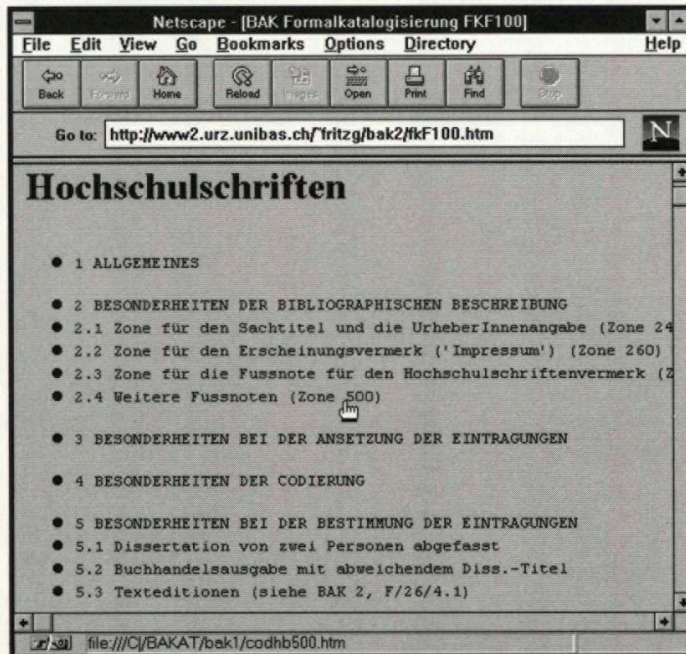
*Benutzerschulung.* Das Bedürfnis, Information über World Wide Web und Internet zu erhalten, ist gewaltig, wie z.B. die Hitliste der meistverlangten Buchtitel der UB Basel zeigt. Auch hier sind die Bibliotheken gefordert, zusammen mit den universitären Rechenzentren, mit denen sie in Zukunft als Dienstleistungszentren im Informationsbereich noch enger kooperieren müssen. Permanente interne Weiterbildung ist dafür unverzichtbar.

### Information organisieren

Noch wenig beachtet wurde die Möglichkeit, das Web für das innerbetriebliche Informationsmanagement einer Bibliothek zu nutzen, also für alle Fragen der Beschaffung, Archivierung, Erschliessung von Dokumenten und Informationen aller Art. Ich bin überzeugt, dass sich die WWW-Technologie für diese Zwecke hervorragend eignet, sofern eine minimale technische und organisatorische Infrastruktur vorhanden ist. Das verschiedenste Material bietet sich für eine derartige Aufbereitung an:

- Regelwerke, Schulungsmaterialien, Publikationen des Verbunds, deren Nachführung und Verteilung in konventioneller Form mit einem hohen bürokratischen Aufwand verbunden sind.

- Dokumentensammlungen, die, einmal erstellt, dann jahrelang ungenutzt vor sich hin gammeln – nicht weil sie nicht benötigt würden, sondern weil das Wissen um ihre Existenz verloren geht.<sup>21</sup>
- Und schliesslich gibt es noch jene Sorte von Informationen, die, wie wir beschwören könnten, doch noch vor einer Woche im grünen Ordner unten bei der Infotheke stand (oder war es der rote?). Und jene Information, von der Kollege X. bestimmt weiss, wo sie zu finden ist – bloss ist er jetzt gerade in den Ferien.



*Eine Beispielseite aus der 'Basler Anleitung zum Katalogisieren' (BAK) als Hypertext-Dokument im Web: eine Arbeit von Gerald Fritz, WWZ-Bibliothek Basel.*

So ist durchaus vorstellbar, dass in jeder Betriebsabteilung der Bibliothek eine Person dafür verantwortlich ist, die interne Dokumentation auf dem Web-Server zu pflegen und zu aktualisieren. Die technische Betreuung, die Organisation der Zugriffsrechte und des Dateisystems, allenfalls die Führung eines zentralen automatischen Indexes, wäre Aufgabe der EDV-Abteilung. Dabei sollte sich jeder Mitarbeiter an die Regel halten, dass die HTML-Version eines Dokuments die *primäre* Version ist, d.h. immer die aktuellste Information enthält. Andere Versionen (z.B. Druckvorlagen) können bei Bedarf aus der HTML-Version hergestellt werden.

Die wichtigste Voraussetzung einer gut organisierten innerbetrieblichen Information ist aber sicher die *Bewusstseinsbildung*, die das eigene Informationsverhalten gegen-

über Mitarbeitern in Bibliothek und Verbund und gegenüber unseren Kunden kritisch reflektiert.

Dabei unterschätze man nie das Informationsbedürfnis anderer: Was mich interessiert, kann auch meine Kollegin interessieren. Und was meine Kollegen interessiert, kann auch meine Benutzer interessieren. Das World Wide Web ist der lebende Beweis für diese These: Einige der nützlichsten Webdokumente haben sich aus kleinen, privaten Bookmark-Files entwickelt.

Information muss auch gepflegt werden, muss erschlossen, archiviert, aktualisiert oder gelöscht werden. Das bleibt eine aufwendige Arbeit, aber technische Hilfsmittel können einem dabei helfen.<sup>22</sup> Die Technologien des World Wide Web haben sich bei der Bewältigung dieser Aufgaben bewährt; sie sollten zum bibliothekarischen Handwerkzeug gehören.

## Anmerkungen

- 1 Hypertext Markup Language (HTML). Die Zusammenstellung der geltenden und kommenden Normen findet sich bei <http://www.w3.org/hypertext/WWW/MarkUp/>.
- 2 Hypertext Transfer Protocol (HTTP). Siehe: <http://www.w3.org/hypertext/WWW/Protocols/>
- 3 Universal Resource Locators (URL). Siehe: <http://www.w3.org/hypertext/WWW/Addressing/>
- 4 Common Gateway Interface (CGI). Spezifikation in: <http://hoo.hoo.ncsa.uiuc.edu/cgi/interface.html>
- 5 Johan C. de Vries and Leo D. Minnigh: *Information specialists in the future academic library: flexible tightrope walkers*. – In: *Information Superhighway: the role of librarians, information scientists and intermediaries: 17th International Essen Symposium...*/ed. by Ahmed H. Helal, Joachim Weiss. – Essen : Universitätsbibliothek, 1995 (Publications of Essen University Library; 18) pp. 13–26.
- 6 CWIS = Campus Wide Information System. – Die Web-Seiten der UB sind erreichbar über die Universität Basel <http://www.unibas.ch>.
- 7 In der Mailliste SWISS-LIB@switch.ch.
- 8 Gesammelte Beispiele bei: Hunter Monroe: *Library Catalogs with Web Interfaces*, <http://www.lib.ncsu.edu/staff/morgan/alcuin/wwwed-catalogs.html> und Prentiss Riddle: *WWW-to-Z39.50 Gateways*, <http://is.rice.edu/~riddle/webZ39.50.html>

- 9 Siehe: *WAIS Network Publishing using Z39.50*,  
<<http://www.wais.com/z3950.html>>
- 10 'W cube' (sprich: double-v-cube) oder 'W hoch drei' nennt sich das WWW im Französischen.
- 11 Online Computer Library Center Inc., Dublin, Ohio. Erste Resultate werden bei Erscheinen dieses Artikels zugänglich sein auf <<http://www.oclc.org/oclc/netfirst.htm>>. – OCLC Newsletter, Nr. 215, May / June 1995.
- 12 Press release OCLC, <URL:<http://www.oclc.org/oclc/press/late/950303a.htm>>
- 13 Durch seine Verbindung mit der Netscape Communications Corp. ist der 'Yahoo' von David Filo und Jerry Yang wohl der bekannteste Katalog für Laien <<http://www.yahoo.com>>
- 14 So die Entwickler von Mosaic, das National Center for Supercomputing Applications (NCSA), University of Illinois, Urbana-Champaign: <<http://www.ncsa.uiuc.edu/SDG/Software/Mosaic/Docs/whats-new.html>> oder die Newsgroup <[news:comp.infosystems.www.announce](mailto:news:comp.infosystems.www.announce)>
- 15 WWW Virtual Library: <<http://www.w3.org/hypertext/DataSources/bySubject/Overview.html>>
- 16 Deutsche Datenquellen <<http://www.rz.uni-karlsruhe.de/Outerspace/VirtualLibrary/index.de.html>>
- 17 Aus: *The Whole Internet Catalog* im Global Network Navigator von O'Reilly & Associates Inc.:  
<<http://nearnet.gnn.com/gnn/wic/index.html>>
- 18 Einen guten Einstieg in dieses Gebiet erhält man bei SWITCH: WWW Search Engines, <[http://www.switch.ch/cat/search\\_engines.html](http://www.switch.ch/cat/search_engines.html)>
- 19 Am ausführlichsten in der Mailliste [WEB4LIB@library.berkeley.edu](mailto:WEB4LIB@library.berkeley.edu).
- 20 Ein hübsches Beispiel ist das *Virtual Reference Desk* der Libraries of Purdue University, La Fayette, Indiana: <<http://thorplus.lib.purdue.edu/reference/index.html>>
- 21 Spekulationen zu Inhalt und Verbleib des legendären Fachreferentenordners der UB Basel bitte an <[vonarx1@ubaclu.unibas.ch](mailto:vonarx1@ubaclu.unibas.ch)>
- 22 Eine gute Garantie für die Korrektheit und Aktualität eines Dokuments im Web ist die anklickbare E-mail-Adresse seines Verfassers, die dazu einladen soll, Feedback zu geben und Änderungswünsche, bemerkte Fehler oder Fragen mitzuteilen.

Les bibliothèques scientifiques et universitaires  
de Genève:

leur évolution de 1980 à 1995

Gabrielle von Roten / Alain Jacquesson

### Les bibliothèques genevoises avant 1980

Genève est une des villes de Suisse qui, à l'aube du XXI<sup>e</sup> siècle, dispose d'un tissu extrêmement dense de bibliothèques de tous genres. Que ce soit dans le domaine de la lecture publique, des bibliothèques scolaires, de la conservation, des bibliothèques scientifiques ou internationales, c'est au total près de cinq millions de volumes, conservés dans plus de 200 bibliothèques, qui sont à la disposition du public d'une agglomération d'un peu plus de 400'000 habitants. Pour certains, le nombre de bibliothèques est beaucoup trop élevé et révèle une certaine anarchie propre à Genève. Pourtant que de bouleversements ont eu lieu ces vingt dernières années dans la ville du bout du Léman.

On admet généralement que les statistiques fédérales reflètent l'image du domaine examiné. Ainsi, jusqu'en 1980, seule la Bibliothèque publique et universitaire (BPU) est largement connue de la communauté scientifique suisse. Il s'agit d'une bibliothèque de conservation, fondée par Jean Calvin en 1562, comptant en 1980 plus de 1,6 million de volumes. A cette époque, cette taille correspond environ à celle de la Bibliothèque de l'Ecole polytechnique fédérale de Zurich (1,75 million de volumes) ou de la Zentralbibliothek de Zurich (1,78 million). La Bibliothèque universitaire de Bâle comptait déjà 2,28 millions de volumes.

Mais le prêt interbibliothèques suisse connaissait quelques autres bibliothèques genevoises telles que la Bibliothèque d'art et d'archéologie ou les bibliothèques des organisations internationales (ONU, OMS, BIT, CERN, OMPI, etc); ces dernières avaient par ailleurs obtenu un statut particulier au sein du règlement du prêt interbibliothèques. Quelques bibliothèques dépendant directement de l'Université étaient également connues et participaient activement au fonctionnement du catalogue collectif, notamment la Bibliothèque de la Faculté de médecine, qui elle-même côtoyait la Bibliothèque de l'Ecole de médecine !

La Bibliothèque publique et universitaire assurait donc les tâches de conservation et de constitution des collections scientifiques genevoises : en effet, par les curieux hasards de l'histoire genevoise, la Constitution cantonale du 24 mai 1847 avait attribué d'une part les tâches liées à la culture (bibliothèques, musées, etc.) à la municipalité de Genève et d'autre part l'éducation au Canton. Cette répartition ne manquera pas au cours des cent cinquante années suivantes de créer certaines difficultés de fonctionnement que l'on connaît encore aujourd'hui.

Bien peu d'utilisateurs des bibliothèques genevoises connaissaient les organismes de rattachement des différentes entités scientifiques qu'ils utilisaient: municipalité, Etat, Université, un flou général régnait quant à l'organisation sous-jacente des différentes institutions. Certaines bibliothèques municipales, au sens propre du terme – c'est-à-dire dépendant de la Ville de Genève – assuraient des tâches essentielles pour les étu-

dants, les enseignants et les chercheurs de l'Université. Les autorités universitaires se doutaient notamment que la situation n'était pas aussi simple que les répertoires et les statistiques voulaient bien le montrer.

### L'organisation des bibliothèques de l'Université de Genève

L'Université disposait d'une 'Commission de coordination des bibliothèques universitaires' présidée en 1971 par le doyen Bernard Gagnebin. Cette commission a accepté, sur proposition du Rectorat, de désigner un expert pour étudier la situation de l'ensemble des bibliothèques de faculté. Le mandat portait notamment sur les points suivants :

- utilisation des crédits
- rationalisation du personnel et formation des bibliothécaires
- adaptation aux besoins des enseignants et des étudiants
- uniformisation des catalogues et établissement d'un catalogue collectif genevois
- mise sur ordinateur des catalogues
- rapport entre les bibliothèques scientifiques de l'Etat et de la Ville
- libre accès à une grande partie des collections
- création d'un poste de coordinateur des bibliothèques de l'Université

L'objectif général du mandat visait à établir un système coopératif et rationnel notamment par l'introduction de l'informatique et des restructurations administratives. Le mandat fut confié au professeur Eugène Egger, qui devait notamment s'appuyer sur le groupe des bibliothécaires de l'Université. A cette époque, Monsieur Egger était Directeur du Centre suisse de documentation en matière d'enseignement et d'éducation (CESDOC) et assurait un enseignement universitaire dans le domaine des sciences de l'éducation.

Une enquête, réalisée pour la première fois à l'Université de Genève, récoltait de très nombreuses données sur les collections (y compris périodiques), les budgets, le personnel des bibliothèques (formation, origine des diplômés, etc.), les outils bibliographiques (catalogues alphabétiques, matières, classification, etc.), les surfaces et espaces de stockage. De plus, les relations particulières de chaque bibliothèque avec la BPU étaient décrites : fiches envoyées, livres déposés, prêts, utilisation des outils bibliographiques, etc.

Les principales propositions du 'Rapport Egger' déposées devant le Rectorat en avril 1973 peuvent être résumées comme suit :

- considérer toutes les bibliothèques comme faisant partie d'un ensemble
- créer des bibliothèques de faculté ou de section assez grandes et ouvertes aux étudiants et chercheurs des autres disciplines, afin d'éviter les doubles acquisitions
- organiser une politique de conservation et d'emmagasiner (création de silos à livres, élimination des doubles, mise sur microfilms des collections trop ou trop peu utilisées, etc.)

- augmenter la contribution de l'Etat à la BPU, vu son emplacement et son rôle,
- développer un catalogue central uniformisé (alphabétique et matières); ce point est considéré comme d'une importance capitale; finalement, le Professeur Egger proposait "de pousser cet avantage au maximum [en essayant] de mettre ces informations sur ordinateur ... avec tout ce que cela représente comme possibilités et comme dépenses".

En ce qui concerne le personnel, l'expert proposait de revoir la distribution hiérarchique du personnel (scientifique, technique, auxiliaire) en disposant notamment d'un nombre suffisant de bibliothécaires diplômés: à l'époque l'Université comptait 29 bibliothécaires diplômés et 35 sans diplôme (taux d'activité très variable). Le personnel qualifié devait alors constituer la colonne vertébrale de chaque bibliothèque tant sur le plan technique que relationnel.

Dans le cadre de l'élaboration du Plan quadriennal de l'Université de Genève portant sur les années 1977-1980, la Commission de développement de l'Université confiait un nouveau mandat à un collaborateur scientifique, Monsieur Mieczyslaw Falkowski en vue d'un examen approfondi des besoins visant à pallier le sous-investissement constaté des bibliothèques universitaires. Au terme de son étude en avril 1977, Monsieur Falkowski décrivait la situation de la façon suivante :

- grande disparité des modes de fonctionnement des bibliothèques, débouchant sur des modèles différents, vu la grande indépendance dont jouissaient les facultés et écoles dans leur gestion: inexistence de règles communes pour le traitement documentaire et les services (acquisitions, catalogage, classification, prêt, horaires d'ouverture, etc.)
- fragmentation des collections
- manque de normes qualitatives et quantitatives de développement (par exemple: ratios de livres par étudiant, crédits d'acquisitions, locaux, etc.).

Le rapport Falkowski proposait un plan de développement par étapes. Dans un premier, il fallait répondre aux besoins urgents des bibliothèques pour donner satisfaction aux étudiants et aux enseignants dans leurs activités d'études et d'enseignement; cela s'est concrétisé par une augmentation sensible des crédits d'acquisitions des différentes bibliothèques. Ce rapport mettait également en évidence un sous-équipement notoire en matière de locaux. La seconde étape visait à moderniser l'infrastructure des bibliothèques universitaires. Il s'agissait de mettre sur pied une meilleure coordination dans le domaine des catalogues, des fichiers, des outils bibliographiques, visant à mieux développer les collections. Il s'agissait également de regrouper certaines bibliothèques (lettres, droit, SES, médecine) et de mettre au point des moyens de coordination en Faculté des sciences. La troisième étape portait sur les travaux d'automatisation proprement dits; ce dernier projet envisageait l'adhésion éventuelle de la BPU au processus d'informatisation. Monsieur Falkowski relevait en outre que ce processus d'automatisation pourrait jouer un rôle de dénominateur commun entre les bibliothèques. Pour mener à bien ce dernier projet, le rapport proposait, pour la première fois (avril 1977), la création d'un *service de coordination des*

*bibliothèques* universitaires rattaché à la Commission des bibliothèques, cette dernière étant de plus responsable de la conceptualisation de cette entreprise.

La Commission des bibliothèques confie alors à une bibliothécaire la réalisation du premier 'Répertoire des bibliothèques et centres de documentation de l'Université de Genève'. Dans sa préface, le vice-recteur Jean-Marc Chappuis qualifie cette réalisation de première étape d'une coordination plus complète. C'est à cette occasion que le vice-recteur notait, non sans ironie, que l'Université disposait de cent-trente bibliothèques. On trouvait alors, par exemple, deux bibliothèques touchant au même domaine de médecine spécialisée, situées de part et d'autre d'un même couloir! Ce répertoire allait être largement diffusé, tant dans les milieux académiques que chez les étudiants. Il devenait en outre un outil documentaire de première valeur, offrant désormais un réel accès aux bibliothèques et à leurs fonds. Une première étape importante était ainsi réalisée à Genève.

La vision analytique et prospective du vice-recteur Chappuis était remarquable. Il n'allait pas s'arrêter là et conduisait les travaux de la Commission des bibliothèques avec allant. Sur cette base, il menait de façon pragmatique une étude sur l'informatisation. Deux experts de grand renom siégeaient au sein de la Commission: George K. Thompson, directeur de la bibliothèque du BIT à Genève et créateur du système documentaire informatisé ISIS, ainsi que Jean-Pierre Clavel, directeur de la Bibliothèque cantonale et universitaire de Lausanne et initiateur du système SIBIL. Au terme de visites et d'études, la Commission prend en 1981 la décision d'utiliser le système SIBIL. Mais l'originalité de sa démarche est sa décision de constituer une base de données commune avec Lausanne. Dans son rapport dense et concis intitulé 'L'avenir des bibliothèques scientifiques genevoises: propositions pour une politique du futur', le vice-recteur propose donc l'adoption par Genève du système créé par ses voisins vaudois. Dans ce cadre, l'Université se propose d'informatiser non seulement les bibliothèques de faculté, mais aussi toutes les bibliothèques scientifiques de la Ville, de la BPU à la bibliothèque du Jardin et conservatoire botaniques. L'outil informatique commun allait être imposé aux différentes bibliothèques, alors que la répartition physique de celles-ci dans les facultés et différents bâtiments était maintenue. Une réflexion approfondie allait être menée lors de chaque nouveau bâtiment en vue de regrouper certaines collections. De plus l'informatique permettra de rétablir le catalogue collectif genevois, à l'époque partiellement et progressivement abandonné par la BPU.

#### 1981: on mesure la taille de l'iceberg

Une des premières tâches du nouveau Service de coordination des bibliothèques de l'Université de Genève – SEBIB – fut de récolter les données quantitatives détaillées sur les cent seize bibliothèques qui venaient d'être répertoriées. Le modèle adopté fut la structure des statistiques fédérales portant sur les bibliothèques suisses. Ces rubriques correspondent aux normes de l'UNESCO. Au terme d'un très long travail, portant sur quelques mois, l'Université de Genève mesurait ses propres ressources documentaires et les moyens qu'elle y consacrait.

C'est ainsi qu'en 1982, la masse totale, toutes facultés et départements confondus, des bibliothèques de l'Université correspondait aux données suivantes:

— dépenses d'acquisitions	Fr. 2'137'000	(monographies et périodiques)
— accroissement	13'130	(titres)
— collections	785'305	(volumes)
— personnel des bibliothèques	106	(postes)
dont	70	(bibliothécaires diplômés)

Par ailleurs, ce premier recensement faisait également état de plus de 120'000 micro-formes, de très nombreux documents audiovisuels, de manuscrits, etc.

A l'occasion de la publication des statistiques suisses portant sur 1982, on mesura pour la première fois l'importance des bibliothèques facultaires genevoises par rapport aux autres bibliothèques suisses. En ce qui concerne les services, l'Université de Genève se signalait comme étant la plus grande emprunteuse de Suisse (16'000 demandes), alors qu'elle n'apparaissait qu'en cinquième position dans les demandes extérieures. Quant aux dépenses d'acquisitions, l'Université se trouvait être en deuxième position après la bibliothèque de l'Ecole polytechnique de Zurich, juste avant la Zentralbibliothek de Zurich.

Aucune comparaison ne peut être faite avec les autres sites universitaires helvétiques. En effet, certains cantons n'établissent pas ce type de statistiques, alors que d'autres, tel Fribourg, intègrent ces données à celles de sa bibliothèque cantonale. Les statistiques universitaires genevoises devaient naturellement être interprétées avec nuance, surtout en ce qui concerne les crédits d'acquisitions : de nombreux doubles, parfaitement légitimes, étaient intégrés à ces données – les revues 'Science', 'Nature', par exemple se trouvaient en nombreux exemplaires à l'Université. D'autres abonnements, beaucoup plus contestables, car très spécialisés et coûteux, se trouvaient également dans plusieurs départements.

Cependant, grâce à ces statistiques, l'Université prend connaissance de ses ressources documentaires et mesure ainsi l'ampleur des tâches à informatiser.

Les réalisations de la Commission de coordination des bibliothèques de l'Université

Bénéficiant d'une conjoncture économique favorable, la Commission des bibliothèques travailla sur plusieurs projets concrets, souvent soulevés par les bibliothécaires et repris par les autorités académiques. Dans les années quatre-vingts, trois projets de très grande ampleur ont pu être étudiés et réalisés:

#### Le Dépôt des bibliothèques universitaires au Quai du Seujet

Toutes les bibliothèques spécialisées sont en libre accès et disposent de peu de place de stockage. A maintes reprises, les bibliothécaires ont fait part de leur désir de disposer d'un magasin collectif fonctionnant comme dépôt central. Cette demande fut satisfaite grâce à l'acquisition en 1982 par le Canton d'une partie d'un bâtiment en construction au Quai du Seujet, à moins d'un kilomètre de l'Université.

Le concept de ce dépôt était inspiré d'expériences américaines et du projet de l'EPFZ au Höggerberg. Le Dépôt des bibliothèques universitaires – DBU – a été mis en service dans le courant de l'hiver 1985/1986. D'une capacité de plus de 33 kilomètres linéaires de rayonnages mobiles, il est destiné à recevoir les monographies et périodiques anciens. Il permet par ailleurs à l'Université d'accepter plusieurs dons de grande valeur, comme par exemple l'ancienne bibliothèque de l'Institut Battelle. Une petite équipe dispose de moyens techniques importants et procède au catalogage informatisé de ces anciens fonds.

Aujourd'hui, il est devenu un centre de prêt important de notre pays.

#### Le Certificat de spécialisation en information documentaire – CESID

C'est également la Commission des bibliothèques qui examina le projet de formation supérieure en bibliothéconomie et documentation. Les besoins d'une telle formation furent cernés par la Commission. Le Rectorat confia un mandat au professeur Rui de Sousa visant à établir un projet concret de formation au sein de l'Université de Genève et financé en partie par les Cantons romands, dans le cadre de la Conférence universitaire romande et en collaboration avec l'Institut d'études sociales de Genève.

En 1987, la première volée commençait ses études à l'Université. Elles allaient durer trois semestres à raison de deux jours par semaine (600 heures de cours au total) et portaient sur les trois domaines principaux d'enseignement :

- i) l'informatique
- ii) la gestion et le droit
- iii) la bibliothéconomie et les sciences de l'information

Cette formation, ouverte aux universitaires et aux bibliothécaires diplômés expérimentés, allait connaître un grand succès : plus de cent dix inscriptions pour vingt cinq places disponibles allaient parvenir au Comité scientifique chargé de la sélection. Depuis lors, ce programme est reconduit tous les deux ans et la durée des études a été portée à quatre semestres.

#### Le projet d'informatisation des bibliothèques scientifiques genevoises

La Commission consacra naturellement de nombreuses séances à examiner plusieurs scénarios visant à informatiser les bibliothèques de l'Université. La présence du directeur de la Bibliothèque publique et universitaire allait permettre de définir un projet commun aux bibliothèques scientifiques genevoises.

#### L'informatisation des bibliothèques scientifiques et universitaires

La Commission recommande, en 1981, aux autorités cantonales et universitaires d'adopter le système SIBIL développé à la Bibliothèque cantonale et universitaire de Lausanne – BCU/L – comme venaient de le faire en Suisse les bibliothèques de Bâle

et de St-Gall. Mais, l'originalité de la démarche genevoise consistait à vouloir constituer une *base de données commune* avec Lausanne, qui mettait alors dans la corbeille de la mariée 350'000 notices bibliographiques. Une convention intercantonale fut élaborée pour lier, tout d'abord les Cantons de Vaud et de Genève (1982). Une autre convention règle les relations entre l'Université, chef de projet, et les bibliothèques scientifiques de la Ville de Genève, ce qui permit de reconstituer le catalogue collectif genevois.

Au sein de l'Université, ce sont les bibliothèques des Facultés des Sciences économiques et sociales, ainsi que de Droit qui furent les premières à démarrer, en bénéficiant de l'aide soutenue des collaborateurs de la BCU/L. Quant aux bibliothèques de la Ville, ce sont le Conservatoire et jardin botaniques (1983) et la BPU (1985) qui furent les premières à bénéficier de l'aide du SEBIB pour leur informatisation.

Les bibliothèques genevoises abandonnaient par là les fiches et leurs catalogues propres pour passer, pour la première fois en Suisse, au travail en ligne et au catalogue partagé. La méthode allait faire école, et bientôt l'Institut suisse de droit comparé - ISDC -, les Cantons de Fribourg, Neuchâtel, Valais et Tessin allaient rejoindre ce qui est devenu le Réseau des bibliothèques romandes et tessinoises: RERO. Ce dernier est aujourd'hui la plus grande base de données bibliographiques francophone avec un capital de plus de deux millions de notices. Suite à ce succès, de nombreuses bibliothèques scientifiques genevoises ont demandé leur rattachement au réseau: bibliothèques du Palais de justice, des Archives d'Etat, de l'IES, etc. La formation des jeunes bibliothécaires passait ainsi obligatoirement par SIBIL!

L'Université adopta également SIBIL pour l'informatisation des fonctions locales, notamment le prêt, l'OPAC et les acquisitions. Ces fonctionnalités furent d'abord introduites pour les bibliothèques nouvellement installées à Uni-Mail en automne 1992. Depuis, l'utilisation a été étendue à d'autres bibliothèques. De plus, le site de Genève est, dès 1993, accessible au monde entier dans le cadre du réseau Internet.

En parallèle à ces aspects spectaculaires, les bibliothèques poursuivaient un travail bibliographique de fond et de grande qualité. La bibliothèque de la Faculté de droit gère la rédaction de la 'Bibliographie de droit suisse', un outil documentaire d'importance nationale, réalisé sur SIBIL. Puis, suivirent la 'Bibliographie Jean Piaget', la 'Bibliographie genevoise' et la 'Bibliographie de la Restauration genevoise', ces deux dernières rédigées et éditées par la BPU.

#### Situation des bibliothèques scientifiques en 1995

En 1995, cinquante-cinq bibliothèques genevoises sont rattachées à RERO et alimentent la base de données commune par leur catalogue courant. En 1994, l'ensemble des bibliothèques genevoises a créé 67'523 notices, soit 41 pour-cent du réseau qui a enregistré au total 164'499 nouvelles références. Les fonds décrits dans SIBIL depuis l'introduction progressive de l'informatique, correspondent à 819'223 volumes physiquement disponibles à Genève, soit presque 20 pour-cent des fonds scientifiques genevois.

En ce qui concerne le *catalogage rétrospectif*, plusieurs bibliothèques de l'Université ont terminé la conversion de leurs périodiques; de plus, certaines ont également re-

pris et terminé la totalité de leurs fonds en libre-accès. Toutes ont élaboré un plan de catalogage rétrospectif. Le Rectorat a souvent apporté une aide financière à ces actions d'investissement. De nombreux projets spécifiques, basés sur une description bibliographique exhaustive, ont également vu le jour: catalogue exhaustif des thèses de la Faculté de droit, bibliographie des brochures de la Restauration genevoise (1813-1846), catalogue de la Médiathèque de l'Université (507 pages). Plusieurs revues genevoises ont été dépouillées: index cumulatif de la revue 'Genava', notamment. La bibliothèque de l'Institut universitaire de hautes études internationales - IUHEI - qui compte plus de 130'000 volumes, a confié à la maison Clavel S.A., comme d'autres bibliothèques, la conversion d'une partie importante de ses fonds. La Bibliothèque publique et universitaire a déposé devant le Conseil municipal une demande budgétaire de deux millions de francs en vue de procéder au catalogage rétrospectif d'une partie de ses fonds, portant sur les années 1800 à 1984.

Toutes les bibliothèques rattachées à RERO utilisent largement et avec grand profit, pour demander et pour fournir le *prêt interbibliothèques*, la messagerie 'Icom' développée pour SIBIL. Cette fonctionnalité a permis de voir exploser les demandes de tous genres et offrir un service précieux aux utilisateurs, même si l'on doit parfois déplorer certains abus.

En ce qui concerne le *prêt informatisé*, plusieurs bibliothèques (SES, ETI, CUEH, FPSE, Architecture) utilisent l'installation SIBIL locale; dix-huit bibliothèques utilisent le module des acquisitions. Plusieurs bibliothèques disposent de solutions personnelles sur micro-ordinateurs (Médecine, CUI, etc.). Enfin quelques bibliothèques emploient le logiciel de bulletinage Microlinx.

Les bibliothèques des *organisations internationales* utilisent pour la plupart des systèmes informatisés propres: Mini-ISIS pour le BIT, Urica pour les Nations Unies et l'OMS, Aleph pour le CERN, etc. Mais, pour l'instant, seul le catalogue de la bibliothèque du CERN est accessible sur Switch/Internet.

### Le futur immédiat

La CUSO - Conférence universitaire de Suisse Occidentale - regroupant les Chefs de Départements d'instruction publique et les Recteurs, a donc pris en 1993 la décision de migrer la base de données romande vers le système américain VTLS - Virginia Tech Library System - d'ici au 31 décembre 1996. Les différentes bibliothèques genevoises de la Ville et de l'Etat ont décidé de suivre l'Université dans cette démarche. Il s'agit là d'un changement de système et de matériel informatique; la philosophie générale de travail en réseau est maintenue. Ce changement doit permettre d'une part de réaliser des économies de frais d'exploitation et d'autre part de développer l'informatisation des fonctions de gestion locale, pour laquelle Genève accuse un certain retard, notamment par rapport aux bibliothèques nord-américaines.

Si l'installation d'un réseau informatique est terminée à l'Université, de gros travaux doivent encore être réalisés dans les bibliothèques de la Ville notamment, qui travaillent encore sur un matériel totalement obsolète. Cependant, les crédits nécessaires à la migration vers la nouvelle architecture et le nouveau système sont disponibles; certains engagements ont déjà été faits.

Les responsables des bibliothèques de l'Université et de la Ville préparent en commun une solution locale utilisant également le système VTLS. Ceci permettra d'informatiser l'essentiel des tâches telles que le bulletinage, la commande en magasins fermés, la gestion budgétaire, les statistiques, le déchargement de bibliographies par les utilisateurs, etc. De plus, ils exploreront des solutions leur permettant de diminuer le coût du catalogage en procédant notamment à un examen approfondi de l'utilisation de sources bibliographiques étrangères, notamment auprès du serveur OCLC, pour la dérivation de notices.

La collaboration des bibliothèques avec les Services informatiques – SEINF – de l'Université permet tout d'abord le rattachement de tous les postes de travail des bibliothécaires au réseau Ethernet, puis la réalisation de projets avancés, tels que la mise sous WWW – World Wide Web – d'informations sur les bibliothèques, voire de catalogues comme celui de la Médiathèque, par exemple.

Les bibliothèques genevoises ont su dans une grande mesure faire face à leurs obligations dans une période budgétairement difficile et technologiquement en bouleversement. Elles ont réagi avec rapidité et efficacité en adaptant leurs procédures de travail.

Mais il est un point qui leur cause les inquiétudes les plus sérieuses: la stabilisation, voire la diminution des crédits d'acquisitions. Cette lente érosion du pouvoir d'achat rend les bibliothèques genevoises, comme tant d'autres, toujours plus dépendantes du prêt interbibliothèques, une activité utile, mais coûteuse et sans valeur ajoutée. De plus, le prêt interbibliothèques reste une institution extrêmement fragile, dépendant du bon vouloir des bibliothèques partenaires qui peuvent en tout temps y apporter les restrictions qu'elles estiment nécessaires. Enfin, cette faiblesse du pouvoir d'achat menace sérieusement la cohérence des collections que nos prédécesseurs ont édifiée avec soin donnant aux bibliothèques genevoises la qualité qu'on leur reconnaît.

Si les rapports d'expert ont souvent pour destin de terminer au plus profond des bibliothèques, il n'est pas inutile parfois d'emprunter et de relire ces papiers jaunis. On peut alors constater avec satisfaction l'ampleur de la réalisation de ces anciens projets.

## Bibliographie

- Egger, Eugen (1973): Etude concernant les bibliothèques de l'Université de Genève: expertise mandatée par l'Université le 13 juillet 1972. Genève: Université de Genève.
- Falkowski, Mieczyslaw (1977): Etude sur les bibliothèques des facultés. Résultats de l'enquête menée auprès de vingt bibliothèques de l'Université de Genève. Rapport de synthèse élaboré par M. Falkowski. Genève: Université de Genève.
- Répertoire des bibliothèques et centres de documentation de l'Université de Genève. Etat au printemps 1981 / Université de Genève, Commission de coordination des bibliothèques. Genève: Université de Genève.
- Chappuis, Jean-Marc (1981): L'avenir des bibliothèques scientifiques genevoises. Propositions pour une politique du futur / Université de Genève, Commission des bibliothèques, réd. par Jean-Marc Chappuis. Genève: Université de Genève. + 1 annexe datée de juin 1981.

Leseanstalt für die Jugend  
Die Gründung der Jugendbibliothek durch die  
Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige  
(GGG) in Basel

Kurt Waldner

Die Jahresberichte der GGG geben Einblicke in die soziale Entwicklung der Stadt Basel. Die darin enthaltenen Berichte der 'Kommittierten zur LeseAnstalt für die Jugend', oder wie sie später heissen, der 'Vorsteher zu der Jugendbibliothek', sind interessante Quellen zur Geschichte des allgemeinen öffentlichen Bibliothekswesens. Dieser Beitrag will die Texte so zusammenstellen, dass ein Bild der ersten 16 Jahre der beinahe 190jährigen Geschichte der 'Allgemeinen Bibliotheken der GGG' entsteht.

#### Gründung der GGG (1777)

Am Ostermontag, den 30. März 1777, findet die Gründungsversammlung der Gesellschaft statt. Isaak Iselin, ihr Initiant, wird der erste Vorsteher.

Isaak Iselin, 1728 geboren, Doktor der Rechte, Philanthrop und Aufklärer, gehört zu jenen Männern, die sich mit ganzer Kraft für die "Verbesserung und die Veredlung des Zustandes der Menschheit" einsetzen. Er besitzt vielseitige Interessen, nimmt mit Begeisterung alles auf, was die aufblühenden Wissenschaften an neuen Erkenntnissen und Erfahrungen gewinnen, und er versucht, diese durch seine Schriften zu verbreiten.

Die junge Institution ist das Gegenteil eines Zopfbürgervereins. Die Gesellschaft eilt der Zeit immer wieder weit voraus, indem sie auf allen Gebieten des kulturellen und sozialen Lebens mutige Pionierarbeit verrichtet. Es liegt daher nahe, dass sie sich schon früh mit der Verbreitung guter Literatur beschäftigt.

#### Lesen um 1800

*Pädagogik und Schulwesen.* Die Aufklärer proklamieren den Menschen als Produkt seiner Erziehung (John Locke) und Jean Jacques Rousseau bezeichnet ihn als von Natur aus gut, lediglich die Kultur habe ihn verdorben. Deshalb muss er durch Erziehung in seinem natürlichen Zustand als Mensch bewahrt werden. Die Pädagogik erkennt die Kindheit als eigenständig und setzt sie vom Erwachsensein ab. Damit wird Erziehung politisch brisant, was unter anderem dazu führt, dass das Schulwesen verstaatlicht wird und neuen Auftrieb erhält. Nach und nach wird die allgemeine Schulpflicht eingeführt. Basel folgt relativ spät. Die Unterrichtsgesetze von 1817 und 1818 unterstellen das bisher von der Kirche getragene städtische Schulwesen dem Erziehungsrat. Neben dem kirchlichen Zweck der Schulbildung kommt eine neue Zielvorstellung dazu: die Vorbildung für den Beruf und zum Staatsbürger. Da der Schulbesuch mangelhaft ist, führt der Rat 1837 den Schulzwang für Kinder vom 6. bis 12. Altersjahr ein.

*Entstehung der Romanliteratur und der bürgerlichen Leserschaft, Zeitschriften.* Durch die Förderung von Industrie und Gewerbe kommt dem Bürgertum immer mehr Macht und Bedeutung zu. Es fordert seinen Teil an den kulturellen Errungenschaften. Ein bürgerlich-literarisches Publikum entsteht.

Als Romangattungen erscheinen im 18. Jahrhundert der Brief- und Familienroman, der volkskundliche Reise- und Abenteuroman sowie der Heimatroman. Der Roman spielt jetzt die grösste Rolle als Literaturgattung, insbesondere als Unterhaltungsliteratur.

Einen anderen Zweig stellen die Zeitschriften dar. Sie begeistern seit der Erscheinung des 'Journal des Savants' (1665 Paris) nach und nach das Bürgertum als Leserpublikum. Es entstehen viele volkstümliche Blätter, die Moralischen Wochenschriften.

*Kinder- und Jugendliteratur.* In der Kinder- und Jugendliteratur vollzieht sich ein tiefgreifender Strukturwandel. Die Produktion des Jugendschrifttums wird zwischen 1750 und 1800 erheblich ausgeweitet. Wie bei der Erwachsenen-Literatur tritt anstelle weniger, immer wieder aufgelegter und gelesener Werke eine unübersehbare Fülle an stets neu auf den Markt geworfener, kurzlebiger Titel. Autoren und Verlage beginnen sich auf Kinder- und Jugendliteratur zu spezialisieren.

*Leserevolution und Buchmarkt.* All diese Faktoren führen dazu, dass man die Zeit zwischen 1750 und 1800 als Epoche der Leserevolution bezeichnen kann. Diese Entwicklungen sind aber ohne einen leistungsfähigen Buchmarkt nicht möglich. Die Buchproduktion nimmt im deutschsprachigen Raum sprunghaft zu. Um 1800 erscheinen jährlich 4'000, um 1830 7'000, ab 1840 etwa 10'000 Neuerscheinungen. Diese Leserevolution spielt sich innerhalb einer schmalen Gesellschaftsschicht ab: Kaum mehr als zehn Prozent der Erwachsenen sind daran beteiligt. Diese Realität wird in zeitgenössischen Schilderungen oft verfälscht, indem von der Lesesucht des Publikums und über die Oberflächlichkeit des Lesens gejammert wird.

Auch in Basel machen weite Kreise grosse Vorbehalte gegenüber der sich stetig verbreitenden 'Lectur', insbesondere die Geistlichkeit. Man bekämpft die Lesewut und verunglimpft das Lesen als Sucht. (Die Argumente und Gegenargumente finden wir heute fast wörtlich im Streit um das Fernsehen.)

Das Lesen wird beispielsweise mit einem Strom verglichen, der alles mit sich fortreisst und die religiösen und moralischen Grundsätze in ihren tiefsten Fundamenten erschüttert.<sup>1</sup> Oder man bezeichnet es als 'Flucht aus der Wirklichkeit'.

Auch die Autoren werden kritisiert: "So lange die meisten Schriftsteller für das grosse Publikum, aus gewinnsüchtigen Absichten, dem vorherrschenden verkehrten Geschmack und der Sinnlichkeit ihrer Leser huldigen" müssen Staat und "wohl denkende Bürger" der "Ausbreitung dieses verheerenden Übels" entgegengetreten.<sup>2</sup>

Zwei Richtungen möchten diesem 'Übel' auf entgegengesetzte Weise auf den Leib rücken. Die eine verteufelt das Lesen und will es verbieten. Die Andere fördert das gute Schrifttum, um durch Aufklärung den Gefahren der Lesesucht zu begegnen. Zur zweiten Gruppe gehören die führenden Köpfe der GGG und die 'Kommittierten zur LeseAnstalt für die Jugend'. Wir können ihnen heute bescheinigen, dass sie damit ihrer Zeit voraus waren.

### Leseanstalt für die Jugend (1807)

30 Jahre nach der Gründung der GGG macht man sich im Schosse des Gesellschaftsvorstandes Gedanken über "Die Seel und Körper verderbende Lektüre, welche unsre Jugend seit einiger Zeit sich zu verschaffen wusste". Diese Lektüre hat "schon manchen für das Wohl seiner Kinder besorgten Vater mit bangen Sorgen" erfüllt, denn "der grössten Wachsamkeit und Strenge ist kaum möglich all diese Lesereyen zu hindern, wenn man nicht den zur Thätigkeit geschaffenen Geist der Jugend entweder zur Langeweile, oder dem rohen Gassenschwärmen Preis geben will."<sup>3</sup>

Um diesen als Übel empfundenen Zuständen abzuhelfen, gründet man die Leseanstalt für die Jugend. Die GGG setzt eine 'Direktion' ein, die zunächst einen Plan für die Gründung einer 'Leseanstalt für die Jugend' entwerfen soll. Dieser Projektbeschrieb ist erhalten in der 'Ankündigung für Aeltern und Kinderfreunde':

"Es ist ein unverkennbarer Vorzug unsrer Zeiten, dass man die Kunst versteht, mit der angenehmen Unterhaltung der Kinder zugleich auch für ihre Belehrung zu sorgen. Schon besitzen wir eine grosse Anzahl von Jugendschriften, welche eben so unterhaltend als belehrend abgefasst sind. Und welcher vernünftige, wohldenkende Vater wird es nicht gerne sehen, wenn seine Kinder Geschmack an einer lehrreichen und angenehmen Lektur finden – und so gleichsam spielend, sich die nützlichsten Kenntnisse auf ihr künftiges Leben erwerben! Wer könnte es je bereuen, schon in seiner Kindheit durch das Lesen guter Bücher, seinen Verstand ausgebildet, sein Herz veredelt zu haben? –

Schade nur, dass viele dieser Beförderungsmittel der nützlichsten Kenntnisse und edelsten Gesinnungen nicht so benützt werden können, wie sie es sonst verdienten! Aber, welcher Vater wäre im Stande, eine hinreichende Anzahl solcher Unterhaltungsschriften anzuschaffen, um seine Kinder in allen ihren Erholungsstunden genug damit beschäftigen zu können! Dazu würde jährlich eine sehr beträchtliche Summe erfordern; – aber wer kann – wer will so viel blos an diesen Theil der Erziehung wenden? So bleiben dann die Arbeiten der besten Schriftsteller für die Jugend unbenützt, und aus Mangel an anderer Unterhaltung muss man seine Kinder Jahr aus Jahr ein zu den lärmenden Gassenbelustigungen ihre Zuflucht nehmen lassen, oder sie einer geist- und herzverderbenden Langweile Preis geben.

Die armen Kleinen! Wie sehr quälen sie sich, um irgend eine Unterhaltung ausfindig zu machen, ohne damit zu Stande zu kommen! Wie oft verfallen sie auf unanständige Vergnügungen, blos weil sie keine bessere wissen! Wie oft würde sie ein gutes Buch von einer schlechten Gesellschaft abhalten!

Die guten Aeltern! Wie verlegen sind sie, wenn sie ihre Kinder in den langen Winterabenden, während den Schulferien und an regnerischen Sonntagen so manche Stunde müssig sehen! Welche Mühe kostet es sie dann, die munteren Kleinen in Stille und Frieden zu erhalten!

Sollte es denn aber nicht möglich seyn, ihnen auch nur mit mässigen Kosten eine unterhaltende und belehrende Lektur zu verschaffen? Dies kann sehr leicht geschehen, sobald eine bedeutende Zahl von Aeltern sich zu diesem nützlichen Zweck vereinigt. Und sollte eine solche Vereinigung in einer so ansehnlichen und bemittelten Stadt, wie Basel, nicht sehr leicht zu Stande kommen können? Wir wissen Beyspiele

von kleinern schweizerischen Städten, in welchen mit der Stadtschule eine solche Anstalt verbunden war. Häufig drängten sich die Schüler zu derselben hin, und lernten nun in ihren Erholungsstunden Manches, was ihnen in älteren Jahren wohl zu Statten kam; – immer fanden sie wenigstens eine unschuldige Erholung.

Es ist um so mehr zu wünschen, dass eine solche Anstalt zu Stande komme; da es dabey nicht blos um die Befriedigung einer löblichen Wissbegierde – nicht blos um eine nothwendige gewordene Unterhaltung der Jugend, – sondern überdies um Abwendung eines sehr gefährlichen Uebels zu thun ist. Das Bedürfnis zu lesen ist nun einmal bey einem grossen Theile unserer Jugend so lebhaft geworden, dass sie aus Mangel an guten Schriften sehr oft, vielleicht ohne es zu wollen, zu schlechten ihre Zuflucht nimmt. Wir wissen es aus dem Munde rechtschaffener hiesiger Schullehrer, dass mehrere Knaben auf gewissen, leicht zu errathenden Wegen sich allerhand abgeschmackte oder schlüpfrige Romane und andere dergleichen Schriften zu verschaffen wissen, womit sie nicht nur ihre Zeit unnütz vertändeln, sondern wie jeder Vernünftige von selbst einsieht, für Geist und Herz einen unermesslichen Schaden sich zuziehen. Es ist also wohl dringendes Bedürfnis, dieser Lese-Lust, welche wir nicht unterdrücken können, wenigstens eine unschädliche Richtung zu geben.

Die Gesellschaft des Guten und Gemeinnützigen hat alle diese Gründe reiflich erwogen. Durchdrungen von ihrer Wichtigkeit, und beides von dem Nutzen und der Nothwendigkeit einer solchen Lese-Anstalt für die Jugend überzeugt, hat sie die Gründung derselben auf ihre Kosten übernommen. Blos für die Fortsetzung derselben werden die jungen Abonnenten durch Geld-Beyträge zu sorgen haben; diese Beyträge aber sind so gering, dass sie mit dem dadurch verschafften Vergnügen und Nutzen beynahe nicht in Betrachtung kommen. –

Aeltern und Kinderfreunde! Ihr werdet gewiss die euch nun angebotenen Vortheile, aus Liebe zu euern Kindern, mit Freuden annehmen, – ihr werdet eilen, unsere reinen, menschenfreundlichen Absichten zu unterstützen. Die Kommission, welche die Ges. des G.u.G., mit der Ausführung dieses nützlichen Werks beauftragt hat, wird dieselbe mit Einsicht und unermüdeter Thätigkeit betreiben. – Fürchtet übrigens nicht, christlichesinnte Aeltern! dass durch dieses Mittel eueren Kindern gefährliche Grundsätze in Ansehung der Religion, möchten beygebracht werden. Die Direction, unter deren Leitung diese Anstalt steht, wird immer aus solchen Männern zusammengesetzt bleiben, welche über jeden Verdacht dieser Art weit erhaben – selbst Freunde und Verehrer des wahren Christenthums sind. Sie werden bey der Auswahl der anzuschaffenden Schriften, zu Verhütung alles Schädlichen, mit Vorsicht zu Werke gehen, und dieselben einer sorgfältigen Prüfung unterwerfen. Wenn zu diesem Ende auch verständige Väter, oder andere einsichtsvolle Personen, sowohl weltlichen als geistlichen Standes, die Lese-Anstalt mit ihrer Gegenwart beehren, und zu Erreichung dieses Endzweckes durch ihre gegründete Erinnerungen mitwirken wollten, so würde sich's die Direction zum Vergnügen rechnen, letztere dankbar zu benützen."

Es folgt nun der "Plan, nach welchem die Anstalt errichtet werden soll, – so wie ihn die Ges. des G.u.G. entworfen, und genehmigt hat". Dies geschieht am 18. Januar 1807. Für die Anschaffung des Buchbestandes leistet die GGG einen einmaligen Beitrag von 800 Franken.

Für die Geschäftsführung ist ein Gremium von sechs Persönlichkeiten und für die Bibliothek ein Team von vier Bibliothekaren verantwortlich (Pfarrer Merian, Professor Lachenal, Kandidat Laroche und Mg. Kraus).

### Zielsetzungen für die Leseanstalt

Die Gründer nennen wissenschaftliche, sittliche und vor allem religiöse Bildung als wichtige Ziele. Theologen üben denn auch lange Zeit einen starken Einfluss in der Direktion aus.

In Natur- und Völkergeschichte sieht man "Beweise für das Dasein Gottes und seine alleswaltende und gütige Vorsehung".<sup>4</sup> Auch wird ins Feld geführt, dass die Bildungsanstalt wichtige Vorarbeit für den Religionsunterricht leistet.

Oder 1813: "Von unendlichem Einfluss ist die jugendliche Lectur ... Ohne gewisse historische, geographische und naturhistorische Kenntnisse müssen ihnen viele Stellen der H. Schrift sonderbar oder wenigstens unbegreiflich Vorkommen. – Z.B. Wie viele Stellen aus der Geschichte der Patriarchen, müssen den im höchsten Grade befremden, der nicht mit der Geschichte der Vorwelt und den Sitten des Morgenlandes bekannt ist!"<sup>5</sup>

Ein weiteres Ziel, das immer wieder genannt wird, ist "der Jugend eine angenehme und zugleich unschädliche Lectur für Erholungs-Stunden verschaffen und durch diess Mittel, das Lesen sittenloser Romane möglichst verhüten".<sup>6</sup>

Doch werden solche Äusserungen wieder relativiert indem 1815 betont wird, "dass unsere Absicht nicht blos dahin gehe: durch Lektüre der Jugend schuldlosen Zeitvertreib zu gewähren, sondern, dass wir dabey zugleich ihre intellektuelle und moralische Bildung beabsichtigen".<sup>7</sup> Durch möglichst sorgfältige Bildung sollen Geist und Herz des jungen Menschen gefördert werden.

1816 wird festgestellt: "Indessen ist Lektur für die Junge und Alte einmal zum Bedürfnisse geworden; man kann wohl dagegen deklamieren, aber damit wird nichts geändert, und unstreitig sind Quellen und Wirkungen dieses Hanges, zumal wenn er nicht in Lesewuth ausartet – nicht so verwerflich, als man sie oft schildert ... Viel- oder Halbwisserey ist dem menschlichen Geiste nicht selten eben so schädlich, als gänzliche Unwissenheit. Allein unsre Anstalt soll und kann ihrer Natur nach kein wissenschaftliches Institut seyn. Sie ist weit entfernt von der stolzen Anmassung: irgend eine öffentliche oder Privat-Schule entbehrllich machen zu wollen; sie überlässt das Lehramt denen, welchen es von Rechtswegen zukömmt, und begnügt sich mit dem unscheinbaren Verdienste: der Jugend in ihren Erholungsstunden Nutzen und Freude zu gewähren".<sup>8</sup>

"Es ist gewiss von grosser Wichtigkeit", schreibt der GGG-Vorstand, "wenn die der Jugend angeborene Wissbegierde, auch ausser dem engen Kreise der Schule, auf eine zweckmässige entwickelnde, bildende und belehrende Weise, befriedigt wird. Und wer könnte es bestreiten, dass unsere Jugendbibliothek dazu vorzüglich geeignet sey..."<sup>9</sup>

## Buchauswahl und Buchanschaffung

Die Leseanstalt beginnt mit einem Bestand von 660 Bänden. Bei der Auswahl ist die Direktion vorsichtig zu Werke gegangen, um den kirchlichen Autoritäten und den Eltern keine Angriffsflächen zu bieten.

In der 'Ankündigung für Aeltern und Kinderfreunde' heisst es:

"4. Bey der Auswahl der Bücher wird vorzüglich darauf gesehen, dass sie der Jugend zugleich Nutzen und Vergnügen gewähren. Man wird daher besonders auf biblische und moralische Erzählungen, unterhaltende Werke aus der Geographie, Welt- und Naturgeschichte, auch auf solche, welche auf die schönen Wissenschaften Bezug haben, wie z.B. Gedichte etc, Rücksicht nehmen. Jedes Buch hingegen worinn gegen Religion oder gute Sitten verstossen wird, bleibt ausgeschlossen.

5. Auf den Wunsch einer bedeutenden Zahl von Abonnenten würde man auch die vorzüglichsten französischen Jugendschriften anschaffen...

7. Man wird ... dafür sorgen, dass selbst erwachsenere junge Leute eine ihrem Alter angemessene, unterhaltende und belehrende Lektür finden, wie z.B. gute Reisebeschreibungen, Lebensbeschreibungen berühmter und edler Menschen u. dgl."

Im ersten Jahresbericht von 1807 werden die angekündigten Anschaffungsgrundsätze bestätigt: "Schlechte, anerkannt sittenverderbende" Bücher wurden zuverlässig keine aufgenommen. "Hingegen dürfen wir versichern, dass wir bereits beynahe alle Jugendschriften von vorzüglichem Werthe besitzen; wir müssten sogar befürchten, der Jugend bald nichts Neues mehr in die Hände geben zu können, wenn nicht dieses Fach noch immer so manch edlen und guten Schriftsteller beschäftigte."<sup>10</sup>

Da auch einige mittelmässige Schriften vorhanden sind, begründet die Direktion dies mit dem Hinweis: "allein auch das Mittelmässige kann ja unterhalten und belehren".<sup>11</sup>

Es wurden nicht ausschliesslich Kinder- und Jugendbücher, "sondern auch andere unterhaltende Werke angeschafft, welche selbst von erwachsenen und gebildeten Personen ... mit Nutzen und Vergnügen gelesen werden".<sup>12</sup>

Bei der Auswahl wird "... nicht bloss auf Quantität sondern auch auf Qualität Rücksicht genommen ...".<sup>13</sup>

1808 setzt man sich "mit einer der ersten Buchhandlungen zu Genf in Verbindung", da von den Benutzerinnen und Benutzern französische Schriften gewünscht werden.<sup>14</sup> "Besonders machten wir es uns zur Pflicht, für die reifere weibliche Jugend zu sorgen, welche, wenn sie aus dem sogenannten Welschlande zurückgekehrt ist, an Lektür gewöhnt, nur gar zu oft zu schalen und sittenverderblichen Romanen ihre Zuflucht nimmt."<sup>15</sup>

1809 wird der Bestand "durch klassische, gehaltvolle Schriften" ergänzt, um ihn "auch für erwachsene und gebildete junge Leute beiderley Geschlechts brauchbar zu machen".<sup>16</sup>

Da trotz Sorgfalt die Kritik nicht ausbleibt, nimmt die Direktion Zuflucht zu immer strengerer Selektion. Sie schreibt: "Ungeachtet wir bey der Auswahl unserer Schrif-

ten mehr als jemals mit gewissenhafter Sorgfalt zu Werke gehen, und jeden Schriftsteller, dessen Geist und Tendenz auch nur etwas verdächtig scheinen, aus unserer Bibliothek ausschliessen, können wir doch unmöglich alles Unschickliche vermeiden. Oft finden sich in den nützlichsten, und im besten Geiste abgefassten Schriften solche Stellen, die man lieber weggelassen sähe. Allein wenn – wie wir getrost behaupten dürfen – dieser Stellen nur sehr wenige sind – wenn die Summe des durch unsere Bibliothek gestifteten Guten unendlich weit überwiegend ist – wenn sie im Ganzen genommen, so viele Hunderte auf Beförderung wahrer Religiosität und Moralität abzweckende Schriften enthält, verdient sie um einzelner unvorsichtiger Aeusserungen willen, das Urtheil der Verdammung? Wie viele Bücher würden wohl übrig bleiben...? Finden sich nicht selbst in den Schriften eines allgemein geschätzten älteren frommen Dichters solche Stellen, welche manchem ängstlichen Konsequenzenmacher ebenfalls gefährlich scheinen könnten!"<sup>17</sup>

Um den Zielsetzungen religiöser Bildung zu entsprechen, wird erwähnt: "aber auch aus religiösen und moralischen Gründen, müssen wir den meisten sogenannten klassischen Schriftstellern entsagen. Bey aller Achtung, die wir für die schönen Geister Deutschlands und Frankreichs haben, dürfen wir uns doch nicht verhehlen, dass viele ihrer Schriften zu wenige Achtung gegen das Christenthum und gute Sitten äussern."<sup>18</sup>

1813 finden wir den Hinweis: "Der kriegerischen Zeiten wegen, ist die Zahl der neu herausgegebenen guten Jugend-Schriften äusserst klein".<sup>19</sup>

"Ogleich wir sonst politische Schriften aus natürlichen Gründen nicht in unsre Jugend-Bibliothek aufnehmen, so konnten wir uns doch nicht enthalten, wenigstens Einiges aus der neuesten politischen Geschichte aufzunehmen. Warum sollte wohl der Jugend die Geschichte der Gegenwart vorenthalten werden! ... Aber auch die vaterländische Geschichte haben wir nicht übersehen, worunter wir jedoch bloss die ältere verstehen; die neueste würde der Jugend wenig Stoff zur Erbauung geben ..."<sup>20</sup>

1816 hält die Direktion nochmals fest: Wir "wiederholen ..., dass wir jedes gegen Religion und Sitten verstossende Buch auf die erste gegründet befundene Anzeige wegschaffen werden. ... Leider ist oft ohnehin alle in dieser Hinsicht auf die Lektur der Jugend verwendete ängstliche Sorgfalt, unnütze, indem diese, die ihr so bedächtlich vorenthaltenen Geheimnisse auf allen Gassen erblickt, und so öfters erst dann davon liest, wenn sie die Sache selbst schon längst durch Sehen und Hören kennen gelernt hat."<sup>21</sup>

1817 entwickelt die Direktion eine neue Sicht: Es scheint ihr angemessen der "Anstalt durch Anschaffung gründlicher wissenschaftlicher Werke einen höhern und vielseitigern Werth zu geben. Vorzüglich verfolgen wir die Idee: unsere Anstalt zu einer Art von Schullehrer-Bibliothek zu erheben, um dem Lehrer und Erzieher die vorzüglichsten Lehrbücher und wissenschaftliche Hülfsmittel an die Hand geben zu können. Werke dieser Art könnten dann manchen unserer erwachsenen Abonnenten zum Selbstunterrichte dienen, was auch jetzt schon zum Theile geschieht. Namentlich sind wir gesinnt, die vorzüglichsten Übersetzungen der griechischen und römischen Geschichtsschreiber nach und nach für Nicht-Studirende anzuschaffen."<sup>22</sup>

## Benutzung

*Direktion/Bibliothekare.* In der 'Ankündigung für Aeltern und Kinderfreunde' werden die Aufgaben der Direktion und der Bibliothekare umschrieben:

- "1. Die oberste Leitung der Lese-Anstalt, die Auswahl eines schicklichen Lokals, der Ankauf der Bücher u.s.w. werden der obgenannten, von der Ges. des G.u.G. zu ernennenden Direction anvertraut ...
3. Unter der Direction stehen zween Bibliothekaren, welche, wenn sie diese Stelle unentgeltlich versehen, gleichfalls Mitglieder derselben sind. Diese Bibliothekaren wohnen der Eröffnung der Lese-Anstalt bey, schreiben die entlehnten und wieder zurückgegebenen Bücher auf, und werden auf Verlangen der Aeltern, den Kinderen zu einer zweckmässigen Auswahl der Bücher behülflich seyn ...
13. Endlich wird jährlich der L. Ges. des G. und G. über die Verwaltung und den Fortgang der Anstalt Bericht erstattet."

Da in den Jahresberichten von 1807 bis 1823 die Finanzlage nur summarisch aufgeführt wird (Einnahmen, Ausgaben, Saldo) können wir keine Aussagen über eventuelle Lohnkosten machen. 1810 finden wir lediglich den Hinweis, dass ein Bibliothekar angestellt und besoldet wird.<sup>23</sup>

## Standort

In der 'Ankündigung für Aeltern und Kinderfreunde' steht in Punkt 2: "Bey der Auswahl des Lokals wird vorzüglich darauf gesehen, dass es in Mitte der Stadt liege".

Bei der Gründung wird die Bibliothek am Münsterplatz 8, im Haus der *Allgemeinen Lese-gesellschaft*, untergebracht.

Die Direktion rapportiert 1809 dem GGG-Vorstand: "Die Verlegung unserer Bibliothek in ein anderes Lokal ist Ihnen bekannt. ... Die Vermehrung der Bücher und die Unmöglichkeit, Raum zu einem zweyten Schranke zu erhalten..." führt dazu dass man die Leseanstalt verlegt.<sup>24</sup> Wohin? Wir wissen es nicht.

1811 schreibt die Direktion: "Noch müssen wir bemerken, dass wir das bisherige Lokal gegen ein geräumigeres bey Herrn Mapper vertauschen mussten".<sup>25</sup> Eine Adresse wird nicht genannt. Im Adressbuch von 1811 finden wir einen "Theophil Mapper, Perruquier, an der Storchengass". – 1849 kehrt die Leseanstalt wieder an den Münsterplatz zurück.

*Präsentation des Buchbestandes und Erschliessung.* In der 'Ankündigung für Aeltern und Kinderfreunde' wird die Aufstellung der Bücher wie folgt beschrieben:

- "6. Damit aber die jungen Leser und Leserinnen desto gewisser die ihrem Alter angemessene Schriften finden, so werden sämmtliche Bücher in folgende 2 Klassen getheilt:

1te Klasse für Kinder vom 8ten bis zum 12ten Jahre. 2te Klasse für Knaben und Mädchen vom 12ten bis zum 16ten Jahre."

Dass dies tatsächlich so ausgeführt wurde, belegt der Hinweis im Jahresbericht von 1807: "... Bücher, welche sich bloss für das KinderAlter – und die, welche sich für das reifere Alter eignen, (sind) ohnehin schon in zwei verschiedene Klassen getheilt..."<sup>26</sup> Die Bücher sind ferner mit einer laufenden Nummer (Numerus currens) versehen. Sie dient als Signatur.

Der älteste noch vorhandene Katalog ist das "Verzeichnis der Jugend-Bibliothek zu Basel" von 1824.<sup>27</sup> Seinem Vorwort können wir folgendes entnehmen: "Der gegenwärtige neue Catalog ... unterscheidet sich von den früheren besonders darin, dass die ehemalige Abtheilung in 2 Classen aufgehoben wurde und hiemit alle Bücher ein Ganzes bilden. Eine vieljährige Erfahrung hat uns belehrt, dass jene frühere Trennung in 2 Classen einerseits ihrem Zwecke nicht entsprach, andererseits ihre eigenthümlichen Nachteile hatte. Da wir es indessen aus mehreren Gründen wünschenswerth fanden, dass die eigentlichen Jugend- oder Kinderschriften von den mehr für Erwachsene geeigneten Schriften leicht unterscheiden werden könnten, so haben wir erstere mit einem † (Kreuz < Anm. des Verf.>) bezeichnet." Da die Signatur im Katalog aus einer Nummer besteht, müssen wir annehmen, dass die Bücher nicht systematisch, sondern nach dem Zugang aufgestellt sind.

Die Bücher sind in einem Schrank untergebracht, der während der Ausleihzeiten für die Leserinnen und Leser zugänglich ist. Es dürfte sich dabei um ein Bücherregal mit etwa 20 bis 25 Tablarern handeln.

Der Bestand wird durch einen gedruckten Katalog erschlossen, der an die Benutzerinnen und Benutzer verkauft wird, ja sie werden nachdrücklich zum Kauf dieser Kataloge aufgefordert. (Diese Praxis wird bis etwa 1950 beibehalten. Erst jetzt folgten nach und nach Zettelkataloge.)

Die bibliographische Erfassung ist sehr rudimentär: Es wird der Autorenname oder das Ordnungswort des Sachtitels (erstes Hauptwort im Nominativ), der Titel, die Bandzahl, Erscheinungsort und -jahr und natürlich die Signatur aufgeführt.

Aus den Jahresberichten können wir folgende Kataloge und Erscheinungsdaten rekonstruieren:

- 1808 erscheint der erste gedruckte Katalog;
- 1810 folgt die erste Fortsetzung zum gedruckten Katalog;
- 1812 Druck eines neuen Kataloges;
- 1815 erscheint die erste Fortsetzung des Kataloges;
- 1818 erscheint die zweite Fortsetzung des Kataloges;
- 1823 Druck eines neuen Kataloges (mitfinanziert durch die GGG).

*Ausleihe, Auskunft und Beratung.* Die Benutzerinnen und Benutzer müssen entweder zu Hause oder in der Bibliothek die gedruckten Kataloge durchsehen und sich die Signaturen der gewünschten Bücher notieren. Sie können die Bücher auch aus dem Schrank nehmen und durchblättern oder sich vom Bibliothekar beraten lassen.

Es ist leider keine Benutzungsordnung aus der frühen Zeit erhalten geblieben. Im 'Verzeichnis der Jugendbibliothek zu Basel' von 1886<sup>28</sup> finden wir 'Reglementarische Bestimmungen für die Jugend-Bibliothek'. Hier wird folgendes festgehalten:

4. Für Bücher, die zur jährlichen Inventur (Oktober) nach erhaltener schriftlicher Anzeige nicht abgeliefert werden, hat der Abonnent eine Mahngebühr von 50 Cts. zu entrichten.
5. Jeder Abonnent wird es sich zur Pflicht machen, zu den entlehnten Büchern, als zu anvertrautem Gute, bestens Sorge zu tragen und auf der Bibliothek die Bücher im allgemeinen Interesse nach ihren Nummern einzustellen.
6. Für beschädigte oder verlorene Bücher verpflichtet sich der Abonnent zum Schadenersatz in Geld, und zwar bei Werken von mehreren Bänden für das ganze Werk.
7. Es darf kein Buch aus der Bibliothek entlehnt oder in dieselbe zurückgegeben werden, ohne dass es dem Bibliothekar vorgewiesen worden ist."

Es ist anzunehmen, dass die Bibliothekare die entliehenen Bücher in einem Ausleihjournal eingetragen haben. Leider ist keines erhalten geblieben.

Die Bibliothekare erwarten, dass sich die Kinder von ihnen geeignete Bücher empfehlen lassen. Ihren Klagen können wir allerdings entnehmen, dass die Wünsche der Kinder sich nicht immer mit ihren Vorstellungen decken. Deshalb heisst es im Jahresbericht von 1807: "Desto mehr aber wäre zu wünschen, dass unsre jüngern Abonnenten nicht nach eigenem Gutdünken auswählen, sondern dabey die anwesenden Bibliothekaren zu Rathe ziehen möchten. Unterlassen sie dies, so ist es ihre eigne Schuld, wenn sie zuweilen Bücher nach Hause bringen, welche weder ihrem Altern noch ihren VerstandesFähigkeiten angemessen sind."<sup>29</sup>

Man kann davon ausgehen, dass die Benutzerinnen und Benutzer jeweils ein Buch entleihen durften, das sie frühestens nach einer Woche, später nur alle zwei Wochen umtauschen konnten. Dem Hinweis: "Mehrere unter ihnen, da sie noch jede Woche Bücher holen konnten ..." können wir entnehmen, dass ein sehr geringer Teil der Leserinnen und Leser jede Woche ein Buch entlieh.<sup>30</sup> Vielmehr werden Vielleser alle zwei Wochen, die übrigen alle vier Wochen ein Buch entliehen haben. Das ergäbe rund 2'000 Entleihungen pro Jahr. Von 1836 an kennen wir die jährlichen Ausleihzahlen der Jugend- und Bürgerbibliothek. Sie bewegen sich in den Jahren 1836 bis 1856 zwischen 1'710 und 5'154 Entleihungen.

Die Benutzerinnen und Benutzer werden aufgefordert "... durch eine schonendere Behandlung der entlehnten Bücher, uns eine beträchtliche Summe (zu) ersparen ... Es ist unglaublich, wie übel man damit in manchen Häusern verfährt ..." Die Direktion droht mit "der Erklärung: dass wir auf solche muthwillige Verletzungen genaue Achtung geben, und die Schuldigen ohne Nachsicht zu einer verhältnissmässigen Entschädigung anhalten werden".<sup>31</sup>

1812 ärgert sich der Chronist über die unsteten Leserinnen und Leser: "Überhaupt ist dies häufige Wechseln der Abonnenten – dies öftere Ein- und Austreten – für die Vorsteher der Anstalt sehr lästig und billig dürften sie – bey dem wachsenden inneren

und äusseren Werthe der Bibliothek – von Seite ihres Publikums, auch mehr Beständigkeit erwarten".<sup>32</sup>

1817 bedauert die Direktion, dass "wir, durch das unzarte Benehmen eines Theils unsres Publikums – durch uns verursachte unnöthige Ausgaben in unsren ohnehin beschränkten Hilfsmitteln noch mehr beengt ... werden. Wiederholter Aufforderungen ungeachtet werden manche entlehnte Bücher nicht mehr zurückgegeben und die verlorenen nicht vergütet. ... Beträchtlichen Schaden leiden wir auch durch das so häufige Beschmutzen und Zerreißen des Einbandes und ganzer Blätter, an welchem letzteren Übel jedoch das den deutschen Buchhändlern so beliebte Lösch-Papier vorzüglich Schuld seyn mag."<sup>33</sup>

Eine wichtige Arbeit, die bis in unsere Zeit hinein fortgesetzt wird, ist die bereits oben erwähnte jährliche Inventur. Zu diesem Zweck werden alle Bücher zurückgerufen. Dann überprüft man den Bestand auf Vollständigkeit; defekte Bücher werden dem Buchbinder zum Flicker übergeben.

*Gebühren.* In der 'Ankündigung für Aeltern und Kinderfreunde' werden folgende Gebühren bekannt gegeben:

"10. Um auch Unbemittelten den Beytritt zu erleichtern, werden sämmtliche Abonnenten in 3 Klassen getheilt:

Die 1te bezahlt monatlich 6 Kreuzer und darf nur ein Buch auf einmal beziehen.

Die 2te bezahlt monatlich 12 kr. und bezieht 2 Bücher.

Die 3te bezahlt monatlich 18 kr. und bezieht 3 Bücher.

11. Sollten übrigens wohlhabende Personen mehr als den festgesetzten Preis beytragen wollen, so wird dieser Ueberschuss als 'grossmüthiges Geschenk zum Besten der Anstalt' angesehen und mit Dank angenommen; eben so verhält es sich mit den Geschenken, welche vielleicht auch andere bemittelte Kinderfreunde beytragen würden.

12. In eben dem Verhältnisse, in welchem sich die Einnahme der Anstalt vermehrt, wird sie auch die Bibliothek immer mehr vergrössern.

Sobald sie beträchtlich genug ist, wird das Verzeichnis der Bücher, zur Bequemlichkeit der Aeltern, gedruckt herausgegeben."

Den Abonnementspreis bezeichnet die Direktion immer wieder als "äusserst gering".<sup>34</sup> Wie bereits erwähnt, werden aus diesen Einnahmen der Ankauf von Büchern sowie die Buchbinderkosten bestritten. Allerdings erhöhen "mehrere wohlhabende und wohldenkende FamilienVäter" ihren Beitrag, so dass die Einnahmen manchmal sehr günstig ausfallen.

Das Abonnement wird scheinbar nicht bei der Einschreibung bezahlt, denn im Jahresbericht von 1807 wird vermerkt: "Viele Abonnenten sind mit ihren Beyträgen noch rückständig ... Um solchen Missbräuchen und für die Direktion lästigen Weitläufigkeiten vorzubieten, werden wir, vom künftigen Jahr an, durch einen besonderen Einzüger die Beträge von Haus zu Haus einziehen lassen, wiewohl wir gewünscht hätten, die dadurch entstehenden Kosten der Anstalt ersparen zu können."<sup>35</sup>

1811 wird der Abonnementspreis von "6 Kr per Band monatlich auf 2 Batzen" angehoben.<sup>36</sup>

*Öffnungszeiten.* Geöffnet war die Leseanstalt anfänglich am Dienstag von 11–12 Uhr für die Knaben und von 13–14 Uhr für die Töchter. Wegen starkem Andrang mussten allerdings sehr rasch Einschränkungen gemacht werden, so dass "den einen Dienstag bloss die Abonnenten der ersten und zweyten Klasse – den anderen Dienstag bloss die der dritten Klasse kommen sollten".<sup>37</sup>

Diese Änderung stiess auf keine Gegenliebe. Doch die Direktion rechtfertigt sich damit, dass die jungen Leserinnen und Leser zu flüchtig lasen, "so dass das Gelesene von ihnen entweder nicht genug verstanden wurde, oder wenigstens ihrem Gedächtnisse sich nicht tief genug einprägen konnte. Andere ergaben sich der Lektur mit zu vieler Leidenschaft, so dass sie vielleicht manches Wesentliche darüber versäumten. Durch die angezeigte Aenderung ist nun dieser Missbrauch gehoben worden. Die Jugend wird zwar weniger Bücher – aber diese wenigen mit desto mehr Beachtsamkeit und grösserm Nutzen lesen".<sup>38</sup>

*Benutzer.* In der 'Ankündigung für Aeltern und Kinderfreunde' wird die Zielgruppe wie folgt beschrieben:

"8. Es können sowohl Knaben als Mädchen der Anstalt beytreten; jedoch wird für jedes Geschlecht die Bibliothek an verschiedenen Tagen geöffnet. Jedermal wird wenigstens ein Bibliothekar gegenwärtig seyn.

9. Es können alle Kinder hiesiger Einwohner vom 8ten Jahr an – ein- und in jedem beliebigen Alter wieder austreten.

Beym Eintritte muss jedoch der Vater des Kindes entweder persönlich erscheinen, oder sein Ansuchen schriftlich eingeben."

Zwar handelt es sich um eine 'Leseanstalt für die Jugend', aber von Anfang an – und dies ist auch Absicht – benützen zahlreiche Erwachsene, "deren wir mehrere sehr Achtungswürdige unter unsre Abonnenten zählen – die Anstalt regelmässig ..." <sup>39</sup> Dies geht auch aus Punkt 7 der 'Ankündigung' hervor. (siehe Buchauswahl und Buchanschaffung).

1809 wird der Kreis der Benutzer erweitert, indem man von Zeit zu Zeit "Jugend-schriften unentgeltlich dem hiesigen Waisenhaus" entlieh. "Unter Aufsicht eines Vorgesetzten wieden nun die Waisen mit Vergnügen eine Abendstunde der Lektur, wodurch vielleicht noch manche Lücke in ihren Kenntnissen ausgefüllt wird." <sup>40</sup>

1813 wird der Benutzer- und Benutzerinnenkreis wieder erweitert: "Unbedenklich haben daher mehrere der angesehensten hiesigen und auswärtigen Erziehungs-Anstalten, z.B. die vortreffliche Töchter-Schule in Ohlsberg, das hiesige Waisenhaus und die neuerrichtete Töchter-Schule sich mit unsrer Jugend-Bibliothek in Verbindung gesetzt, und haben so, um einen höchst wohlfeilen Preis, schon manches angenehm unterhaltende und belehrende Buch sich verschafft". <sup>41</sup> Später erhielten solche Institutionen Freiabonnemente.

1815 richtet die Direktion im Jahresbericht eine "Bitte an alle Aeltern: Durchgehet selbst die Bücher, welche euere Kinder in der Jugend-Bibliothek auswählen und seydt versichert, dass jede sanfte und anständige Vorstellung über ein anstössig erfundenes Buch mit Dank aufgenommen und berücksichtigt werden solle. Diese Prüfung empfehlen wir besonders hinsichtlich der bey der ersten Gründung der Anstalt ange-

schafften Bücher, da wir, noch nicht durch so manche widrige Erfahrung belehrt, bey der Auswahl unserer Werke weniger misstrauisch als jetzt zu Werke gingen. Wer wollte aber auch bei einer Bibliothek von mehr als 2'000 Bänden (so hoch ist unsre Bibliothek angewachsen), verlangen, dass nicht ein einziges Buch zu gerechtem Tadel Anlass gebe?"<sup>42</sup>

1818 haben "Schon mehrere Väter und Mütter ... geklagt: dass ihre Kinder manches unserer Bücher nur zu interessant finden, so dass sie fast nicht mehr davon wegzubringen seyen, und darüber nicht selten das Wichtigere zu vernachlässigen scheinen. ... wie leicht ist diesem Missbrauche vorzubeugen! Man stelle dem Kinde das Lesen des ihm so angenehmen Buches als Belohnung seines Fleisses und Wohlverhaltens vor, und gebe es ihm erst dann in die Hände, wenn es sein Tagwerk rühmlich vollbracht hat."<sup>43</sup>

Die Direktion stellt 1821 fest: "Die meisten unsrer Leser und Leserinnen gehören dem Mittelstand an, und es finden sich darunter beynahe eben so viele Erwachsene als Kinder".<sup>44</sup>

Im Jahresbericht des GGG-Vorstandes von 1822<sup>45</sup> werden die Eltern in die Pflicht genommen. Sie sollen die Lektüre der jüngeren Kinder überwachen und was sie nicht kennen selber "vorher durchgehen" und "dem Kinde das Maass dieses unterhaltenen und belehrenden Genusses ... bestimmen, damit nicht die ernstere Beschäftigung dadurch verkürzt oder gar versäumt werde".

*Werbung.* Die 'Ankündigung für Aeltern und Kinderfreunde' ist der erste Handzettel der neuen Institution. Er ist auf einiges Interesse gestossen; es haben sich nicht nur genügend Interessenten gemeldet, auch "ausländische Zeitschriften" loben die neue Einrichtung.<sup>46</sup>

1816 finden wir den etwas eigenwilligen Hinweis: "Je weniger wir uns zu den gewöhnlichen Werbungsmiteln für solche Institute – hochtönende Lobpreisungen in einheimischen und fremden Blättern und dergleichen entschliessen können, – je einfacher und anspruchsloser unsre Anstalt sich darstellt, ohne sich jemand aufdrängen zu wollen – je ungünstiger die gegenwärtige Zeit, wo die dringendsten Bedürfnisse zu befriedigen Vielen fast unmöglich fällt, solchen auf geistige Zwecke berechneten Stiftungen ist, desto mehr müssen wir uns über diese Zunahme unsrer Abonnenten selbst wundern".<sup>47</sup> Weitere Werbematerialien aus der Frühzeit sind nicht bekannt.

*Erfolg der Leseanstalt.* Die Direktion weist in ihrem ersten Jahresbericht von 1807 mit einem gewissen Stolz darauf hin, dass die Nützlichkeit der Bibliothek "schon längst durch den Beyfall aller gebildeten Menschen" bewiesen sei. Mitbürger und ausländische Zeitschriften loben die neue Einrichtung.<sup>48</sup>

Doch bereits 1808 setzen der Leseanstalt die Kritiker so zu, dass die GGG in ihrem Jahresbericht erwähnt: "Der grosse Beyfall, den dieses Institut selbst im Auslande fand – die grosse Zahl der sich dazu meldenden Teilnehmer liessen zuerst hoffen, dass dasselbe nicht zu den ephemeren Erscheinungen gehören würde. Desto mehr musste es die Directoren befremden, als so viele Abonnenten unerwartet sich zurückzogen. –

Freylich wurden die Erwartungen Mancher nicht befriedigt – und konnten auch nicht befriediget werden, da man jede geschmacklose und Sittenverderbliche Lektüre sorgfältig ausschloss. Wer also hier – Räuber- und Ritter-Geschichten, liebele

Romane und andere solche elende Lesereyen suchte, musste sich freylich getäuscht finden."<sup>49</sup>

Der 'Bericht der Kommittierten zur LeseAnstalt für die Jugend' von 1809 präzisiert: "Denn obschon im Laufe des zu Ende gehenden Jahrs viele Abonnenten dieselbe verlassen haben, so sind hingegen beynahe eben so viele derselben beygetreten; ... Wenn indessen je etwas unsern Muth niederzubeugen im Stande wäre, so müsste es das Misstrauen, die Abneigung seyn, welche selbst gutgesinnte Personen gegen diese Anstalt bezeugen ... Mögen diejenigen ... es doch einmal einsehen, dass sie eben dadurch der guten Sache am meisten schadeten, indem sie die Jugend nun nöthigten, sich zur Befriedigung ihrer Leselust an solche Orte zu wenden, wo es mit der Auswahl nicht so genau genommen wird. An eine Unterdrückung jenes Vielen so anstößigen Hanges zur Lektur, ist aber in unsern Zeiten nicht mehr zu denken."<sup>50</sup>

1823 zieht der Berichterstatter mit Genugtuung eine Bilanz der 16jährigen Tätigkeit der Leseanstalt für die Jugend: "Die Einnahme seit der Stiftung der Anstalt im Jahre 1807 bis Ende des Jahres 1823, womit die Ausgabe, wie unser diesjähriger Regress beweist, beinahe gleicher Schritt hält, beträgt Frk. 11'303.3 Batzen. Dazu hat die L. gemeinnützige Gesellschaft beigetragen:

Zur ersten Gründung der Anstalt im Jahr	1807	Frk.	800
Zuschuss im Jahr	1811		100
	1823		----
			-----
Total		Frk.	1020

Die höchste Abonnentenzahl inner dieses 16jährigen Zeitraums war 244, die niedrigste 107. Die meisten Bücher wurden angeschafft im Jahr 1810, nämlich 238 Bände; die wenigsten im Jahre 1819, nämlich 80."<sup>51</sup>

In seinem Schlusswort meint er: "Aber wohl dürfen wir uns der Hoffnung überlassen: wir haben nicht nur Böses verhindert – sondern auch das Gute aus allen Kräften zu fördern gesucht. So viele in grössere Verbreitung gebrachte Werke historischen, geographischen, naturgeschichtlichen und religiös-sittlichen Inhalts sind gewiss nicht ohne manchen Gewinn für Geist und Herz von unsern Knaben und Mädchen, Jünglingen und Jungfrauen gelesen worden."<sup>52</sup>

#### Weiterentwicklung des Bibliothekswerkes der GGG

Die Leseanstalt für die Jugend wird 1823 durch die Bürgerbibliothek erweitert. 1842 kommt es zur Gründung der Arbeiterbibliothek. Sie wird zwei Jahre autonom geführt, dann der Direktion der Jugend- und Bürgerbibliothek unterstellt. 1874 entsteht der Verein Basler Volksbibliotheken. Die GGG ist mit dabei. Es entstehen in den Quartieren der rasch wachsenden Stadt kleine Volksbibliotheken. 1888 kauft die GGG den Schmiedenhof. Die Jugend-, Bürger- und Arbeiterbibliothek werden gemeinsam in diesem Gebäude untergebracht. 1901 übernimmt die GGG die Volksbibliotheken. Die Jugend-, Bürger- und Arbeiterbibliothek werden zur Hauptstelle, während die

Volksbibliotheken zu Zweigstellen umfunktioniert werden. Das Bibliothekswerk der GGG erhält den Namen *Allgemeine Bibliotheken der GGG (ABG)* und wird einer Kommission unterstellt. Damit ist die heutige Struktur der ABG vorgegeben.

### Literaturverzeichnis / Anmerkungen

- 1 Geschichte der Gesellschaft zur Beförderung und Aufmunterung des Guten und Gemeinnützigen in Basel . Vierte Dekade. Viertes Jahr. 1810, S. 52.
- 2 S. 1. Vierte Dekade. Viertes Jahr. 1810, S. 52 .
- 3 S. 1. Vierte Dekade. Erstes Jahr. 1807, S. 13.
- 4 S. 1. Vierte Dekade. Erstes Jahr. 1807, S. 45.
- 5 S. 1. Vierte Dekade. Siebentes Jahr. 1813, S. 43.
- 6 S. 1. Vierte Dekade. Siebentes Jahr. 1813, S. 45.
- 7 S. 1. Vierte Dekade. Neuntes Jahr. 1815, S. 69.
- 8 S. 1. Vierte Dekade. Zehntes Jahr. 1816, S. 79 ff.
- 9 Geschichte der Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen in Basel. Fünfte Dekade. Sechstes Jahr. 1822, S. 12f.
- 10 S. 1. Vierte Dekade. Erstes Jahr. 1807, S. 46f.
- 11 S. 1. Vierte Dekade. Erstes Jahr. 1807, S. 46.
- 12 S. 1. Vierte Dekade. Erstes Jahr. 1807, S. 47.
- 13 S. 1. Vierte Dekade. Zweites Jahr. 1808, S. 12.
- 14 S. 1. Vierte Dekade. Zweites Jahr. 1808, S. 12.
- 15 S. 1. Vierte Dekade. Drittes Jahr. 1809, S. 58.
- 16 S. 1. Vierte Dekade. Drittes Jahr. 1809, S. 58.
- 17 S. 1. Vierte Dekade. Fünftes Jahr. 1811, S. 48f.
- 18 S. 1. Vierte Dekade. Siebentes Jahr. 1813, S. 45f.
- 19 S. 1. Vierte Dekade. Siebentes Jahr. 1813, S. 46.
- 20 S. 1. Vierte Dekade. Achtes Jahr. 1814, S. 39ff.
- 21 S. 1. Vierte Dekade. Zehntes Jahr. 1816, S. 77f.
- 22 S. 1. Fünfte Dekade. Erstes Jahr. 1817, S. 67.
- 23 S. 1. Vierte Dekade. Viertes Jahr. 1810, S. 54.
- 24 S. 1. Vierte Dekade. Drittes Jahr. 1809, S. 59.
- 25 S. 1. Vierte Dekade. Fünftes Jahr. 1811, S. 51.
- 26 S. 1. Vierte Dekade. Erstes Jahr. 1807, S. 47.
- 27 Verzeichnis der 'Jugend-Bibliothek zu Basel' von 1824.
- 28 Verzeichnis der 'Jugend-Bibliothek zu Basel' von 1886.
- 29 S. 1. Vierte Dekade. Erstes Jahr. 1807, S. 47.

- 30 S. 1. Vierte Dekade. Erstes Jahr. 1807, S. 48.
- 31 S. 1. Vierte Dekade. Viertes Jahr. 1810, S. 55.
- 32 S. 1. Vierte Dekade. Sechstes Jahr. 1812, S. 49.
- 33 S. 1. Fünfte Dekade. Erstes Jahr. 1817, S. 67f.
- 34 S. 1. Vierte Dekade. Erstes Jahr. 1807, S. 49 oder 1808, S. 12.
- 35 S. 1. Vierte Dekade. Erstes Jahr. 1807, S. 49.
- 36 S. 1. Vierte Dekade. Fünftes Jahr. 1811, S. 51.
- 37 S. 1. Vierte Dekade. Erstes Jahr. 1807, S. 48.
- 38 S. 1. Vierte Dekade. Erstes Jahr. 1807, S. 48.
- 39 S. 1. Vierte Dekade. Erstes Jahr. 1807, S. 47.
- 40 S. 1. Vierte Dekade. Drittes Jahr. 1809, S. 59.
- 41 S. 1. Vierte Dekade. Siebentes Jahr. 1813, S. 44.
- 42 S. 1. Vierte Dekade. Neuntes Jahr. 1815, S. 71f.
- 43 S. 1. Fünfte Dekade. Zweites Jahr. 1818, S. 58f.
- 44 S. 9. Fünfte Dekade. Fünftes Jahr. 1821, S. 57.
- 45 S. 9. Fünfte Dekade. Sechstes Jahr. 1822, S. 13.
- 46 S. 1. Vierte Dekade. Erstes Jahr. 1807, S. 44.
- 47 S. 1. Vierte Dekade. Zehntes Jahr. 1816, S. 79.
- 48 S. 1. Vierte Dekade. Erstes Jahr. 1807, S. 44.
- 49 S. 1. Vierte Dekade. Zweites Jahr. 1808, S. 11.
- 50 S. 1. Vierte Dekade. Drittes Jahr. 1809, S. 54ff.
- 51 S. 9. Fünfte Dekade. Siebentes Jahr. 1823, S. 53.
- 52 S. 9. Fünfte Dekade. Siebentes Jahr. 1823, S. 55.

Langenbacher, Wolfgang: Der aktuelle Unterhaltungsroman. 2. Aufl. Bonn 1974.  
(Bonner Beiträge zur Bibliotheks- und Bücherkunde).

Schenda, Rudolf (1970): Volk ohne Buch. Studien zur Sozialgeschichte der  
populären Lesestoffe 1770–1910. Frankfurt a. M.: Klostermann.  
(Studien zur Philosophie und Literatur des 19. Jh.; Bd. 5).

Allgemeine Bibliotheken der GGG 1807–1892. Eine kleine Chronik,  
zusammengestellt von Peter Marti und Kurt Waldner (1982).  
Basel: Friedrich Reinhardt.

## 7564: ein guter Ratschlag?

Bert Wessendorf

Aussenstehenden und selbst Benutzern mögen Bibliotheken vor allem als bewahrende, konservierende und damit auch konservative Institutionen erscheinen. Bibliothekare allerdings wissen, dass es in der Geschichte ihrer Institutionen neben Zeiten des ruhigen Aufbaus oder gar der Stagnation auch solche des schnellen und tiefgreifenden Wandels gibt. Schon in der Amtszeit ihres letzten Direktors hat die UB mit dem Bezug eines neuen Gebäudes eine solche Phase durchlaufen, und in der jetzt zu Ende gehenden Direktionsära darf wohl die Automatisierung als ähnlicher Einschnitt betrachtet werden.

Das Signal zu diesem Aufbruch war der im Titel angesprochene 'Ratschlag 7564 betreffend Einführung der elektronischen Datenverarbeitung in der Öffentlichen Bibliothek der Universität Basel' vom Januar 1980.

Wenn ich in diesem Rückblick versuche, die Resultate der Automatisierung kritisch zu werten – so kritisch, wie es der selber Involvierte eben kann – so möchte ich dabei ganz nüchtern die Vorgaben dieses Ratschlags als Massstab nehmen: Was haben wir, die Verantwortlichen der UB und unsere Vorgesetzten im Erziehungsdepartement vor 15 Jahren versprochen, und was haben wir davon gehalten.

#### SIBIL: eine leichte Wahl

Zu Ende der 70er Jahre wurde die Direktion der UB vom damaligen Vorsteher des Erziehungsdepartements ermuntert, die Einführung der EDV an die Hand zu nehmen. Mit diesem Auftrag waren einige klare Vorgaben verbunden: Wenn irgend möglich sollte das EDV-System der Bibliothek auf der Rechenanlage der kantonalen Zentralstelle für Elektronische Datenverarbeitung (ZED) installiert und verwaltet werden; diese übernahm auch die offizielle Projektleitung. Auf der UB selbst sollte keine eigentliche EDV-Abteilung entstehen, und auch in der ZED war keine permanente Bibliotheksgruppe vorgesehen; die Entwicklung eigener Programme war somit praktisch ausgeschlossen.

Schliesslich sollte die Systemwahl nicht ohne Rücksicht auf die Entwicklung in der übrigen Schweiz erfolgen; ein in andern Schweizer Bibliotheken bereits eingesetztes oder in Entwicklung befindliches System sollte den Vorzug erhalten.

Schon die ersten Abklärungen ergaben, dass diesen Bedingungen eigentlich nur das in der waadtländischen Bibliothèque cantonale et universitaire in Lausanne entstandene Programmpaket mit dem schönen Namen SIBIL gerecht werden konnte.

Anlass dieser Entwicklung war der Neubau der Universität Lausanne am Seeufer von Dorigny gewesen und die daraus erwachsene Notwendigkeit, die Bestände der alten Bibliothek auf mehrere Standorte zu verteilen. Das Katalogsystem zur gemeinsamen Verwaltung und Erschliessung dieser physisch getrennten Bestände war denn

auch das Kernstück der Lausanner Entwicklung. Diese Ausrichtung kam den Bedürfnissen der UB durchaus entgegen: Hier war die Katalogisierung seit Jahren der Betriebsbereich mit den gravierendsten Engpässen, und mit der Einführung der neuen gesamtschweizerischen Katalogisierungsregeln stand ein Katalogabbruch in absehbarer Zeit ohnehin bevor.

Dass die SIBIL-Programme für die Bucherwerbung und die Ausleihe relativ eng auf die Bedürfnisse der BCU Lausanne zugeschnitten waren, fiel neben den Vorzügen des Katalogsystems weniger ins Gewicht. Ausserdem konnten die welschen Kollegen darauf hinweisen, dass an der Weiterentwicklung der Programme gearbeitet wurde und eine Verbesserung der schwächeren Teile, vor allem aber eine bessere Integration der Funktionen für die nächsten Jahre geplant war.

Die Fachleute der ZED beurteilten auch die EDV-technischen Grundlagen des Systems als solide und im wesentlichen in die ZED-Umgebung passend: Der Übernahme von SIBIL stand also nichts im Wege.

Entsprechend zügig und problemlos verlief denn auch die Genehmigung des Projekts: Formulierung des Ratschlags durch das Erziehungsdepartement und Genehmigung durch den Regierungsrat im Winter 1979/80; Vorlage an den Grossen Rat und praktisch oppositionslose Zustimmung im Mai 1980. – So konnte im Januar 1981 mit der EDV-Katalogisierung begonnen werden.

Welche Erwartungen waren nun mit dieser bereitwilligen Zustimmung zu einem doch millionenschweren Projekt verbunden?

Der Ratschlag nahm als Ausgangspunkt 'Aktuelle Probleme der Universitätsbibliothek' und identifizierte als deren Wurzel die Zunahme der wissenschaftlichen Buchproduktion, die sich nach UNESCO-Statistiken von 1955 bis 1975 mehr als verdoppelt hatte.

#### An erster Stelle: der Katalog

Im vordringlichen Bereich der Katalogisierung wurden vor allem drei Probleme als gravierend erkannt: die ständig zunehmenden Bearbeitungsfristen bei wachsendem Zugang und stabilem Personalbestand, die mangelnde Anpassung des Sachkatalogs an die Entwicklung der Wissensgebiete und der ungenügende, nur an einem Ort angebotene Gesamtnachweis der Bestände aller Bibliotheken im Hochschulbereich (Zentralkatalog).

Wer die UB gut ein Jahr nach der Aufnahme der EDV-Katalogisierung aufmerksam durchstreifte und die Gespräche des Personals belauschte, musste wohl zum Schluss kommen, dass wieder einmal die in den technischen Fortschritt gesetzten Hoffnungen gründlich enttäuscht worden seien.

Wohl wurden emsig Titelaufnahmen am Bildschirm erfasst, Regelanwendungen diskutiert und dokumentiert und auch Kataloge für die Benutzer in regelmässigen Abständen auf Microfichen erzeugt.

In der zentralen Verteilstelle aber türmten sich die noch nicht erfassten Bücher; nur eine kleine Minderheit der Neuerwerbungen, markiert mit roten Dringlichkeitsfichen wurde schnell in den Katalog aufgenommen; die grün bezeichneten 'Normalbücher' dümmerten in einem umfangreichen Zwischenlager vor sich hin, und mit

blauen Fichen versehene Geschenke oder Dissertationen verschwanden in kaum noch überblickbaren Lagern in den Magazinräumen.

Was war geschehen? Zunächst war eines der beliebtesten Vorurteile konservativer und standesbewusster Bibliothekare mit höchst unwillkommener Deutlichkeit widerlegt worden: Katalogisierung mit EDV hatte sich keineswegs als simple 'Datenerfassung' erwiesen, sondern stellte in mancher Hinsicht höhere Anforderungen als die vertraute qualifizierte Arbeit. Wohl wird die Endform des Katalogs, die Liste oder der Microfiche-Katalog, von raffinierten Programmen sortiert und ediert, Korrektheit des Resultats ist aber nur durch äusserste Genauigkeit der Datenanalyse, das heisst der Identifikation der bibliographischen Elemente und ihrer Umsetzung in eine komplexe Codierung, das 'Datenformat', zu erzielen. Und hatten zuvor die Katalogisierungs-Novizen ihre Kunst wenigstens in einer Umgebung von erfahrenen Kolleginnen und Kollegen erarbeiten können, so war die Bibliothek jetzt mit einem Schlag zu einem Kollegium von Anfängern geworden.

Im Interesse einer einheitlicheren Regelanwendung waren zudem die kleinen Fachabteilungen durch eine einzige Katalogabteilung mit einer Leiterin und einer 'Korrekturgruppe' ersetzt worden. Die Zweckmässigkeit dieser Massnahme war zwar kaum bestritten, doch der Umstand, nicht mehr für einen längst vertrauten Vorgesetzten zu arbeiten, sondern von Kolleginnen und Kollegen kontrolliert zu werden, förderte nicht gerade die Entwicklung neuer Selbstsicherheit.

Dass auch der notorische Perfektionismus unseres Berufsstandes dazu verleitete, bei der Umstellung die Qualität des Produkts höher zu stellen als die Produktivität, sei nicht geleugnet.

Nun, zum Glück bezeichnete dieser Stand der ersten zwei Jahre nicht das Ende der Entwicklung. Organisatorische und bewusstseinsbildende Massnahmen, vor allem aber die nach einiger Zeit exponentiell zunehmende Kompetenz und Sicherheit brachten eine rasche Wende. Nun verschwanden die Rückstände; die erhofften Rationalisierungsgewinne wurden erstaunlich schnell realisiert, und dies trotz einer unbestreitbaren Verbesserung und Vereinheitlichung der Regelanwendung und damit der inneren Kohärenz des Katalogs.

Die im Ratschlag genannten Vorteile der EDV-Katalogisierung: "– raschere Erfassung; – qualitativ bessere Erfassung" hatten sich nach etwa vier Jahren klar bewahrt. Der dritte Vorteil: "der mit Hilfe des Computers erstellte Katalog der UB ... steht nicht nur in der zentralen Bibliothek, sondern auch in den Instituten den Benützern zur Verfügung" konnte im Prinzip schon mit der Produktion eines ersten Microfiche-Katalogs nach einem halben Jahr realisiert werden.

Bereits 1982 begann mit dem Anschluss des Instituts für Rechtswissenschaft auch der Aufbau eines lokalen Katalogverbunds, der allerdings bis zur Einsetzung eines Verbundkoordinators nur relativ langsame Fortschritte machte. Heute werden rund 80 Prozent der im Hochschulbereich erworbenen Literatur in SIBIL erschlossen, und das Versprechen des Ratschlags darf als erfüllt gelten: "wenn auch die Zugangsmeldungen der Institutsbibliotheken im vervielfältigten Computerkatalog der UB und Seminarien/Institute erfasst sind, ist ein wichtiger Schritt zur umfassenden Information über das örtliche Literaturangebot geleistet".

Nur am Rande sei erwähnt, dass an die Stelle des drei- bis viermal jährlich vervielfältigten Katalogs längst für die meisten Institute der Online-Zugriff auf die aktuellsten Katalogisate getreten ist.

Es soll nicht vergessen bleiben, dass ohne die Leistungssteigerung in der allgemeinen Katalogisierung die kleine Abteilung, die sich heute der Ausbildung und Betreuung der Bibliothekarinnen in den Instituten annimmt, kaum hätte geschaffen werden können.

Die im Ratschlag mit besonderem Nachdruck gepriesene grössere Flexibilität bei der Führung und Weiterentwicklung des Sachkatalogs hat dagegen wohl nicht ganz zu den erhofften Erfolgen geführt.

Man kann vermuten, dass die Eigenheiten des in Basel gepflegten und mit der Automatisierung nur wenig veränderten Schlagwortkatalogs im alten Zettelformat leichter durchschaubar waren als im Microfiche- oder Online-Katalog. Sicher ist aber das Grunddilemma der Sacherschliessung, mit einem aus guten Gründen möglichst eingeschränkten und kontrollierten Vokabular den äusserst divergenten und oft auch diffusen Fragestellungen der Benutzer zu entsprechen, einer Lösung kaum näher gekommen.

Das Aufkommen einfacherer, wenn auch zweifellos weniger präziser Suchmöglichkeiten (Stichwortsuche im Titel) macht es erst recht schwierig, Benutzer zu der Lernanstrengung zu motivieren, die das Verständnis des Sachkatalogs erfordert.

Etwas zwiespältig lesen sich heute auch die Prognosen des Ratschlags für künftige Vereinfachungen der Katalogisierung: "Viele Nationalbibliographien bieten heute schon korrekte Katalogaufnahmen für alle Neuerscheinungen des jeweiligen Landes in maschinenlesbarer Form ... an." – "In ähnlicher Weise werden auch Katalogaufnahmen zwischen verschiedenen Bibliotheken ausgetauscht."

Wohl sind die angesprochenen Verfahren inzwischen technisch realisiert, doch ihre Anwendung hat sich nicht im erwarteten Masse durchgesetzt.

Dies dürfte letztlich daran liegen, dass schweizerische Hochschulbibliotheken den überwiegenden Teil ihrer Literatur aus dem Ausland, und zwar aus mehreren andern Ländern beziehen. Die Katalogdaten der entsprechenden nationalen bibliographischen Dienste sind nur in unterschiedlichen Formaten lieferbar und nach unterschiedlichen Regeln erfasst; sie können deshalb nicht unbearbeitet in den Katalog einer schweizerischen Bibliothek integriert werden, was die Effizienz der Fremddatennutzung entscheidend reduziert.

Zu recht schönen Erfolgen hat dagegen die im Ratschlag erst an letzter Stelle genannte Lösung geführt, Katalogisate mehrerer Bibliotheken "von Anfang an auf einem gemeinsamen Speicher" festzuhalten.

1988 beschlossen die Behörden des Kantons Bern, die nur zögernd voranschreitende Installation eines eigenen SIBIL-Systems für die Bibliotheken ihrer Universität abzubrechen, und diesen dafür den Anschluss an die Basler Datenbank zu ermöglichen. Damit wurde Basel zum Zentrum des sogenannten Deutschschweizer Bibliotheksverbunds. Gewiss können besonders die grossen Bibliotheken in diesem Kleinstverbund nicht in gleichem Masse von Fremddaten profitieren, wie in den grossen Netzwerken des Auslands, aber für die kleinen und mittleren Institutionen der Universitäten sind die Gewinne doch erklecklich.

Erwähnen wir bei den Erfolgen auch dankbar den glücklichen Umstand, dass der UB gleich im Rahmen des ersten EDV-Projekts die Einarbeitung des sogenannten neuen Katalogs der Bestände seit 1940 bewilligt wurde. Nach erheblichen Anfangsschwierigkeiten ist dieses Projekt ungewöhnlich gut verlaufen und nahezu in den versprochenen Terminen und ganz im angekündigten Kostenrahmen geblieben. Ich darf dafür auf den Beitrag von Egon Thurnherr in diesem Band verweisen.

Nicht vergessen sei schliesslich, dass vor allem die Einsparungen in der Katalogisierung es ermöglichten, die dringende und zukunftssträchtige Verbesserung der Informationsdienste einzuleiten. Dieser Bereich, vor 1980 eher ein Stiefkind, darf heute zweifellos zu den Stärken der UB gezählt werden.

Wir dürfen also die Erfolgsbilanz zum Thema 'Erschliessung und Bereitstellung' durchaus mit Befriedigung abschliessen und die Vorgaben des Ratschlags als zum grossen Teil erreicht, im Bereich der Kooperation als übertroffen betrachten.

Dagegen weckt ein Blick auf die folgenden Abschnitte im Ratschlag, 'Akzession' und 'Ausleihe', eher etwas peinliche Gefühle.

#### Erwerbung und Ausleihe: SIBILs Stiefkinder

"Die Bestellungen und insbesondere die Mahnungen in Zusammenhang mit Lieferungen zu vereinfachen und einen wesentlichen Teil dieser Arbeit zu automatisieren", wie es der Ratschlag verlangt, das ist uns immerhin seit 1983 gelungen. Für die Kontrolle der Fortsetzungen gilt dies allerdings nur bedingt, und die besonders heiklen Zeitschrifteneingänge werden nach wie vor vollständig manuell kontrolliert. Unerreicht bleibt "eine weitgehende Integration der Arbeitsbereiche Bestellung und Katalogisierung, damit die heute sehr häufigen Doppelarbeiten wegfallen": Noch heute werden Bestell- und Katalogdaten völlig getrennt erfasst und verwaltet.

Wohl wird die Ausleihe in diesem Jahr mit zehnjähriger Verspätung automatisiert, und der Benutzer kann dann endlich, wie versprochen, am Computer feststellen, "ob der gewünschte Titel bei der UB vorhanden ist und ob er zur Zeit ausgeliehen ist", aber schon der bescheidene Wunsch, er solle "sich als nächster in die Warteliste für die Benützung des Buches vormerken lassen und von der UB automatisch unterrichtet werden, sobald das Buch zur Verfügung steht", wird in dieser Form noch nicht erfüllt werden.

Weshalb diese doch enttäuschenden Resultate? Auf einen Satz gebracht (und damit natürlich übervereinfacht) war es der Erfolg des Verbundkatalogs, der den Weg zum integrierten System erschwerte.

Ein ausgeprägter Akzent auf den Qualitäten des Katalogisierungssystems war von Anfang an ein Charakteristikum des SIBIL-Programmpakets gewesen. Er wurde noch verstärkt, als im Jahre 1981 die Universität Genf beschloss, ihre Bibliotheken der Datenbank in Lausanne anzuschliessen. Dieser erste Schritt zur Entwicklung des Réseau Romand de Bibliothèques erforderte dringend die rasche Weiterentwicklung des SIBIL-Katalogsystems: Die Offline-Katalogisierung mit wöchentlicher Nachführung der Hauptdatenbank musste durch Online-Erfassung abgelöst werden; bessere Suchprogramme zur Auffindung und Übernahme vorhandener Ansetzungen und

anderer bibliographischer Elemente wurden unentbehrlich. Selbst die in SIBIL schon sehr verfeinerte innere Strukturierung der Daten musste mit dem Anschluss immer weiterer, oft sehr spezialisierter Bibliotheken noch ausgebaut werden. Kaum war die Forderung nach immer perfekteren gedruckten Katalogen auf Papier und Mikroformen durch die Entwicklung flexibler Editionsprogramme berücksichtigt worden, so drängte sich schon die Öffnung des Direktzugriffs für die Benutzer auf, und die zweite Hälfte der Achtzigerjahre stand ganz im Zeichen der Entwicklung des Online-Publikumskatalogs (OPAC).

So positiv diese Entwicklungen an sich waren, die bescheidene SIBIL-Entwicklungsgruppe fand daneben kaum mehr Zeit für die Weiterentwicklung der Verwaltungskomponenten. Entgegen den Absichten blieben diese weitgehend auf dem Stande von 1980.

Für die Erwerbung konnte die UB immerhin das vorhandene System mit seinem bescheidenen Leistungsumfang einsetzen, wenn auch seine Mängel besonders bei der Verwaltung der Fortsetzungen und Zeitschriften immer schmerzlicher zu spüren sind.

Das Ausleihsystem hingegen, für den Einsatz in einer reinen Freihandbibliothek konzipiert, bot keine taugliche Lösung für die UB. Erst in den letzten zwei Jahren sind einige entscheidende Verbesserungen daran vorgenommen worden, die uns heute seinen Einsatz mindestens als Übergangslösung vertretbar erscheinen lassen.

#### Die 'Solution composée': Ausweg oder Irrweg?

In den USA hatte sich schon früh gezeigt, dass die Betreiber der riesigen Katalogverbünde wie OCLC und RLIN für hunderte und tausende von Bibliotheken keine zentralisierte Erwerbung oder Ausleihkontrolle anbieten konnten. Den Benutzern konnte der – ohnehin zu kostspielige – Zugriff auf die unübersichtlichen Verbundbestände ebenfalls nicht als Ersatz für den lokalen Katalog zugemutet werden. So wurden separate Systeme für Ausleihe und Erwerbung, später lokale integrierte Systeme, in denen der lokale Katalog mit der Ausleihkontrolle gekoppelt war, von den meisten Bibliotheken als selbstverständliche Ergänzung zur zentralen 'Bibliographic Utility' eingesetzt.

In Deutschland veröffentlichte der Bibliotheksausschuss der Deutschen Forschungsgemeinschaft 1986 seine 'Vorschläge zur Weiterentwicklung der Verbundsysteme unter Einbeziehung lokaler Netze', nach denen die regionalen Verbünde sich auf die Unterstützung der Katalogisierung und die Fernleihe beschränken sollten, während für die sogenannten lokalen Funktionen auch lokale Systeme entwickelt werden müssten.

Im gleichen Sinne hatte der Informatikkoordinator der REBUS-Gruppe, Hubert Villard, in seinem gewichtigen Aufsatz von 1985, 'SIBIL/REBUS: du système intégré à la solution permanente', dafür plädiert, SIBIL als reines Verbundkatalogsystem zu definieren und für die lokalen Funktionen kommerzielle Systeme einzusetzen, die einzig ihre Katalogdaten aus dem SIBIL-Verbundbestand beziehen würden.

Dieses Modell der sogenannten 'Solution composée' fand gute Aufnahme; es ist bekanntlich in mehreren Bibliotheken des Réseau Romand verwirklicht worden, und im DSV betreiben die Berner Bibliotheken ihr Lokalsystem BERNI.

Nach meinem Eindruck ist die *Solution composée* allerdings eine Notlösung geblieben. Der Grund dafür kann sowohl in Mängeln der Konzeption an sich als auch in ihrer inkonsequenten Umsetzung liegen.

Die meisten SIBIL-Anwender hatten ihre Automatisierungsprojekte nicht von Anfang an auf die Kombination von Verbund und Lokalsystem ausgerichtet; für sie blieb der Verbundkatalog der Hauptkatalog der Bibliothek und musste als solcher auch lokale Informationen vollständig und aktuell halten. Damit aber konnte sich der Verbund nicht auf die Rolle des zentralen Datensammlers und -lieferanten beschränken, und die Schnittstellen zwischen Zentrale und lokalen Systemen wurden in unerwarteter Masse kompliziert. Auch die Entwicklung einer publikumstauglichen Benutzeroberfläche, die von den amerikanischen Verbänden erst spät, von den deutschen bis heute nicht angegangen wurde, erwies sich bei SIBIL als unabdingbar.

Hätten sich durch konsequentere Realisierung von Lokallösungen einige dieser Probleme vermeiden lassen, so steht doch die Tauglichkeit des Konzepts für die SIBIL-Verbünde auch grundsätzlich nicht ausser Zweifel.

Bei der Anlehnung an amerikanische und deutsche Vorbilder ist wohl doch der Unterschied der Dimensionen zu wenig beachtet worden. In den SIBIL-Verbänden mit ihren bescheidenen Teilnehmerzahlen konnten die fixen Kosten der Zentren sich niemals so günstig auf die Katalogisate der Mitglieder verteilen, wie dies bei den Tausenden von Bibliotheken in OCLC der Fall ist. Zudem sind die Kostenstrukturen der allgemeinen Verwaltungsrechenzentren, auf denen die SIBIL-Kataloge installiert sind, vermutlich ungünstiger als die einer reinen Bibliotheksverbundzentrale. So hat sich die *Solution composée* als sehr teure Lösung erwiesen, da mit der Installation der Lokalsysteme die Verbundkosten keineswegs im erhofften Masse sanken.

Fraglich ist schliesslich, ob die Auslagerung der 'lokalen' Funktionen in so kleinen Organisationen, wie es die SIBIL-Verbünde sind, überhaupt notwendig und sinnvoll ist. Am deutlichsten zeigt sich dies bei der 'Lokalisierung' des Katalogzugriffs: Sowohl in Genf wie in Lausanne setzen die Bibliotheken, SIBIL auch als lokale Systeme ein; sie bieten darauf aber bezeichnenderweise den gesamten Verbundbestand an. Unter den besonderen Bedingungen in Basel hätte die Verlagerung des Publikums-katalogs auf ein integriertes 'Lokalsystem' ohnehin praktisch die Verdoppelung des Katalogbestands bedingt.

Beim zweiten grossen Bibliotheksautomatisierungsprojekt der Schweiz, dem ETHICS der ETH-Bibliotheken, ist von Anfang an ein integriertes Verbundsystem angestrebt worden, das Benutzern wie Bibliothekaren alle wichtigen Funktionen auf einer Zentrale anbieten soll. Gewiss ist dieses Konzept keineswegs unbestritten, aber wir fragen uns doch immer mehr, ob es in einem so engen Umfeld, wie es die schweizerischen Hochschulbibliotheken darstellen, nicht doch realistisch ist.

Schliesslich ist auch im Ausland zu beobachten, wie versucht wird, die Isolierung der lokalen Systeme aufzubrechen. Immer zahlreichere Katalogdatenbanken werden über die nationalen und internationalen Netze zugänglich und immer unübersehbarer wird auch das Bedürfnis der Kunden, diese auswärtigen Bestände nicht nur ermitteln, sondern auch benutzen zu können.

So versuchen Organisationen wie der niederländische PICA-Verbund oder das Konsortium OhioLink, ihren Kunden nicht nur den Zugriff auf die gemeinsamen

Bestände zu erleichtern, sondern damit auch die Möglichkeit der Direktausleihe oder, besser gesagt, der Dokumentenlieferung im weitesten Sinne zu verbinden.

Die heutige Technologie der offenen Systeme bietet dafür auch andere, vielleicht flexiblere und kostengünstigere Lösungen an, als das grosse integrierte Verbundsystem; jedenfalls aber ist die Abgrenzung von lokalen und Verbundfunktionen heute wieder stark in Fluss geraten.

Haben wir uns in Basel also in weiser Voraussicht nicht auf Umwege eingelassen, um dann gleich auf die Konzeptionen der Zukunft einsteigen zu können? Dies wären wohl etwas gar billige Lorbeeren. Viel eher waren es doch politische, organisatorische und finanzielle Rücksichten, auch die besondere Situation der Bibliothek, die zugleich Verbundzentrale spielt, die uns von der Solution composée abgehalten haben. Und nicht zuletzt hat uns der relativ geringe Benutzerdruck an einer langsam wachsenden Universität erlaubt, die dritte Automatisierungsphase ohne dramatische Folgen zurückzustellen.

Den Verzicht auf ein Lokalsystem möchte ich rückblickend eher als vorteilhaft bezeichnen. Dagegen hätte ein entschiedenerer Einsatz für die Beseitigung der Schwachstellen des alten SIBIL vielleicht doch erlaubt, das antiquierte und umständliche Ausleihverfahren im Interesse unserer Benutzer früher zu modernisieren.

Kehren wir zur ursprünglichen Fragestellung zurück, so dürfen wir also feststellen, dass die Ziele des Ratschlags in einigen Punkten sicher erreicht, in einigen auch klar übertroffen wurden. Wir müssen aber auch zugestehen, dass einige Versprechen bis heute offen geblieben sind.

Wir werden versuchen, das in den nächsten 10 Jahren noch etwas besser zu machen.

Vom Hochschulbibliothekskonzept zum  
Informationsverbund Basel  
Die Verbundkoordination auf der UB Basel

Felix Winter

Basierend auf dem Konzept des zweischichtigen Bibliothekssystems entstand in den letzten zehn Jahren der Bibliotheksverbund Basel an der Universität Basel. Das Nebeneinander von zentraler UB und von insgesamt über 100 Bibliotheken der Seminare, Institute und weiteren Anstalten (im weiteren Institutsbibliotheken genannt) zur Literaturversorgung an der Universität erfuhr dabei tiefgreifende organisatorische Veränderungen.

Mit dem Aufbau des Universitätsnetzes, dem Angebot von CD-ROMs im Netz und dem Zugang zu externen Bibliothekskatalogen und Datenbanken eröffneten sich zusätzliche Möglichkeiten zur Informationsversorgung für BibliothekarInnen, Lehrende und Studierende gleichermaßen.

Diese Entwicklung soll im vorliegenden Beitrag nachgezeichnet und die Möglichkeiten aufgezeigt werden, die die Verbundkoordination der UB und die Institutsbibliotheken gemeinsam mit Unterstützung der Universität, vorab im Rahmen des neuen Universitätsstatuts und der neuen Universitätsverwaltung, zur Optimierung der Informationsversorgung an der Universität Basel einschlagen können.<sup>1</sup>

### Einleitung

In den *Zukunftsperspektiven*<sup>2</sup> (1985: 2) setzte die Direktion der UB für eine "befriedigende Versorgung von Lehre und Forschung im Hochschulbereich mit Literatur und ihre weitere Verbesserung" voraus, dass:

- "die benötigte Literatur ausreichend vorhanden ist und kontinuierlich neu angeschafft werden kann;
- sie den Benutzern bequem und möglichst direkt zugänglich ist;
- sie umfassend erschlossen wird."

Auf diesen Grundpfeilern der koordinierten Literaturversorgung – Erwerbung, Erschließung und Zugänglichkeit – aufbauend, verstand die Direktion der UB ihre Rolle bei der Informationsversorgung des Universitätsbereichs als Auftrag für die Gesamtuniversität und unterstrich die in dieser Richtung bis zu jenem Zeitpunkt erbrachten Vorarbeiten.

Bis 1980, d.h. bis zur Einführung der EDV auf der UB, beruhte die Koordination zwischen der UB und den Institutsbibliotheken auf:

- Der Erwerbungscoordination von Monographien und Zeitschriften/Serien auf Grundlage der 'Weisungen betreffend Bibliothekswesen'.<sup>3</sup>

*Diese Weisungen von 1971 führten zur:*

- Belegung des seit den 1920er Jahren auf der UB geführten Zentralkatalogs, in den die Zettelmeldungen der Institute aufgenommen wurden.
- Herausgabe des 'Verzeichnisses der laufenden Zeitschriften und Serien im Basler Universitätsbereich'.<sup>4</sup>

*Nach 1980 kamen dazu:*

- Die Errichtung, respektive Konzipierung von Fachbereichsbibliotheken (Zusammenlegung von Institutsbibliotheken mit Beständen der UB) für die Bereiche Medizin und Sozial- und Wirtschaftswissenschaften.
- Die Automatisierung der Katalogisierung und das Angebot an die Institutsbibliotheken zur kooperativen Katalogisierung mit dem EDV-System (SIBIL) der UB.

Die Direktion konnte ein Jahr später ihre Vorstellungen über die Aufgabenteilung zwischen der UB und den Institutsbibliotheken im *Hochschulbibliothekskonzept*<sup>5</sup> zuhanden der vorgesetzten Behörden konkretisieren.

Dabei wurde an der zweigleisigen Literaturversorgung (am 'Netz von Bibliotheken verschiedener Art und Grösse') basierend auf der Erwerbungscoordination und der räumlichen Verteilung der Institutsbibliotheken ('Aufstellung am Ort der voraussichtlich intensivsten Benutzung mit garantierendem Zugang für alle interessierten Benutzer') festgehalten. Hingegen sei eine Erschliessung, die allen Angehörigen der Universität die Information über das Vorhandensein und die Verfügbarkeit der Literatur erlaubt, zu fördern und die Nutzung der UB als Depotbibliothek für von Instituten ausgeschiedene Materialien vorzusehen.

Als zentrales Mittel zur Realisierung dieses Bibliotheksnetzes sollte das von der UB verwendete Bibliothekssystem SIBIL dienen. Dazu bedurfte es jedoch einiger universitätsinterner Verbesserungen organisatorischer Art.

Die Liste der Verbesserungsvorschläge liest sich als Mängelliste am "Bestehenden". Dazu gehörten:

- Einbezug der UB bei allen Planungen im Hochschulbereich, die bibliothekarische Verhältnisse berühren.
- Bei Verlegungen von Universitätsinstituten sei auf die Nähe zur UB zu achten.
- Bei Neueinrichtungen eines Universitätsinstituts müssen EDV-Installationen vorgenommen werden ungeachtet der Einwilligung der betreffenden Institutsvorsteher.
- Vor der Einführung eines Bibliotheks-EDV-Systems in Institutsbibliotheken sei die Gesamt-EDV-Leitung der UB zu konsultieren.
- Schaffung einer Position in der Universitätsrechnung über die Ausgaben für Literatur der Universitätsinstitute.
- Professionalisierung der Personen, die die Institutsbibliotheken betreuen und Schulung in der EDV-Erfassung von Institutsbibliothekaren-
- Einsatz von Diplombibliothekarinnen auf Stör zur Katalogisierung der Bestände in kleineren Institutsbibliotheken.
- Rekatalogisierung des Zentralkatalogs der UB (mit dem Nachweis der Institutsbestände) in den EDV-Katalog der UB Basel.

- Ablösung von institutseigenen, personalintensiven Eigendokumentationen von Zeitschriftenartikeln durch Nutzung elektronischer Datenbanken.

Die genannten Vorschläge wurden ausdrücklich auf rein organisatorischer Ebene formuliert, um Konsequenzen juristischer oder finanzieller Art zu vermeiden. Als ein darüber hinausgehender Vorschlag und beste Lösung empfiehlt die Direktion, langfristig die Bildung von Bereichsbibliotheken für fachverwandte Gebiete unter der Verwaltung von bibliothekarischem Fachpersonal anzustreben.

*Im Anschluss von Institutsbibliotheken an den EDV-Katalog der UB<sup>6</sup>* wurden die bis heute massgebenden Bedingungen für den Anschluss an den EDV-Katalog ausgeführt und die im *Hochschulbibliothekskonzept* umrissenen Vorstellungen spezifiziert. Angesprochen wurden primär Bibliotheken mit ausreichenden personellen Kapazitäten und/oder bibliothekarisch geschultem Personal.

Von den anschlusswilligen Bibliotheken wird der Einsatz von diplomierten Bibliothekaren oder zumindest die Schulung des Personals im Gebrauch des EDV-Systems verlangt. Für die sachliche Erschliessung werden neben bibliothekarischen auch Fachkenntnisse und die Einarbeitung in die Regeln für den Schlagwortkatalog der UB gefordert.

Für Institute ist der Anschluss an den Verbundkatalog freiwillig. Ihre Aufwendungen bewegen sich im Rahmen der Kosten für die Hardware-Ausstattung und des Netzanschlusses. An den Kosten für den EDV-Katalog haben sie sich nicht zu beteiligen.

#### Die Verbundkoordination der UB Basel

Als Mittel zur Führung des Verbundkatalogs wurde eine lokale Koordination geschaffen. Die Initiative dazu ging von der UB aus. Sie stellte auch Personal aus ihrem Stellenetat und die nötige Infrastruktur zur Verfügung. Aufgrund ihres (Erwerbungs-)Koordinations-Auftrags, ihrer Grösse, Erfahrung und des EDV-Systems war sie dazu prädestiniert.

Damit waren 1989 von Seiten der UB die Voraussetzungen gegeben für die Eingliederung der ersten Institutsbibliotheken in den EDV-Katalog SIBIL.<sup>7</sup>

Für die Übernahme dieser zusätzlichen Aufgaben wurde die Stelle eines Verbundkoordinators und einer Verbundbibliothekarin geschaffen und gleichzeitig die Pflege des Zentralkatalogs und des 'Verzeichnisses der laufenden Zeitschriften und Serien im Basler Universitätsbereich' und die Störkatalogisierung in der neu gebildeten Abteilung integriert.

Dass UB und Institutsbibliotheken wechselseitig von einander profitieren, wird sich in den kommenden Jahren als selbstverständliches Argument für den Verbundanschluss durchsetzen, aber nicht das einzige bleiben.<sup>8</sup>

- Für die Benutzerinnen und Benutzer ist der Hauptgewinn, von jedem vernetzten Arbeitsplatz aus den Nachweis über die Bestände im Bereich der Universität Basel zu erhalten.
- Bessere Möglichkeit zur Koordination zwischen Fachreferenten der UB und Assistentinnen oder Bibliothekaren in den Institutsbibliotheken.

- Die Integration in den Verbund wird von Bibliothekaren auch für die persönliche Situation als positiv bewertet, da sie dadurch aus der Isolation einer Institutsbibliothek heraustreten und von der Hilfestellung der Verbundkoordination profitieren können.

Das Resultat davon ist ein besserer Service für die Bibliotheksbenutzerinnen und -benutzer der angeschlossenen Institutionen.

### Die Organisation der Verbundabteilung

Der Abteilung steht der Verbundkoordinator vor. Zusammen mit zwei Verbundbibliothekarinnen und einem Verbundbibliothekar (insgesamt 300 Stellenprozent) werden folgende Aufgaben ausgeführt:

*Verbundkoordinator.* Zu den Aufgaben des Verbundkoordinators gehört die Evaluation und Erstellung einer Projektanalyse einer anschlusswilligen Bibliothek. Neben der Erhebung des Ist-Zustands gilt es abzuklären, ob sich der Umfang des jährlichen Neuzugangs an Monographien und Zeitschriften für einen selbständigen Verbundanschluss lohnt, ob die Bibliotheksbetreuung personell gesichert ist und welche EDV-Lösung dem neuen Verbundpartner aufgrund der Umgebung zu empfehlen ist. Aus dieser Beratungstätigkeit zur Hardware und der Netztechnik erwachsen dem Verbundkoordinator weitere Aufgaben im Bereich der Vernetzung und damit verbundener Dienstleistungen wie CD-ROMs im Netz. Wegen diesen Funktionen erwies sich auch der Einsitz des Verbundkoordinators in der Informatikkommission der Universität als sehr nützlich.

*Verbundbibliothekarinnen und Verbundbibliothekar.* Ist die Entscheidung für eine selbständige Verbundteilnahme gefallen, werden die Bibliothekare durch die Verbundbibliothekarinnen in der Katalogisierung mit SIBIL ausgebildet. Ein Lehrgang, der von den Auszubildenden unter Betreuung selbständig durchgearbeitet wird, führt in die Programme des Bibliothekssystems SIBIL und die Grundlagen der Katalogisierung ein. In vielen, aber nicht allen Fällen handelt es sich bei den Auszubildenden um diplomierte Bibliothekarinnen. Je nach Vorkenntnissen dauert diese Grundausbildung zwei bis vier Monate, während denen die Auszubildenden zwei bis vier Halbtage pro Woche in der Verbundabteilung arbeiten. Nach Abschluss der Ausbildung beginnen die Bibliothekare selbständig in ihren Institutsbibliotheken zu arbeiten. Sie werden aber weiterhin von ihrer/ihrem Ausbilder/in betreut. Im Gegensatz zu Bibliothekarinnen, die in einem Team arbeiten, sind Institutsbibliothekarinnen in der Regel isoliert und haben so die Möglichkeit, sich mit bibliothekarischen Problemen an eine Verbundbibliothekarin zu wenden.

Eine Vertreterin der Verbundabteilung nimmt an den regelmässigen Sitzungen der *Kommission für Formalkatalogisierung* teil und arbeitet so aktiv an der Aktualisierung des Regelwerks mit. Die Neuerungen in der Katalogisierungspraxis werden den Institutsbibliothekaren mittels eines Mitteilungsblatts ('DSV-News') regelmässig bekannt gemacht, für dessen Herausgabe die Verbundabteilung auch zuständig ist.

Zur *Weiterbildung* und Information werden periodisch Verbundsitzungen für die Institutsbibliothekarinnen durchgeführt. Seit kurzem werden auch Informationen zur Nutzung von CD-ROMs im Netz und via Internet zugänglichen Bibliothekskatalogen und andere bibliothekarische Hilfsmittel abgegeben.

Ein weiterer Aufgabenbereich ist die Betreuung der fast 30 *unselbständigen Bibliotheken*. Das sind Bibliotheken, bei denen aufgrund der Grösse und/oder personellen Besetzung keine selbständige Verbundteilnahme angestrebt wurde. Hier haben sich verschiedene Formen der Zusammenarbeit mit dem Verbund ergeben:

Seit über 20 Jahren katalogisiert ein Mitarbeiter der UB für kleine Institutsbibliotheken vor Ort (sogenannte 'Störkatalogisierung'), vor Beginn der EDV-Erfassung konventionell mit Schreibmaschine, heute nur noch im Verbundkatalog.

Eine spezielle Form der Störkatalogisierung hat sich aus dem Umstand entwickelt, dass nicht alle Bibliotheken über eine entsprechende einsatzfähige EDV-Verbindung zum Bibliothekssystem verfügen. In diesen Fällen – meist handelt es sich um kleinere Bibliotheken ohne bibliothekarisches Fachpersonal – hat sich eingespielt, dass die Bibliotheksverantwortlichen Titelblattkopien anfertigen und weitere Angaben zur bibliographischen Beschreibung handschriftlich ergänzen. Diese Titel werden von den Verbundbibliothekaren erfasst. Als Entgegenkommen werden manche Bibliotheken zur Nachführung des Institutskatalogs mit Katalogzetteln beliefert.

Regelmässig treffen zudem auf Zettel katalogisierte Titelmeldungen ein, die von der Verbundabteilung in den EDV-Katalog eingearbeitet werden, wenn es die personellen Kapazitäten zulassen.

*Weitere Koordinationsarbeiten.* Die Aufzählung der Koordinationsarbeiten wäre unvollständig, wenn die von den Fachreferenten und -referentinnen der UB geleistete Koordinationsarbeit unerwähnt bliebe. Sie besteht zur Hauptsache aus der Erwerbungs- und Literaturkoordinierung, deren Zweck weniger die Einsparung von Geldern als eine breitere Literaturversorgung bei begrenzten Mitteln ist.

In vereinzelt Fächern bieten Fachreferenten Studierenden in Zusammenarbeit mit Assistentinnen Einführungen in das Bibliothekswesen an der Universität Basel und in die Nutzung von bibliographischen Hilfsmitteln an.

Die Betreuung der am Verbundschlagwortkatalog beteiligten Institutsbibliotheken erfolgt auf formaler Ebene durch die Schlagwortredaktion der UB und inhaltlich durch die Fachreferenten und -referentinnen der UB.

### Grenzen und Wachstum der Verbundabteilung

Die oben geschilderte Organisation des Bibliotheksverbunds wurde aufgebaut ohne die Existenz eines zentralen Führungsorgans für Bibliothekswesen im Universitätsbereich und ohne Einschränkung der finanziellen oder personellen Autonomie der Institutsbibliotheken.

Nicht zuletzt deshalb stiess die Verbundabteilung Ende 1992 an gewisse Wachstumsgrenzen.

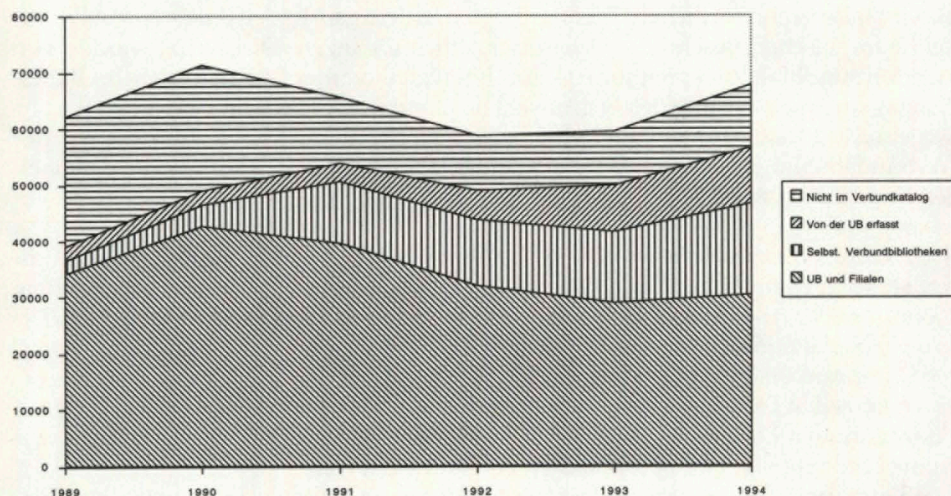
Der Verbundkoordinator A. von Arx hat zu jenem Zeitpunkt in 'Die zentrale Erfassung der Literaturbestände der Universität Basel im Bibliotheksverbund' den Stand

und die Planung in der Verbundkoordination dargestellt. Dabei wies er auf die personellen Engpässe in der Verbundabteilung hin.

Als Gründe für die Überlastung wurde der starke Zuwachs an selbständigen Verbundbibliotheken und der daraus folgende Betreuungsaufwand genannt. Parallel dazu sind auch mehr Titelmeldungen kleiner, unselbständiger Verbundbibliotheken bearbeitet worden (1992: 7).<sup>9</sup>

Der Verbundkoordinator plädierte für einen Aufnahmestopp neuer Verbundbibliotheken, bis sich die personelle Situation geklärt hat. Weiter wurde beschlossen, den Zentralkatalog nicht mehr weiterzuführen und statt dessen die zentrale Erfassung der Zettelmeldungen auszubauen. In einer Prioritätenliste wurde festgelegt, welche dieser Meldungen prioritär zu behandeln sind.

Ein Blick auf die Statistik der jährlichen Neuerwerbungen im Bereich der Universität Basel, aufgeteilt nach den Katalogisierungsstellen (UB und Filialen, Selbständige Verbundbibliotheken, Verbundabteilung der UB, Nicht im Verbundkatalog) verdeutlichen die Situation (vgl. Abb.1):



Hochschulbereich Basel: Jahreszuwachs (in Titeln)

Abb.1. Andres von Arx, 12. Januar 1995

Wurden 1989 drei selbständige Verbundbibliotheken mit 2'400 Neuerwerbungen betreut, sind es Ende 1994 deren 18 mit 16'229 Neuerwerbungen. Für 19 unselbständige Bibliotheken wird der Katalog durch die Verbundabteilung der UB und von zehn weiteren der Bestand aufgrund von Zettelmeldungen zusätzlich im EDV-Katalog erfasst, total 9'875 Titel. (Vgl. Abb. 2)

Parallel dazu mussten vom Verbundkoordinator eine zunehmende Zahl von Terminal-/PC-Anschlüssen betreut werden und nahmen die Aufgaben im Bereich der EDV wegen der im Universitäts-Netz angebotenen CD-ROM-Datenbanken zu.

Der personelle Engpass hat sich inzwischen leicht entspannt, ermöglicht aber noch nicht die Übernahme neuer Tätigkeiten, wie sie im folgenden Abschnitt skizziert werden.

Bibliothek	1989	1990	1991	1992	1993	1994
UB und Filialen	34'206	42'627	39'693	32'032	29'040	30'524
Selbst. Verbundbibliotheken	2'400	3'918	10'987	11'770	12'650	16'229
Von der UB erfasst	2'508	2'550	3'245	5'155	8'174	9'875
Nicht im Verbundkatalog	23'026	22'299	11'658	9'731	9'582	11'220
Total	62'140	71'394	65'583	58'688	59'446	67'848

*Zuwachs an Neuerwerbungen (in Titeln)*

*Abb.2. Andres von Arx, 12. Januar 1995*

### Der Weg zum Informationsverbund

In der Beschreibung der aktuellen Situation in den Institutsbibliotheken und der Erwerbungscoordination urteilt ein Institutsvorsteher folgendermassen über den Verbundnutzen: "Aber sogar wenn die schwierige Auswahl [der Literatur] getroffen ist, bleibt die Zahl der anzuschaffenden Publikationen sehr hoch; ... Hier hilft die Koordination der Bestände zwischen den Seminarbibliotheken und der UB; sie sorgt dafür, dass wenigstens keine unnötigen Doubletten entstehen. Seit die Bestände vieler Seminare in den gleichen Katalog wie jenen der UB aufgenommen werden und über Terminals auch in den Seminaren abrufbar sind, ist eine optimale Erschliessung möglich geworden".<sup>10</sup>

Dass selbst dieser gut ausgebaute Bereich der Erschliessung verbesserungswürdig ist, aber auch weitere Dienstleistungen zu einer zukunftsgerichteten Informationsversorgung gehören, soll im folgenden in Anlehnung an die 1989 zuhanden der Schweizerischen Hochschulkonferenz erarbeiteten 'Empfehlungen'<sup>11</sup>, für die Fredy Gröbli übrigens als Experte beigezogen wurde, aus der Optik der Verbundabteilung dargestellt werden.

### Lokale Strukturen

Für die Institutsbibliotheken an der Universität Basel gibt es bis anhin kein Koordinationsorgan, in dem alle interessierten Partner vertreten sind. Die Schaffung der Verbundabteilung ist auf die Initiative der UB zurückzuführen. Diese Tatsache trug jedoch dazu bei, dass von wenigen Ausnahmen abgesehen weder die Verbundkoordination noch die UB in den universitären Strukturen integriert wurden. Zu den Ausnahmen gehören der Einsitz des Verbundkoordinators in der Informatikkommission.

Als Lösung bietet sich die Schaffung eines zentralen Organs auf der Universität, eines Gremiums mit Kompetenzen und Weisungsbefugnissen für die Belange der Informationsversorgung an der Universität Basel an, die dank organisatorischer Einbindung in der Universität und finanzieller und personeller Mittel durchgesetzt

werden können. Die von der UB in dieser Richtung geleisteten Aufbauarbeiten könnten zu einer zugunsten der gesamten Universität zukunftsgerichteten Informationsversorgung ausgebaut werden.

Daneben ist der Einbezug in weitere universitäre Planungsgremien vorzusehen, z.B. in die Bauplanung. Bei jedem grösseren baulichen Vorhaben sind bibliothekarische Belange betroffen. Zu nennen sind Raum für Aufstellung, Benutzung, Arbeitsplätze, Archivierung und Vernetzung.<sup>12</sup>

### Bildung von Fachbereichsbibliotheken

Eine optimale Lösung zur professionellen und umfassenden Betreuung von Institutsbibliotheken liegt in der Bildung von Fachbereichsbibliotheken. Die Chance dazu bietet sich im Zusammenhang von baulicher Konzentration von Instituten. Sollten entsprechende Projekte anstehen, ist von Seiten der universitären Bauplanung der Verbundkoordinator in die Planungsgruppe unbedingt frühzeitig beizuziehen.

### Erwerbungscoordination

Die Weisungen betreffend Bibliothekswesen<sup>13</sup> regeln die Erwerbungscoordination zwischen den Instituten und der UB und sollen vor allem teure Doppelanschaffungen vermeiden.

Spezielle vertragliche Formen haben sich in den Fachbereichsbibliotheken herausgebildet. Dort beteiligen sich alle Institute mit einem gewissen Anteil an den Erwerbungen der Fachbereichsbibliothek.

Davon nicht berührt sind die Referenzbibliotheken der Lehrenden und Institutsangehörigen. Allerdings wird immer wieder festgestellt, dass sich diese zu eigentlichen 'Schattenbibliotheken' entwickeln. Die UB erhält Kenntnis von deren Existenz, wenn sie eine Grösse erreicht haben, die eine professionelle Verwaltung erfordert, dann wird die UB um Hilfe gebeten. Dass die Gelder für diese Schattenbibliotheken den Mitteln für das institutseigene Bibliotheksbudget entzogen werden, ist ein weiterer Nebeneffekt. Die Leidtragenden sind die Studierenden, die sich über eine mangelhafte Versorgung beklagen ohne die Hintergründe zu kennen.

Abhilfe könnte auch hier die Schaffung eines (Sach-)Budgetpostens für die Bibliothek in der Jahresrechnung aller Universitätsinstitute bringen, womit einem alten Desiderat der UB entsprochen würde.

Wurden bisher mit der erwähnten Weisung des Erziehungsdepartements grössere Literaturanschaffungen koordiniert, so wird auch eine koordinierte Erwerbung von elektronischen Medien aus Kostengründen unausweichlich sein. Die Erwerbung der oft sehr teuren CD-ROM(-Lizenzen) übersteigen das Budget einer Instituts- und der Universitätsbibliothek. Hier läge die Lösung in der Zuteilung von zusätzlichen Mitteln an die Universitätsbibliothek für die Erwerbung von CD-ROMs und zur Bereitstellung im Universitätsnetz, unter Umständen in Kooperation mit andern Universitäten.

Das zwar nicht alltägliche Problem des Berufungskredits für Bücher und Zeitschriften soll an dieser Stelle nicht vergessen werden. Nicht selten stürzt ein solcher Beru-

funktskredit die betroffenen Bibliothekare in selbst mit genügend Personal ausgestatteten Bibliotheken in Verlegenheit, da sie den unerwarteten Neuzugang während Jahren zu bearbeiten haben. Bei der Erteilung von Berufungskrediten ist unbedingt an die Sondermittel zur Erschliessung dieser zusätzlichen Bestände zu denken.

### Erschliessung

Die Besetzung von Bibliothekarenstellen mit Fachpersonal hat sich in den meisten, vor allem grösseren Institutsbibliotheken durchgesetzt. Es gibt aber noch Institute, die über keine bibliothekarische Etatstelle verfügen und selbst über Jahre hinweg Personal mit Sonderkrediten beschäftigen.

Die Universität müsste darauf drängen, dass eine der Institutsgrösse angepasste dauerhafte Lösung zur Betreuung der Bibliotheken gefunden wird. Welche Wege sich für kleinere Institute eröffnen, wird hier weiter ausgeführt.

### Störkatalogisierung

Ging B.Wessendorf in seinem Papier 'Anschluss von Institutsbibliotheken an den EDV-Katalog'<sup>14</sup> vor allem auf die selbständig arbeitenden Bibliotheken ein, bieten sich der UB zukünftig auch Möglichkeiten, wenn ihr nicht sogar die Pflicht auferlegt wird, gerade die sogenannt unselbständigen Bibliotheken zu unterstützen in der Erfassung und Pflege ihrer Bestände.

Von einigen Ausnahmen abgesehen, sind die Bibliotheken, die bis jetzt noch nicht dem SIBIL-Verbund angeschlossen sind, keine Kandidatinnen für eine selbständige Verbundteilnahme. Durch die gemeinsame Betreuung einer Sekretärin und durch Hilfsassistentinnen und -assistenten, die wegen ihres befristeten Anstellungsverhältnisses keine Kontinuität gewähren, werden die Bibliotheken zum Teil in sehr gutem Zustand geführt, aber doch mit zweiter Priorität behandelt. Die selbständige Verbundteilnahme erfordert ein Minimum an Routine und Regelmässigkeit.

Für diese Bibliotheken ist das Konzept des Störbibliothekars oder der Störbibliothekarin eher vorzuziehen. Der Wunsch nach einer solchen Lösung ist von Seiten der Institutsbibliotheken gross, da sie eine professionelle Erschliessung der eigenen Bibliothek ermöglicht, deren Grösse die Anstellung einer Fachkraft nicht rechtfertigt. Bereits in den *Zukunftsperspektiven* wurde diese Lösung vorgeschlagen mit der Begründung, dass die automatisierte Erfassung gegenüber der konventionellen viel stärker formalisiert werden müsse und deshalb bibliothekarisch geschultes Personal voraussetze. "Wo sich dessen ständige Beschäftigung in kleineren Institutsbibliotheken nicht rechtfertigt, erscheint für die Katalogisierung der schon früher empfohlene periodische Einsatz von Diplombibliothekaren, die zu diesem Zweck bei der UB anzustellen wären, nach wie vor als die beste Lösung (1985: 4)."<sup>15</sup>

Weitere Einsatzmöglichkeiten von Störbibliothekarinnen bestehen bei längeren, z.B. krankheits- oder urlaubsbedingten Absenzen, bei Vakanzen oder zur Unterstützung bei grösseren Eingängen, z.B. im Zusammenhang von Berufungskrediten oder Nachlässen. In solchen Fällen kann die Kontinuität der Erfassung gewährleistet werden.

Als eine spezielle Form von Störkatalogisierung könnte eine von mehreren Instituten 'geteilte' Bibliothekarin (d.h. gemeinsame Finanzierung) eingeführt werden, die mit den für die Bibliotheken beauftragten Assistenten oder Sekretärinnen zusammenarbeitet unter der Obhut der Verbundkoordination. Gerade wo die Sammelschwerpunkte besondere Fachkenntnisse neben den bibliothekarischen voraussetzen, z.B. für Musikalien, bietet sich diese Lösung an.

### Rekatalogisierung der Institutsbestände

Im Zusammenhang mit einem Verbundanschluss wird häufig die Frage nach der Rekatalogisierung der Institutskataloge aufgeworfen. Werden die Vorteile einer EDV-Katalogisierung einmal erkannt, tritt der Wunsch auf, einen grösseren Teil des Bestands im EDV-Katalog nachgewiesen zu haben, um die Recherche in zwei Katalogen zu vermeiden.

Zudem entschliessen sich einige Bibliotheken in der Übergangsphase, bis ein gewisser Teil des Institutsbestands im EDV-Katalog erfasst ist, zur Fortführung des alten Katalogs aufgrund der mit SIBIL gedruckten Katalogzettel. In Anbetracht der unnötigen Doppelarbeiten versteht sich von selbst, dass dies nur eine vorübergehende Lösung sein kann.

1991 stellte die UB deshalb an das Erziehungsdepartement ein Gesuch zur Finanzierung der Rekatalogisierung des Zentralkatalogs (ab 1971ff.). Das Gesuch wurde zurückgestellt. Mit der Realisierung dieses Projekts hätte ein grosser Teil der Institutsbestände zentral erfasst und nachgewiesen werden können.<sup>16</sup>

Inzwischen werden verständlicherweise institutseigene Rekatalogisierungsprojekte in Angriff genommen mit dem Resultat, dass der Betreuungs- und Schulungsaufwand dieser partiellen Rekatalogisierungsprojekte insgesamt grösser als bei einem zentral durchgeführten Projekt ist und zum Teil wieder auf die Verbundkoordination zurückfällt.

### Katalogisierung, Pflege und Ausleihe neuer Medien

Im bereits erwähnten Beitrag weist B. Engler auf die Überforderung von Seminaren hin, auch die neuen, meist elektronischen Medien, Audio- und Videomaterial (Film, Radio, Fernsehen, Computer) zu verwalten. In den meisten Seminaren werde solches Material mehr oder weniger systematisch gesammelt, "aber sie sind untereinander nicht vernetzt. Es braucht Abspielgeräte (die nicht wie Bücher wartungsfrei sind)... Die UB könnte und sollte hier wegen ihres gut funktionierenden Ausleihsystems eine wichtige Rolle spielen".<sup>17</sup> Die UB bietet sich nicht nur wegen des gut funktionierenden Ausleihsystems an, sondern wegen ihrer Funktion als zentrale Einrichtung der Universität. Zur koordinierten Erwerbung und/oder Verwaltung muss sie jedoch mit entsprechenden Mitteln und Kompetenzen ausgestattet werden.

Entsprechende Vorbilder gibt es in der unmittelbaren Nachbarschaft der Universität Basel. Auf der UB in Freiburg i. Br. werden in einer eigens dafür eingerichteten Abteilung audiovisuelle Materialien unter Einhaltung urheberrechtlicher Beschränkungen ausgeliehen und die entsprechenden Abspielmöglichkeiten, auch für Gruppen (z.B. zwecks Seminarübungen) geboten.

## Inhaltserschließung in den Institutsbibliotheken

Die meisten Institutsbibliotheken pflegen eine Sacherschließung, sei es eine verbale oder klassifikatorische, aufgrund hauseigener oder anderweitig verbreiteter Regelwerke.

Vier Institutsbibliotheken der Universität Basel haben sich entschlossen, an dem im DSV geführten Schlagwortkatalog mitzuarbeiten, zusammen mit weiteren 30 Personen, vorwiegend aus den Hauptbibliotheken und deren Fachbereichsbibliotheken in Basel und Bern. Jährlich werden ca. 35'000 Titel der 100'000 neukatalogisierten Titel im DSV beschlagwortet.

Zur Zeit werden die Beschlagwortenden der Institute von der Schlagwortredaktion der UB mitbetreut und von den Fachkolleginnen der UB beraten. Dies führt zu einer Mehrbelastung dieser UB-Mitarbeiter bei gleichbleibendem Arbeitspensum. Von dieser Seite sind einer weiteren Aufnahme von Institutsbibliotheken in den Verbundschlagwortkatalog gewisse Grenzen gesetzt.

Allenfalls müsste eine verstärkte Zusammenarbeit zwischen Verbundkoordination und Schlagwortredaktion gesucht werden.

Meist kleineren Institutsbibliotheken ist eine Verbundbeschlagwortung wegen der befristeten Anstellungsverhältnisse der für die inhaltliche Erschließung zuständigen Assistenten unmöglich. Angesichts des Schulungsaufwands und der zu erwartenden mangelnden Routine lohnt sich die Einarbeitung dieser Assistenten nicht. Für diese Bibliotheken wäre die Einführung einer bisher nicht praktizierten Dienstleistung 'inhaltliche Erschließung auf Stör' zu prüfen. Damit würde die gewünschte Kontinuität der personellen Besetzung und in der Beschlagwortung gewährleistet.

## Neue Informationsmittel

Bis Ende der 80er Jahre gehörte zu den Leistungen, von denen eine Verbundbibliothek profitierte, neben dem Zugang zu den Erfassungs- und Abfrageprogrammen SIBIL, der Zugang zu weiteren Bibliotheksnetzen, u.a. zum Westschweizer Bibliotheksverbund (RERO) und zur ETH-Bibliothek Zürich. Mit der Nutzung von CD-ROMs im Netz wurde diese Situation schlagartig verändert. CD-ROMs waren nicht mehr an einen Ort gebunden und somit nicht mehr den Benutzern der UB oder ihrer Filialbibliotheken vorbehalten. Eine weitere Dimension wurde erreicht mit dem Zugang zu den Internet-Ressourcen, die zu bibliographischen und katalographischen Zwecken genutzt werden können, von Bibliothekaren und Benutzern gleichermaßen. Letztere gelangen wiederum ratsuchend an die Bibliothekare, die dadurch zu einer Verlängerung der Informationsabteilung der UB werden.

Diese EDV-technischen Neuerungen wären ohne den Einsatz des Verbundkoordinators z.B. bei der Installation und Wartung von CD-ROMs nie möglich gewesen. Zwar ist er aufgrund seiner Funktionen und Kenntnisse zur Übernahme dieser Aufgabe prädestiniert, doch wurde ihm dieser Bereich, wie so manches in der Geschichte des Verbundes übertragen, ohne entsprechende Erhöhung des Stellenetats.

## Weiterbildung der Institutsbibliothekare

Mit der Teilnahme am Katalogverbund tritt eine Bibliothek in der Regel aus der bibliothekarischen Isolation heraus und wird quasi öffentlich. Zwar kann sich eine Bibliothek explizit als Präsenzbibliothek deklarieren oder sich aus dem interbibliothekarischen Leihverkehr ausschliessen, trotzdem tritt sie ins Bewusstsein eines grösseren potentiellen Benutzerkreises, dem sie laut Leistungsauftrag den Zugang ermöglichen sollte. Vor allem grössere Bibliotheken kommen diesem Auftrag gerne nach und bieten die üblichen bibliothekarischen Dienstleistungen an.

Damit werden die Institutsbibliothekarinnen mit neuen Aufgaben, Informationsquellen und Medien konfrontiert, deren Umgang eine gründliche Schulung und Weiterbildung (in Form von Kursen, persönlichen Anleitungen oder Mitteilungen) bedingen. Wie von A. Spinnler in dieser Festschrift ausgeführt wird, ist die Nutzung von CD-ROM- und Online-Datenbanken ohne eine entsprechende Schulung von eingeschränktem Erfolg.

In diesem Bereich konnte die Verbundkoordination bisher aus personellen Gründen nur in beschränktem Masse aktiv werden, sie könnte jedoch einerseits von einem Informationsnetz profitieren, das sie für die Formalkatalogisierung im Bereich der Universität Basel bereits aufgebaut hat und das eingespielt ist, und andererseits die engen Kontakte zur Informationsabteilung der UB nutzen.

### Fazit

Eine von der UB(-Verbundkoordination) und den Institutsbibliotheken gemeinsam getragene Informationsversorgung der Studierenden, des Lehrkörpers und weiterer Interessenten ist als Ziel anzustreben. Davon sind die klassischen Informationsmittel Monographien und Zeitschriften und deren bestmöglichen Erschliessung vor Ort nicht wegzudenken, sie schliesst aber – wie in einigen Instituten ansatzweise bereits verwirklicht – die Beratung und Nutzung von elektronischen Informationsmitteln wie CD-ROMs, Bibliothekskatalogen und anderen via Internet zugänglichen Ressourcen mit ein.

Zur Schaffung einer rechtlichen Basis können die im wesentlichen noch immer gültigen *Empfehlungen* von 1989 dienen oder ähnliche Konzepte beigezogen werden, z.B. das der Universität Freiburg i.Br., wo in vorbildlicher Weise seit Ende der 60er Jahre eine enge Zusammenarbeit zwischen dem Universitätskanzler und dem UB-Direktor zustande gekommen ist.<sup>18</sup>

Nicht auszuschliessen ist eine Untersuchung über das Bibliothekswesen an der Universität Basel, ähnlich der Ende 1994 an der Universität Bern von einer externen Beratungsfirma durchgeführten Untersuchung.<sup>19</sup> Mittels Interviews und schriftlichen Befragungen von Betroffenen wurden die Stärken und Schwächen des Bibliothekssystems zusammengetragen und darauf basierend eine Empfehlung zur Entwicklung einer Strategie allen Beteiligten zur Diskussion unterbreitet.

Um eine für alle Beteiligten optimale Realisierung eines Informationsverbunds Basel zu erreichen, sei zuletzt auf den wesentlichsten Punkt der *Empfehlungen* nochmals hingewiesen: die Schaffung der entsprechenden Organisationsstruktur verbunden mit entsprechenden rechtlichen Grundlagen und Kompetenzen.

Eine Chance dafür besteht an der Universität Basel zur Zeit im Zusammenhang mit dem neuen Universitätsstatut und in der folgenden Realisierung dieser Reorganisationsbestrebungen. Es wird nicht nur die Funktion der zentralen Einrichtung der UB, sondern auch die Funktion der Institutsbibliotheken in diesem Netz der Informationsversorgung davon berührt.

### Anmerkungen

- 1 Für einen Vergleich mit andern schweizerischen Hochschulbibliotheken sei verwiesen auf: Gröbli, Fredy: Lokale Koordination an schweizerischen Hochschulbibliotheken. In: Information gestern, heute, morgen. Festschrift für Ferdinand Baumgartner. Hrsg. v. I. Dosoudil, P. Rauchbauer (1991). Wien: Literas Universitätsverlag.
- 2 Zukunftsperspektiven. Universitätsbibliothek Basel (1985). Basel: Universitätsbibliothek (unveröffentlicht).
- 3 Weisungen betreffend Bibliothekswesen. Erziehungsdepartement des Kantons Basel-Stadt. Basel, 27. April 1984.  
(Revidierte Fassung der Weisungen vom 22. Februar 1971)
- 4 Verzeichnis der laufenden Zeitschriften und Serien im Basler Universitätsbereich. Universitätsbibliothek Basel (1972). Basel: Universitätsbibliothek.
- 5 Hochschulbibliothekskonzept. Universitätsbibliothek Basel (1986). Basel: Universitätsbibliothek (unveröffentlicht).
- 6 Wessendorf, Bert (1989): Anschluss von Institutsbibliotheken an den EDV-Katalog der UB. Basel: Universitätsbibliothek (unveröffentlicht).
- 7 Im selben Jahr wurde der Vertrag zwischen den Kantonen Basel-Stadt und Bern zur Führung eines gemeinsamen EDV-Katalogs auf der Grundlage des auf der UB verwendeten Bibliothekssystems SIBIL geschlossen und damit der Deutschschweizer Bibliotheksverbund (DSV) gegründet.
- 8 1994 schwankte die Überschneidungsquote bei den Institutsbibliotheken zwischen 7 und 69 Prozent.
- 9 Von Arx, Andres (1992): Die zentrale Erfassung der Literaturbestände der Universität Basel im Bibliotheksverbund. Basel: Universitätsbibliothek (unveröffentlicht).
- 10 Engler, Balz (1993): Zwischen Buch und Datenbank. Die Bibliotheken der Seminare und Institute.  
In: Uni-Nova: Mitteilungen aus der Universität Basel, 68, S. 24.
- 11 Lokale Koordination im Bereich der Hochschulbibliotheken.  
Empfehlungen der Kommission für Universitätsbibliotheken.  
Schweizerische Hochschulkonferenz. Mai 1989.

- 12 An dieser Stelle sei auf die Erhebung 'Bibliothekskonzept der Universität Basel' von 1991/2 durch J. Waibel im Auftrag des Baudepartements des Kantons Basel-Stadt hingewiesen. Ein Beispiel für eine schlecht koordinierte Arbeit im Bereich Bibliotheken an der Universität Basel. Eine inhaltliche Auswertung der statistischen Zahlen ist zudem noch ausstehend.
- 13 Weisungen betreffend Bibliothekswesen. Erziehungsdepartement des Kantons Basel-Stadt. Basel, 27. April 1984.  
(Revidierte Fassung der Weisungen vom 22. Februar 1971).
- 14 siehe 6
- 15 siehe 2
- 16 Andres von Arx schätzt den forschungsaktiven Altbestand der Institute auf etwa 360'000 Titel. In: Die zentrale Erfassung der Literaturbestände der Universität Basel im Bibliotheksverbund / Andres von Arx. Basel: Universitätsbibliothek, 1992 (unveröffentlicht).
- 17 Siehe 10, S. 2
- 18 Vgl.: Sühl-Strohmenger, Wilfried (1989): Das Bibliothekssystem der Albert-Ludwigs-Universität in Freiburg im Breisgau: Bestandsaufnahme und Ausblick. Freiburg i. Br.: Universitätsbibliothek.
- 19 Literaturversorgung an der Universität Bern: eine Untersuchung über Stand und Perspektiven des Bibliothekswesens an der Universität Bern, im Auftrag der Zentralen Bibliothekskommission der Universität/ Dialog Dokumentations- und Organisationsberatung. Zürich (1994).

Der Einbruch der Zahl in die heile Welt  
der Buchstaben  
Von der Lesestube zum Informationsbetrieb

Edmund Wiss

### Ausklang der guten alten Zeit

Zu Beginn der sechziger Jahre war die Welt der Öffentlichen Bibliothek der Universität Basel noch in Ordnung. Gedämpftes Licht, gedämpfte Stimmen, ein gediegenes Publikum bestimmten die Atmosphäre, Bürodienere mit Büroschürze oder doch wenigstens Ärmelschonern versuchten, möglichst unauffällig zu Diensten zu sein.

Der Bezug des Neubaus 1964 brachte der Bibliothek zwar die nötigen Platzreserven, doch wurde damit auch die heimelige Atmosphäre der Lesestube zerstört. Auf den Bibliotheksbetrieb als Ganzes hatte er aber ausser der Anpassung an ein paar technische Gegebenheiten wenig Einfluss. Der Neubau wurde für die herkömmliche Bibliotheksstruktur geplant, was sollte sich da schon ändern.

Die Sorgen der Bibliotheksleitung galten natürlich dem zu knappen Anschaffungsbudget, den Baumängeln – das lecke Dach des Neubaus wird jahrzehntelang geflickt werden – und dem Personal. Zwar gab es genügend Stellen, doch liessen sie sich wegen der schlechten Bezahlung nicht besetzen.

Es wäre vermessen zu behaupten, Zahlen hätten in dieser Bibliothekswelt keine Rolle gespielt: immerhin gab es das Budget und natürlich die Bibliotheksstatistik. Doch die Zahlen dienten eher als Dekor nach aussen, denn als betriebliche Information nach innen. Der Jahresbericht hatte eine Funktion als Leistungsausweis der Bibliothek, steigende Zahlen bewiesen den Erfolg. So wurde gezählt, was sich zählen liess – jeder Transfer eines Katalogzettels hinterliess seine Spur in irgendeinem Zahlenberg. Zeigten sich die Zahlen widerspenstig, wurde auch einmal geschönt. Das spielte nicht so eine grosse Rolle. (Als Beispiel: Nach Eröffnung des neuen Lesesaals mit einem beträchtlich vergrösserten Angebot gingen die Ausleihen in den Lesesaal zurück. Der Situation wurde Rechnung getragen, indem die Steigerungsraten der Vergangenheit einfach fortgeschrieben wurden.)

Doch es mehrten sich die Zeichen, dass der Bibliothekswelt auch in Basel Änderungen bevorstanden. Vor allem aus den USA, aber auch aus Deutschland berichtete die Fachliteratur von neuartigen Entwicklungen. Die immer weitere Akzeptanz, die die Vorstellung einer internationalen Standardbuchbeschreibung, der ISBD, fand, würde wohl nach und nach auch Auswirkungen auf die Katalogregeln der Universitätsbibliothek Basel zeitigen.

Noch beunruhigender aber wirkten die Nachrichten von den technischen Neuerungen. Gerade erst hatte das Kopierwesen in den Bibliotheken seinen Einzug gehalten, nun stand eventuell eine noch tiefgreifendere Technisierung, die Nutzbarmachung der EDV, bevor. Man hoffte sehr, davon verschont zu bleiben, und freute sich an den Misserfolgen im Ausland. Doch die Lage war ernst: Selbst in der Schweiz begann die ETH-Bibliothek mit den ersten Schritten der EDV-Einführung. Gottlob waren das ja nur Techniker ...

## Vielfältige Änderungen

Die mannigfaltigen Entwicklungen der letzten dreissig Jahre, vielfach untereinander verknüpft, haben die Ansprüche der Öffentlichkeit an die Bibliotheken beeinflusst und deren Aufgaben verändert. Hier soll kurz nur auf einige der wichtigeren eingetreten werden; Ausführlicheres zu einzelnen Punkten kann zum Teil anderen Beiträgen dieser Festschrift entnommen werden.

Weltweit hat der Erziehungssektor seit den sechziger Jahren einen Boom erlebt. Der Wegfall der sozialen Schranken auf der Gymnasialstufe öffnete auch die Universität neuen Bevölkerungsschichten. Die steigende Zahl der Studenten und vor allem der Studentinnen erschwerte den Bibliotheken die ausreichende Informationsversorgung.

Die Wissenschaft selbst entfaltete sich immer mehr, zu den traditionellen Fächern kamen sich schnell entwickelnde neue dazu. In allen Bereichen explodierte die Zahl der wissenschaftlichen Publikationen. Gleichzeitig wurde der Wissenschaftsbetrieb immer internationaler. Damit stieg das für die Bibliothek relevante Literaturangebot noch zusätzlich an.

Die starke Nachfrage nach aktueller wissenschaftlicher Literatur verschob bei der Universitätsbibliothek das Gewicht von der Aufbewahrungs- zur Benutzungsfunktion. In Zusammenarbeit mit den Instituts- und Seminarbibliotheken der Universität wurde versucht, dem Bedürfnis bestmöglichst nachzukommen. Zeichen dieser Öffnung setzte die Inbetriebnahme der beiden Filialbibliotheken, der Medizinbibliothek und der WWZ-Bibliothek.

Auch die Sammeltätigkeit beeinflusste diese Gewichtsverschiebung. Angeschafft wurde nicht mehr nur für die dauernde Aufbewahrung qualifizierte Literatur, sondern zum Teil auch recht kurzlebige Information, die jedoch intensiv verlangt wurde. Die Öffnung der Universitätsbibliothek erfolgte aber nicht nur in Richtung auf die Benutzer und die lokalen Bibliotheken der Universität, sondern hin zu allen grossen wissenschaftlichen Bibliotheken der Schweiz. Denn alle wichtigen Fragen in den Bereichen Anschaffung, Erschliessung, Benutzung und Aufbewahrung der Literatur überforderten die Möglichkeiten einzelner Betriebe und konnten nur noch in Zusammenarbeit zufriedenstellend gelöst werden. Ein erster und wichtiger Schritt war die Ausarbeitung der gemeinsamen schweizerischen Katalogisierungsregeln (VSB-Regeln) und deren Einführung in allen grossen Bibliotheken. Weitere Schritte folgten (z.B. der Ausbau des interbibliothekarischen Leihverkehrs).

Die Bibliothek als Arbeitgeber ist auch den allgemeinen sozialen Veränderungen unterworfen. Am auffälligsten war in den letzten dreissig Jahren das starke Anwachsen der Frauenbeschäftigung (von 20 Prozent auf über 50 Prozent) und teilweise davon abhängig der Teilzeitbeschäftigung (von 10 Prozent auf über 50 Prozent). In der Mitte der sechziger Jahre waren Frauen neben dem Sekretariat und der Telefonzentrale nur im Diplombibliothekarenbereich tätig. Später folgte das Fachreferat, dann stiessen die Frauen auch in die technischen Abteilungen vor und zuletzt ins Magazin.

Nicht zufällig soll am Schluss dieses Kapitels kurz auf die augenfälligste Veränderung eingegangen werden: den technischen Wandel. Die technischen Hilfsmittel der Bibliotheksarbeit hatten sich seit der Einführung der Schreibmaschine und des Telefons nach der Jahrhundertwende kaum mehr verändert. Noch in den siebziger

Jahren bestand das Handwerkszeug des Bibliothekars neben der Schreibmaschine und dem Telefon aus Bleistift, Gummi, Federmesser und Korrekturlack. Die Einführung von IBM-Kugelkopfmaschinen mit Korrekturband im Jahre 1976 war für viele Mitarbeiter fast unzumutbar. Und typisch für den Zeitgeist wurde die Frage gestellt, ob man gezwungen werden könne, mit dieser elektrischen Ausrüstung zu arbeiten. Nur vier Jahre später sass die Katalogisierungsabteilung vor dem Bildschirm.

### Finanzielle Knappheit

Die Klagen der Bibliothekare über die knappen finanziellen Mittel gehören ebenso zum internationalen Berufsritual wie die Aufrufe der Regierungen zum Sparen. Die Situation im Jahre 1969 unterschied sich insofern von der üblichen, als dass die Regierung, die selbst schon dem Krediterhöhungsgesuch der Bibliotheksleitung eine Abfuhr erteilt hatte, noch vom Parlament übertroffen wurde, das den Kredit unter den Vorjahreswert kürzte. Regierung und Parlament liessen es aber in der Folge nicht bei der Kürzung bewenden, sondern sie wiesen die Bibliothek an, von nun an kaufmännisch einzukaufen, insbesondere dem Preisgebaren der lokalen Buchhändler durch Direkteinkauf im Ausland zu trotzen. Gleichzeitig forderte die Basler Regierung die schweizerische Kartellkommission auf, den Büchermarkt zu untersuchen. Eine noch heute aktuelle Fortsetzungsgeschichte nahm so ihren Anfang.

Dieser Wink der Basler Regierung an die Bibliothek war insofern von Bedeutung, als die übliche Reaktionsweise auf Budgetkürzungen, nämlich klagen, sich einschränken und auf bessere Zeiten warten, durchbrochen wurde. Die Bibliothek setzte sich in der Folge zum ersten Mal betriebswirtschaftlich mit ihren Ausgaben auseinander, nicht nur im Buchhandel, nein z.B. auch bei den Buchbindern. Sie überlegte, welche Leistung sie haben muss und welchen Preis sie dafür zu zahlen bereit ist.

Und noch einen weiteren Eingriff erlaubte sich die Regierung kurz darauf. Sie wies die Bibliothek an, Fachbudgets zu erstellen und die Anschaffungen mit den Instituten und Seminaren verbindlich zu koordinieren.

### Personalrestriktionen

Die sieben mageren Jahre waren offensichtlich noch nicht vorbei. Die Regierung verordnete dem Kanton zur Gesundung einen zehnpromzentigen Personalabbau. Diese Massnahme löste wohl mehr innovatives Denken aus als alle Sparappelle. Denn Personal stellte traditionell beim Vater Staat keine knappe Ressource dar.

Staatspersonal war in der Vergangenheit einfach da, anständig bezahlt und in sicherer Stelle. Einer mehr oder weniger spielte keine so grosse Rolle. Darum haben auch manchmal Politiker ihre Bekannten ohne Schaden irgendwo in der staatlichen Verwaltung versorgt.

Und nun plötzlich: das Personal als Kostenfaktor. So zufällig war allerdings der Zeitpunkt der Personalreduktion nicht. Der Kanton hatte soeben eine Besoldungsrevision durchgeführt, die den Staatsangestellten marktgerechte Löhne brachte, und dafür wollte man nun eine Gegenleistung. Die gesamte Verwaltung wurde aufgefordert, Vorschläge für die Umsetzung dieser Personalreduktion einzureichen.

Die Bibliothek geriet dadurch in eine schwierige Situation. Sie sollte dauernd wachsenden Ansprüchen der Benutzer und einem schnell zunehmenden Informationsangebot Genüge tun mit zu kleinen Krediten und abnehmendem Personal.

Und eine Hoffnung erfüllte sich nicht. Die Regierung hielt auch nach dem erfolgten Personalabbau eisern an der Personalrestriktion fest – bis heute. Forderungen nach mehr Mitarbeitern wurden bestenfalls mit der Bewilligung von temporären Aushilfen beantwortet. Selbst die in der Vorlage für die Einführung der EDV beantragten zusätzlichen Stellen wurden, obwohl vom Parlament genehmigt, von der Regierung nicht geschaffen.

### Der Einbruch der Zahl in die Tätigkeit der Bibliothek

Unter den geschilderten Umständen war es klar, dass neue Angebote an die Benutzer nur möglich würden, wenn man gleichzeitig herkömmliche Tätigkeiten reduzierte oder ganz abbaute. Als erstes wurde die Sammeltätigkeit kritisch gewürdigt. Berge von Tauschgut, insbesondere Dissertationen, und von Geschenken verstopften die Bearbeitungskonäle. Der Grund lag darin, dass für die Aufnahme des 'gratis' eintreffenden Materials viel largere Kriterien galten als für den Kauf von Literatur. Der Studentenboom hatte uns eine Dissertationenflut vor allem aus Deutschland gebracht, die nicht mehr bewältigt werden konnte.

Die Tatsache, dass Personal nun ein teurer Faktor war und die Anschaffungskosten der Literatur nur einen Fünftel der Gesamtkosten pro Einheit für die Bibliothek darstellten, dass also ein Geschenk, das 80 Prozent kostet, ein sehr relatives ist, diese Tatsache fand keinen Niederschlag im täglichen Handeln. Die simple Aufforderung, für die Aufnahme von Tauschgut oder Geschenken die gleichen Kriterien gelten zu lassen wie beim Kauf, wurde als völlig untauglich verworfen; zwar selten offen, aber doch de facto. Bei den Geschenkanahmen akzeptierte man zögerlich die neue Situation. Es schien einzuleuchten, dass mit den neuen (schlechten) Zeiten wohl auch die hergebrachten Anstandsregeln untergehen mussten, und man schickte sich unwillig an, den geschenkten Gäulen ins Maul zu schauen.

Ganz anders aber und heftiger fiel die Reaktion beim akademischen Tausch aus. Der Einbruch der Zahl in die hehre Welt der Buchstaben wurde zum erstenmal abgelehnt. Man empfand es als illegitim und wider den Geist der Universität, eine inhaltliche und wissenschaftliche, also qualitative Frage, nämlich was zum Bestand einer Universitätsbibliothek zu gehören habe, durch fremde, äussere und betriebswirtschaftliche, also quantitative Kriterien beeinflussen zu lassen. Dabei wurde völlig übersehen, dass im Bereich des Kaufes eines dieser äusseren Kriterien, die Knappheit der Mittel, längst hatte hingenommen werden müssen.

Es folgten Jahre des zähen Ringens. Unterstützung bekam die Leitung der Bibliothek vor allem von der Benutzungsabteilung, die sich dagegen wehrte, grosse Mengen von nie nachgefragter Literatur versorgen und verwalten zu müssen. So wurde zuerst die unverlangte Lieferung von Dissertationen differenziert nach Fakultäten und Ländern abbestellt, was immerhin eine Reduktion von rund 20'000 auf 2'000 Einheiten pro Jahr brachte. Später schränkte das gleiche Selektionsverfahren den Eingang der sogenannten akademischen Schriften erheblich ein. Dieser akademische Schriftentausch war ohnehin zu einem undefinierbaren Konglomerat verkommen. Neben

hochwertigen Zeitschriften und Serien von renommierten Universitäten und wissenschaftlichen Gesellschaften wurden unsystematisch Reden, Protokolle, Vorlesungsverzeichnisse und weiteres graues Material sowie reichlich politisches Propagandamaterial in alle Welt verschickt. Und überall bildete dieser Literaturzufluss das gleiche Ärgernis. Gerade an dieser zum Ritual der internationalen wissenschaftlichen Gemeinschaft gewordenen Institution entzündeten sich die heftigsten Meinungsverschiedenheiten.

Angesichts dieser Sackgasse sprang aber der Funke betriebswirtschaftlichen Denkens auf die Katalogisierung über. Wenn es schon nicht gelang, dieses Material ausser Haus zu belassen, so sollte wenigstens der interne Aufwand so weit wie möglich reduziert werden. Bei den Dissertationen galt von jeher ein vereinfachtes Katalogisierungsverfahren. Bei den übrigen Tauschschriften wurde nun der Aufwand genau untersucht und festgestellt, dass gerade das wissenschaftlich zweifelhafte, allenfalls politisch interessante Material aus Osteuropa einen unverhältnismässig hohen Aufwand erforderte. Daraus entstand erneut ein Druck gegen die Aufnahme solcher Literatur. (Dieses Problem ist der Bibliothek mittlerweile durch die politischen Ereignisse abgenommen worden.)

Auch die Benutzungsabteilung blieb vom betriebswirtschaftlichen Denken nicht ganz verschont. Neben diversen internen Reorganisationen wurden die Öffnungszeiten besser den Bedürfnissen einer Mehrzahl der Benutzer angepasst. Auf gewisse individuelle Präferenzen konnte leider wegen der Personalknappheit nicht mehr Rücksicht genommen werden.

#### Der Einbruch der Zahl in die Tätigkeit der Bibliothekare

Die genauere Beschäftigung mit den Staus und Rückständen und dem Aufwand für die Tauschschriften in der Katalogisierung brachte als Nebenresultat den Eindruck, dass die verschiedenen Bibliothekare recht unterschiedlich leistungsfähig seien. Die darauf durchgeführte genaue Erfassung der Titelaufnahmen pro Katalogisierenden ergab einerseits die Unzuverlässigkeit oberflächlicher Eindrücke, andererseits aber auch, dass die Leistungsunterschiede viel dramatischer waren als angenommen: zwischen 20 und 400 Titelaufnahmen pro Monat. Nach Auffassung der Leitung konnten solche Differenzen nicht gerechtfertigt werden, und man war überzeugt, dass die Bibliothekare die Situation ähnlich beurteilen würden.

Aber weit gefehlt. Die Bibliothekare waren empört, und zwar nicht wegen der Leistungsdifferenzen, sondern wegen der Erhebung an sich. Nach dem Selbstverständnis der Bibliothekare war ihre Arbeit nur nach qualitativen Kriterien zu bewerten, ihre ganze Berufsausbildung und ihr Berufsethos waren auf Korrektheit und Fehlerlosigkeit ausgerichtet. Sie hatten dafür zu sorgen, dass der Katalogeintrag für alle Zeiten gültig und richtig war. Wieviel Zeit sie dafür benötigten, war ihnen überlassen. Die rein quantitative Leistungsmessung war ein Angriff auf das Berufsverständnis, die Berufsehre und die Arbeitsautonomie. Einige waren dennoch bereit, mit der Bibliotheksleitung zu diskutieren, weil sie dieser weniger Bösartigkeit als Inkompetenz unterstellten. Sie wiesen auf die erheblichen Unterschiede des Schwierigkeitsgrades bei der zu bearbeitenden Literatur hin und monierten, die Qualität der Arbeit müsse in ein vernünftiges Verhältnis zur Quantität gesetzt werden.

Diese Leistungsdiskussion im Vorfeld der EDV-Einführung erweist sich aus heutiger Sicht als Fehler. Sie hätte zu einem späteren Zeitpunkt geringere Folgen gehabt. So wurde aber die Umstellung auf den Computer bereits in der Vorbereitung mit Argwohn, wenn nicht gar mit Aggressionen betrachtet.

Gleichzeitig mit der Automatisierung musste dann das Leistungsproblem angegangen werden. In der nicht gerade entspannten Situation wurde das Ziel gesetzt, nach der Umstellung als erstes mindestens die gleiche Abteilungsleistung wie vorher zu erreichen. Als Minimum sollte ein Katalogisierender 80 Prozent des Durchschnittes leisten; damit schien auch eine für die Schwächeren akzeptable Limite definiert zu sein. Die zu erwartende Mehrleistung der übrigen müsste eigentlich für den Ausgleich besorgt sein. Doch es kam ganz anders. Die Festsetzung der Leistungsnorm war der casus belli. Dieses Ansinnen war offensichtlich illegitim und deshalb jede Gegenmassnahme berechtigt – diese Meinung der direkt betroffenen Diplombibliothekare fand Unterstützung vor allem bei den Akademikern. Die korrekte Zahlenerfassung wurde von einigen Mitarbeitern mit fast kindischen Tricks verunmöglicht, Problemfälle wurden über Monate gehätschelt, Neuerwerbungen unbearbeitet im Magazin versorgt. Kurz: Die Katalogisierung brach zusammen. Gespräche mit vorher gut motivierten Bibliothekaren zeigten auf, dass sie wirklich Opfer eines Kulturschocks geworden waren. Nach ihrer Auffassung war es schlicht unwürdig, eine geistige Arbeit auch in Zahlen fassen zu wollen. Ein Mitarbeiter, der geistige Arbeit verrichtet, wisse selbst ganz genau, was und wieviel er tun müsse. Nehme man ihm diese Verantwortung, mache er nur noch das Minimum.

Ganz ähnliche Erfahrungen wurden später beim Einzug der individuellen Leistungsmessung in den anderen Betriebsabteilungen gemacht. Aber wenn auch die Argumente dagegen dieselben blieben, so nahm doch die Heftigkeit der Reaktion von mal zu mal ab.

Erwähnenswert ist schliesslich der Versuch, selbst für die Arbeit der wissenschaftlichen Bibliothekare gewisse quantitative Angaben zu ermitteln, nämlich die Zahl der bestellten und der beschlagworteten Titel pro Fachreferent. Die Reaktion der Akademiker fiel nach einem ersten Aufbrausen eher gemässigt aus. Die Legitimität der Erhebung von Zahlen wurde jetzt kaum mehr angezweifelt, Reserven wurden lediglich noch in bezug auf die Aussagefähigkeit der Zahlen angemeldet, und vor übereiligen Interpretationen wurde eindringlich gewarnt.

#### Kulturwandel: von der Lesestube zum Betrieb

Im Schatten der spektakulären technischen Entwicklung hat in den Bibliotheken ein ebenso tiefgreifender Wandel stattgefunden: Die Bibliothek ist zum Betrieb geworden. Der Kulturschock durch das Eindringen der Zahl ist weitgehend überwunden. Betriebswirtschaftliches Denken ist akzeptiert als ein wesentliches Element der erfolgreichen Bibliotheksführung. Dieser Prozess war wie oben gezeigt kein einfacher. Und mit vielen Verlusten verbunden. Nicht wenige Mitarbeiter haben die Bibliothek wegen der veränderten Bedingungen verlassen.

Auffällig ist, dass nach diesem Substitutionsprozess die Berufsleute an der Bibliothek viel stärker vertreten sind. Die Professionalisierung der Bibliotheksberufe ist parallel zur betrieblichen und technischen Entwicklung verlaufen. Und offensicht-

lich ist das betriebswirtschaftliche Denken zu einem selbstverständlichen Bestandteil der bibliothekarischen Ausbildung geworden.

Die Professionalisierung geht weiter und wird nach den Diplombibliothekaren sukzessive auch die Fachreferenten und auf einer unteren Ebene im Rahmen einer Berufslehre die Bibliotheksassistenten erfassen. Die immer bessere Berufsausbildung der Bibliotheksangehörigen garantiert der Universität und dem Kanton für die Zukunft eine leistungsfähige und effiziente Bibliothek.

## Nachwort

Grosse Ereignisse werfen ihre Schatten voraus. Und sogleich macht sich ein Schattenkomitee an die Arbeit, um dem Ereignis gerecht zu werden. Allen ist klar: keine Festschrift. Und dann beginnen die Überlegungen: Vorschläge, Gegenvorschläge, Diskussionen, Debatten. Und zum Schluss: doch eine Festschrift.

Nach dieser kreativen Phase setzte die ganz normale Arbeit ein. Es wurde bewusst ein weites Thema festgelegt, um vielen Leuten die Gelegenheit zu geben, sich zu beteiligen. Auch der Kreis der Personen im beruflichen Umfeld von Fredy Gröbli wurde recht offen gewählt: Behörden, schweizerische und ausländische Kollegen und die Mitarbeiter der Universitätsbibliothek. Erfreulich spontan hat sich eine grosse Zahl der angeschriebenen Persönlichkeiten bereit erklärt, einen Beitrag zu verfassen – und alle haben ihn auch geliefert.

Den Autoren sei an dieser Stelle gedankt, nicht nur für ihre Beiträge, sondern auch für die nette und unkomplizierte Zusammenarbeit mit unserer Redaktorin. Ein erster Dank gilt natürlich eben dieser Redaktorin, Frau lic.phil. Andrea Mašek, die sich als PR-Verantwortliche der Universitätsbibliothek sofort für diese Aufgabe zur Verfügung stellte.

Als einzigartiger Glücksfall darf bezeichnet werden, dass mit Herrn Marcel Jenni, dem kürzlich pensionierten Leiter unserer Reproabteilung, ein ausgewiesener Fachmann von allem Anfang an die Verantwortung für die Gestaltung und die technische Herstellung der Festschrift übernommen hat. Herr Jenni widmet damit seinem langjährigen Direktor und natürlich auch der Universitätsbibliothek sein ganz persönliches Abschiedsgeschenk. Hervorragend unterstützt wurde er in seiner Arbeit durch Herrn David Courvoisier, der das Lektorat betreute und durch Herrn Luc Delay, der die Texte erfasste. Ohne ihre engagierte Arbeit hätte diese Festschrift nicht entstehen können.

Ihnen allen – und auch den vielen Ungenannten – gebührt unser herzlichster Dank.

E. Wiss

...the first of the ...

...the second of the ...

...the third of the ...

...the fourth of the ...

...the fifth of the ...

...the sixth of the ...

...the seventh of the ...

...the eighth of the ...

...the ninth of the ...

...the tenth of the ...

...the eleventh of the ...

...the twelfth of the ...

...the thirteenth of the ...

...the fourteenth of the ...

...the fifteenth of the ...

...the sixteenth of the ...

...the seventeenth of the ...

...the eighteenth of the ...

...the nineteenth of the ...

...the twentieth of the ...

...the twenty-first of the ...

...the twenty-second of the ...

Den vordantz hat man mir gelan  
 Danñ ich on nutz vil bücher han  
 Die ich nit lyß / vnd nyt verstan



## Von vnnutzē buchern

Das ich sytz vornan in dem schyff  
 Das hat worlich eyn sundren gryff  
 On vrsach ist das nit gethan  
 Vff myn libry ich mych verlan

Von büchern hab ich grossen hort  
Verstand doch drynn gar wenig wort  
Vnd halt sie dennacht in den eren  
Das ich jnn wil der fliegen weren  
Wo man von künsten reden düt  
Sprich ich / do heym hab ichs fast güt  
So mit loß ich benügen mich  
Das ich vil bücher vor mir sych /  
Der künig Ptolomeus bstelt  
Das er all bücher het der welt  
Vnd hylet das für eyn grossenschatz  
Soch hat er nit das recht gesatz  
Noch kund dar vß berichten sich  
Ich hab vil bücher ouch des glich  
Vnd lys doch gantz wenig dar jnn  
Worumb wolt ich brechen myn synn  
Vnd mit der ler mich bekümbren fast  
Wer vil studiert / würt ein fantast  
Ich mag doch sunst wol sin eyn here  
Vnd lonen eym der für mich ler  
Ob ich schon hab eyn groben synn  
Soch so ich by gelerten bin  
So kan ich jta sprechen jo  
Des tütschen orden bin ich fro  
Dann ich gar wenig kan latin  
Ich weyß das vinū heysset win  
Gucklus ein gouch / stultus eyn dor  
Vnd das ich heyß domne doctor  
Die oren sint verborgen mir  
Man sah sunst bald eins mullers thier



